Gesammelte Werke: Kinder des Hochlands, eine ...

John Henry Mackay




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

John Henry Mackay

Gesammelte Werke

Dritter Band

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

Erster Band:

Gedichte

Zweiter Band:

Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte

Dritter Band:

Kinder des Hochlands — Helene — Sturm

Vierter Band:

Moderne Stoffe — Die Menschen der Ehe

Fünfter Band:

Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang

Sechster Band:

Zwischen den Zielen

Siebenter Band:

Der Schwimmer

Achter Band:

Die Anarchisten

Diese Gesamt-Ausgabe wurde im Sommer des Jahres 1911 in der Buchdruckerei von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen in einer Auflage von 1200 Exemplaren gedruckt. Davon wurden 50 Exemplare auf handgeschöpftem van' Gelder (in acht Ganzlederbänden gebunden zu 120 Mark) abgezogen, die — handschriftlich vom Verfasser numeriert und signiert — nur direkt von dem Verlage Bernhard Zack in Treptow bei Berlin, Kiefholzstraße 186 zu beziehen sind.

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

In acht Bänden

Dritter Band:

Kinder des Hochlands
Helene
Sturm

Treptow bei Berlin
Bernhard Zacks Verlag
1911

Kinder des Hochlands

Eine Dichtung aus Schottlands Bergen

Helene

Sturm

Von

John Henry Mackay

Treptow bei Berlin
Bernhard Zacks Verlag
1911

Kinder des Hochlands

Eine Dichtung aus Schottlands Bergen

Breathes there the man, with soul so dead,
Who never to himself hath said,
  This is my own, my native land!
Whose heart hath ne'er within him burn'd,
As home his footsteps he hath turn'd,
  From wandering on a foreign strand!

Sir Walter Scott,
The Lay of the Last Minstrel VI, 1.

Harfe des Nordens, die der große Meister rief,
Als sie den Zauberschlaf an Fillans Quelle schlief,
Und die auf seinen Ruf, von seiner mächtigen Hand
Zu neuem Zauberspiel unnennbar süß gespannt,
Wie leises Wettersäuseln, wie Donnerrollen klang,
— Befreiend es sein Volk, sein Heimatland durchdrang, —
Harfe des Nordens, kannst dem Jünger du vergeben,
Wenn er es kühnlich wagt, nicht ohn' geheimes Beben,
Denselben Weg zu gehn, den einst der Meister ging?
Vergib! auch ihn die Pracht des Hochlands einst umfing,
Vergib ihm! denn auch er ist jener Berge Sohn,
Und Heimweh, heißes Heimweh gab ihm des Liedes Ton — —
Jetzt weißt du, was dies Lied auf seine Lippen trieb:
Harfe des Nordens, muß ich jetzt noch flehn: ‚Vergib!'?

Erster Gesang

Duncan MacTavish

Des Herbstes Boten kamen schon,
Und es begann auf seinem Thron
Der heiße Sommer zu ermatten.

Der Abend nahte. Leise Schatten
Entstiegen des Gebirges Gründen.
Noch einmal, wie um es zu künden,
Daß sie die Herrin, flammte glühend,
Ein Strahlenmeer rings um sich sprühend,
Die Sonne auf am letzten Grat,
Bevor sie an den Rückzug trat.

Wie eine Jungfrau unberührt,
Die nie von Liebe ward verführt,
Sich einem Manne hin zu eigen
Zu geben und ihr Haupt zu neigen,
So stolz und starr, so kraftvoll stark,
Die hehren Glieder voller Mark,
Und wankend nie in ihrem Mut
In stiller Pracht Mull Eiland ruht.
Doch prahlt sie nicht mit ihrer Pracht,
Wie's eitel manche Dirne macht:

Sie ist bewußt sich ihrer Zier,
Und das genügt bescheiden ihr.
Kein Schwächling darf ins Aug' ihr schaun,
Daß nicht befällt ihn stilles Graun.
Doch wer ihr naht mit off'nem Mut,
Dem flößt sie in die Adern Glut,
Und wenn er dankbar heim dann kehrt,
Als Gastgeschenk sie ihm beschert
Die stille Sehnsucht, die sein Herz
In fremdem Land zieht inselwärts,
Daß er ohn' süßes Weh im Innern
Mull Eilands nie sich kann erinnern,
Wie es im weiten Meere liegt:
Doch nicht ein zartes Kind, geschmiegt
In seiner Mutter treuem Arm,
Und dort geborgen, still und warm, —
Nein, wie ein erzgeschirmter Krieger,
Der aus dem Kampfe ging als Sieger,
Den Fuß auf Feindes Nacken setzt,
Den er besiegt und dennoch schätzt.

Wo kühn und stolz sein Haupt empor
Der Insel höchster Berg, Ben More,
Bis in den Himmel, scheint es, streckt,
Der es mit Wolkenschleiern deckt,
Da ist der Insel schönster Teil!
Dort hat Natur die Berge steil
Entkleidet ihrer Wälder Hülle,
Doch dafür in gewalt'ger Fülle
Der Blöße Zauberreiz entschleiert — —
Es stockt mein kleines Lied, es feiert

Und schwelgt in der Erinnerung Wonnen,
Das kaum mit Zagen erst begonnen —
Frisch auf! Du darfst nicht feig verzagen,
Du sollst ja auch zu andern tragen
Die Kunde von Mull Eilands Schöne!
Leih' dazu dir der Sehnsucht Töne,
Laß sie durch deine Worte klingen —
Vielleicht ein Herz — nur eins! — sie zwingen. —

Um Ben More rings im Kreise liegen,
Schutzsuchend dicht an ihn sich schmiegen
Viel hohe Berge, ernst und kalt.
Wenn rauh der Wind mit Allgewalt
Hin über ihre Höhen fährt,
Nur dürres Heidekraut er kehrt,
Das seinem Toben widersteht.
Voll Unmut dann er weiter weht
Und über Loch Ba's blauem Spiegel
Zu leichtem Spiel regt seine Flügel,
Bis er die Fläche so erregt,
Daß sie sich leicht in Falten legt;
Und höher kräuselt er die Wellen,
Wie sie am Uferkies zerschellen.

Von Loch Ba's zauberischem Blau
Wende den Blick dorthin, wo grau
Der Himmel seine Riesenhand
Aus über Ben Bhegs Gipfel spannt.
Dort, wo der Kamm des Bergs sich senkt,
Wo Felsen sich an Felsen drängt,

Dort liegt ein niedrig-kleines Haus.
So weltverlassen sieht es aus!
Sahst je du, wie sich baut sein Nest
Ein Schwalbenpaar, sicher und fest
An einer Mauer steile Wand,
Oder an eines Daches Rand?
Du wunderst dich, daß es nicht fällt,
Da keine Stütze doch es hält —
So lag das Hüttlein droben auch:
Der nächste, leise Windeshauch,
So zagt, wer droben es sieht schweben,
Wird's federleicht von dannen heben.
Doch in der Hütte wohnt kein Paar.
Es haust in ihr schon manches Jahr
Durch Wind und Wetter unbeirrt
Im Dienste seines Herrn ein Hirt.
Fürwahr, er hat kein leichtes Amt!
Zur völl'gen Einsamkeit verdammt
Sieht eines Menschen Angesicht
Oft tage-, wochenlang er nicht,
Dringt einer Menschenstimme Laut
Ins Ohr ihm nicht, freundlich-vertraut.
Sein Hund sein einziger Gefährte,
All seine Sorge seine Herde!
So wird ihm diese Einsamkeit,
Die doch so endlos ist und weit,
Zu eng oft für sein volles Herz.
Der Tage Länge scheucht kein Scherz,
Aus Freundesmund kein frohes Wort,
Kein Blick aus Mädchenaugen fort.

Trüb sieht er oft den Tag beginnen,
Trüb ihn im Meer der Zeit verrinnen,
Das keine Spuren hinterläßt,
Das kein Erinnern ihm hält fest,
Denn jeder Tag dem vorigen gleicht,
Nur still und stiller hin er schleicht,
In seiner Seele ungebucht,
Wenn Abends er sein Lager sucht.
Doch eins ihm diese Ruhe bringt:
Zur stillen Einkehr sie ihn zwingt.
Kein äuß'res Leben kann ihm geben
Die Stille, doch ein inn'res Leben
Gibt sie ihm reich: manchen ich weiß,
Der diesem gäbe gern den Preis!

Rings alles einsam, alles still! —
Da tönet plötzlich laut und schrill
Herauf aus wildzerriss'ner Kluft
Ein Schrei hin durch die kühle Luft.
Das ist das Adlerweib, den Horst
— Er liegt im Fels, der einstens borst
Im Sturm in grauser Wetternacht,
Kein Menschenfuß dorthin sich wagt —
Den Horst verlassend. Alles lauscht
Dem Flug, der durch die Lüfte rauscht:
Die Herde springt erschrocken auf,
Das Reh beflügelt seinen Lauf,
Aus seinem Strauch das Birkhuhn fliegt,
Der Reiher, der sich droben wiegt,
Regt rascher seine weiten Schwingen,
Wie er den Schrei hört zu sich dringen,

Und Berg und Täler werden wach
Und rufen ihn im Echo nach,
Und alles, was da kreucht und fleugt,
Der Berge Königin sich beugt!
Doch wie sich schnell die Furcht geregt,
So schnell sie auch sich wieder legt,
Und bald liegt alles rings herum
Wie vordem lautlos, still und stumm.

Die Sonne ist in Nacht versunken!
Als hätte alles Licht getrunken
Die herrlich-strahlende in sich,
So aller Glanz mit ihr entwich.
Der Himmel, eben noch so blau,
Wird eingehüllt in düstres Grau,
Das rings sich um die Berge hängt
Und sich in alle Schluchten senkt.
Zu schwach des Mondes Silberlicht,
Daß es die Dunkelheit durchbricht,
Sein Glanz, der tostreich stets sonst funkelt
Am Sternenhimmel ist verdunkelt —:
So oft der Schmerz um das Gemüt
Des Menschen dunkle Schleier zieht,
Daß selbst der Hoffnung milder Schein
Erlischt — der Kummer bleibt allein
Zernagend jeder Ruhe Glück
Im tiefsten Inneren zurück.

Und immer mehr die Wolken drängen
Zusammen sich, stets tiefer hängen

Die düsteren und enger noch
Umziehen sie der Berge Joch.

Wenn von des Hirten kleinem Haus
Nach links man wendet sich hinaus,
Und schreitet dann auf stein'gem Pfad
Um Ben Bhegs zu Ben Goars Grat,
Gelangt man bald zu einer Stelle,
Wo Loch na Keals bläuliche Helle
Bis weit hinauf man leuchten sieht:
Die Bucht, die weit ins Land sich zieht
Und starr und trotzig Ulvas Land,
Umrauscht von weißem Wogenbrand,
Das mächtig sich der Flut enthebt.
Man schaut die Möwe, wie sie schwebt
In hastig-unablässigem Flug
Hoch über eines Schiffes Bug,
Das bald durch Gribun Headlands Wand
Verdeckt dem spähenden Blick entschwand.
Das ist der Platz, wo jeden Abend
— Wohl ist die Aussicht süß und labend —
Duncan, der Hirte, lange steht
Und unablässig niederspäht.
Wem gilt sein Blick? Dem Loch na Keal?
Dem weißen Strand, der silberhell
Das Dunkel selbst der Nacht durchdringt
Und ihm der Wellen Grüße bringt?

Auch heute Abend steht er dort,
Duncan MacTavish, fort und fort

Zum Tal den heißen Blick gewandt,
Das längst in dunkler Nacht verschwand.
Wer sie dort stehn sieht, die Gestalt,
Reglos, von Finsternis umwallt,
Und an den Felsen leicht gelehnt,
Der einzige Mensch ringsum, der wähnt,
Der alten Helden einer sei
Der Gruft entstiegen —: wild und frei
Noch einmal durchs Gebirg' zu schweifen,
Noch einmal seinen Speer zu greifen,
Zum Kriege nicht — nein, nur zur Jagd,
Die einst so oft ihm Freud' gemacht;
Und nun, da schon der Abend naht,
Auf des Gebirges steilem Pfad
Zur Höhe ist emporgestiegen,
Damit noch einmal überfliegen
Das trunkne Aug' die Heimat kann,
Bevor er still und traurig dann
Zur Erde legt den treuen Speer,
Und dann, entledigt seiner Wehr,
Ins Grab sich wieder schlafen legt ...

Vorbei, du Traum! — Der unbewegt
Dort oben steht am Ben Goar
Niemals ein Held, ein großer, war.
Ein Hirt nur ist's: ins Auge schau
Dem schlichten Mann und ihm vertrau!
Denn hinter seiner Stirne klar,
Die rings umwallt von dunklem Haar,
Entstand ein Luggedanke nie,
Und keine Täuschung je gedieh

Aus einem Drucke seiner Hand,
Die stets als treu sich noch erfand.
Und daß ihm fremd jedweder Trug
Zeigt auch um Mund und Kinn der Zug.
Doch bald trübt Mitleid deinen Blick,
Wenn du es siehst, wie das Geschick
Dem Mann der Glieder Freiheit engte,
Ihn in der Lähmung Fesseln zwängte,
Wie ihm versagt sein linkes Knie
Den schuldigen Dienst und daß er nie
Kann gehn, ohn' daß er mit Verdruß
Vom Stab sich Hilfe leihen muß.

Ist das es, was den leisen Zug
Des Schmerzes auf sein Antlitz trug?
Vielleicht — wohl ist es möglich — haben
Ihn andere Sorgen eingegraben:
Vielleicht der Schmerz, daß nie auf ihn
Der Strahl getreuer Liebe schien,
Daß er ihm nie die Tage kürzte,
Sein einsam-karges Mahl ihm würzte,
Vielleicht ein leidvolles Entsagen —
Du weißt es nicht, denn niemals klagen
Und nie sein Leid dir geben kund
Hörst du den fest geschlossenen Mund.
Jedoch nicht immer ist so stumm er:
Zuweilen drängt es ihn, den Kummer
Der stillen Einsamkeit zu klagen,
Als könnte sie ihm helfen tragen
Die Last, die ihm ward auferlegt.
Ihm ist, als ob er leichter trägt

Dann an der schweren — so auch heute!
Der Sehnsucht wildgequälte Beute
Dringt es von seinen Lippen, bald
Wie leise Klage, leicht verhallt; —
Dann wieder stürmisch laut: so bäumt
Sich unter seinem Joch und schäumt
Ein edles Roß; — dann sucht er wieder
Mannhaft den Schmerz zu kämpfen nieder.
„Der Wandrer bin ich! — Eine Last
Trägt er zu Berg, erliegend fast —
Nein, nicht dem Wandrer gleiche ich!
Er kann der Last entledigen sich,
Wenn sie zu schwer ihm wird — mir ist
Gegeben keine solche Frist!
Mich hat das Elend festgekettet,
Das grauenvolle — nie gerettet
Werd' ich von seiner Gegenwart!
O es ist schwer, unmenschlich hart,
So ohne Hoffnung hinzugehn . . .
Wohin die müden Augen sehn
Ist einsam es —: nur eine Brust,
Um auszuweinen Schmerz und Lust!
Vermessener Wunsch, niemals erreichst
Die Höhe du, zu der du steigst —
Der Lose allerschwerstes Los
Ich zog es aus des Schicksals Schoß:
Allein zu sein, allein, allein! —
Allein mit meiner bittren Pein! —
— Und so in nutzlosem Verlangen
Sind mir die Tage hingegangen,

Hat sich die Hoffnung mir entfernt —
Doch hab' ich von der Zeit gelernt
Die eine Lehre: sich bescheiden!
Und dann auch: seine kleinen Leiden
In tiefster Seele zu verbergen,
Und niemals von des Mitleids Schergen,
Daß sie um Andere selbstlos bangen,
Kurz — mehr als Worte zu verlangen! —
Trostlose Weisheit . . . doch das Leben
Hat keine bessere mir gegeben.
Darum: Entsagen — sich bescheiden —
Und einsam, einsam — leiden — leiden! —"

So leise-schmerzdurchbebt verklingend,
Die klare Luft mit Weh durchdringend,
Des Herzens schwere Klage endet.
Und langsam nun zum Gehen wendet
Sich Duncan seiner Hütte zu.
Sucht dort für seinen Schmerz er Ruh?
Er weiß es wohl, wie manche Nacht
Ihm keinen Schlummer schon gebracht!
Auch diese wird ihm keinen bringen.
Er fragt nicht mehr, warum die Schwingen
Des Schlafs nicht schweben über denen,
Die sie am heißesten ersehnen.

Noch einen Blick ins Tal zurück,
Als läge dort für ihn ein Glück,
Ein großes — und noch einmal weht
Ein Wort von seinem Mund, versteht

Der leise Nachtwind seinen Laut,
Der auf die Berge niedertaut?
„Dort unten — Alles! — Alles dort!“ —
Es ist verklungen, — und den Ort
Verläßt der Hirt. — Nun alles still,
Und nichts ringsum mehr wachen will.

Mull Eiland schläft — o träume süß
Den Heldentraum, du Paradies!

Zweiter Gesang

Sheila MacPhail

Wo der Derryguaig Burn mit Toben,
Der in den Felsen entsprungen droben,
Nieder zum lachenden Tale fließt
Und in den Loch na Keal sich ergießt,
Dort in üppiger Wiesen Mitte
Steht eines Fischers einsame Hütte.

Zwar der einst wohnte in ihr, er ruht
Tief auf dem Grunde der Meeresflut.
Einst in der Sturmnacht zog's ihn herab,
Rauschende Wellen wurden sein Grab;
Doch noch heute sein Weib und sein Kind
Die Bewohner der Hütte sind:
Niemals die Frau getrennt sich hätte
Von der ihr teuer gewordenen Stätte,
Wo das höchste Glück sie umschwebte,
Wo das tiefste Leid sie durchbebte.

Schön sind die Tage des Sommers: die Welt
Von der strahlenden Sonne erhellt!
Wohin das Auge schaut: lauteres Licht,
Das sich in sprühenden Strahlen bricht,

Allüberall die gewaltige Kraft,
Welche das Neue spielend erschafft;
Allüberall die vollendete Reife —
Da ist kein Halbes, wohin ich auch greife,
Allüberall so berauschend die Pracht,
Daß dich es reut, zu durchschlafen die Nacht!
Schön sind die Tage des Sommers: die Welt
Von der strahlenden Sonne erhellt!
Aber schön auch der Herbst, wenn kehret
Wieder die Sonne des Sommers und wehret
Seinem zerstörenden Werk, wenn die Spur,
Die er schon schrieb auf die welkende Flur,
Einmal errettend sie noch verwischt,
Bis auch ihr Strahl, der heiße, erlischt . . .
Schön ist der Herbst: noch einmal die Welt
Von der strahlenden Sonne erhellt! —
Schön sind die Jahre, in denen der Mann
Steht auf dem sicher gezogenen Bann
Zwischen dem Alter der stürmischen Jahre
Und der Zeit, die sich nähert der Bahre,
Wenn er, in allem zum Manne gereift,
Sicher und stark nach dem Ziele greift,
Wenn er, der strebenden Sicherheit Bild,
Seines Lebens Pflichten erfüllt!
Schön sind die Jahre des Mannes, doch schön
Auch der Blick von den dämmernden Höhn,
Die das nahende Alter erklommen,
Wenn es den Weg, den es aufwärts genommen,
Von der Erinnerung Sonne erleuchtet
Noch einmal übersieht, und sich feuchtet

Dann das Auge, das müde, — o schön
Ist auch der Abstieg erklommener Höh'n! —
Schön ist der Herbst, wenn noch einmal die Welt
Golden das Sprühen der Sonne erhellt,
Schön bist du, schön, o Sommer im Herbst!
Der mit den herrlichsten Farben du färbst
Alle die Höh'n, die in Purpur du tauchst,
Und mit stahlblauem Glanz überhauchst;
Schöner in prunklosem Schmuck, ihrer Heide,
Steh'n sie, als in dem reichsten Geschmeide,
Wenn der Sommer, der gütige, schenkt
Neidlos dem Herbste, der ihn doch verdrängt.
All seiner Sonne leuchtenden Glanz,
Duftige Blüten aus seinem Kranz,
Wenn er sie legt mit sonnigen Grüßen
Scheidend dem nahenden Herbste zu Füßen ...

Auf der Hütte niedrigem Dach
Heiß des Nachmittags Sonne lag,
Doch die stumme, ermattende Glut
Kühlte ein Windhauch, der von der Flut
Nach dem Lande herüber zog.
Über die glitzernden Gräser er flog,
Beugte luftig die Halme, die schlanken,
Rührte der Rosen blühende Ranken,
Die der Hütte Wände umzogen,
Daß sie gegen die Scheiben sich bogen,
Trug ihrer Blüten berauschenden Duft,
Weit dann hinaus in die sonnige Luft.

Da war Friede! —. Kein Laut zerstörte
Seinen Zauber, kein Wahn betörte
Hier die Menschen, kein Lärmen drang
Hier in das Tal. — Ob draußen bezwang
Kleinliche Sorge der Sterblichen Leben,
Ob die Welt ein fieberndes Streben
Machtvoll durchpulste mit rastlosem Schlag,
Ob das Geschick da draußen lag
Über den Völkern, furchtbar dräuend,
Oder voll Gnade, mit Segen erfreuend —
Hier war unzerstörbare Schöne!
Selbst der Zwietracht gehässige Töne,
Jauchzen des Sieges, Stöhnen des Falles,
Drangen hierher nicht — hier senkte auf alles,
Leise dämpfend das Für und das Wider,
Eine harmonische Ruhe sich nieder.

Hörtest vielleicht in der Kindheit Tagen
Von einem Lande du singen und sagen,
Wo ein ewiger Friede waltet?
Wo kein Krieg die Völker zerspaltet?
Sagenhaft klang dir's, denn uns nicht bekannt
Ist ein solches gesegnetes Land —
Und du horchtest der Märe mit Sehnen!
Einst es zu finden mochtest du wähnen, —
Doch als die Jahre der Reife gekommen,
Haben den sehnlichen Wunsch sie genommen
Fort mit den anderen Träumen des Kindes:
Er verflog mit dem Sausen des Windes,
Der am Baum deines Lebens gerüttelt
Und das Kranke zu Boden geschüttelt,

Dahin, wo alle Träume verwehen,
Die in den seligen Stunden entstehen,
Wo in gesteigerter Kraft wir vergessen,
Uns mit menschlichem Maaße zu messen!

Aber zuweilen zum rechten Weg
Führt uns des Traumes schwankender Steg.
Solch ein seliger, ewiger Frieden
Ist dem Tal auf Mull Eiland beschieden,
Wo sich die Hügel von Dishig ziehn
Weit an Loch na Keals Strande hin.

In das Schweigen langsam hinaus
Tritt ein Mädchen — und wie sie das Haus
Nun verläßt, scheint plötzlich ihr Leben
Die Natur wie ein Hauch zu durchbeben;
Wie ein Hauch, der entfeuert und stählt,
Der das Tote mit Leben beseelt,
So die Natur — kaum bewußt — es durchgleitet.
Nieder zum Strande das Mädchen schreitet.
Schmeichelnd umkosen mit zagendem Gruß
Schimmernde Wellen ihren Fuß,
Alles, was das Tal nur umhegt,
Sheila MacPhail zu dienen sich regt:
Über sie hin sich das Sonnenlicht
Wärmer wie vordem und lachender bricht;
Duftender scheinen die Blumen zu neigen
Sich zu ihr hin; es scheinet zu schweigen
Selbst der Mücken lästiger Schwarm,
Der in der Sonne gütigem Arm

Spielte voll Übermut; lachen die Auen
Holder ihr zu nicht? — scheint nicht zu blauen
Klarer der Himmel, wie nun am Strand,
Auf die Fläche die Blicke gewandt,
Von der Schönheit Glanz übergossen,
Von der Keuschheit Zauber umflossen,
Von der Stärke Bewußtsein umweht,
Ruhvoll, das Kind ihres Tales, sie steht? —

Strahlendes Blau an des Himmels Bogen!
Blendend und tief, nur leise durchzogen
Hier und da von wolkigen Flocken,
Von der Wolken schimmernden Locken —
Tiefdunkles Blau hier unten die Flut!
Still, unergründlich die Fläche ruht —
Wagt es dein Mund und dein Herz zu entscheiden,
Welches das schönere Blau von den beiden?

Aber die Flut und der Himmel vereinigt,
Doch zur Vollendung beseelt und gereinigt,
Ruh'n in dem feuchten, dem schimmernden Blau,
In dem klaren, erquickenden Tau,
Der aus des Mädchens Augen entgegen
So berückend dir lacht, daß sich regen
In dir Gefühle, von denen die Brust
Kaum den Namen, den süßen, gewußt!
— Wenige Schritte vom Hause entspringt
Eine Quelle dem Boden — das klingt,
Plätschert und sprudelt in einem fort,
Wie ein nimmer endendes Wort

Oft im Munde geschwätziger Leute,
Jeder verzweifelt, der ihre Beute.
Aber gerne hört jeder der trauten,
Plaudernden Quelle zu: nicht mit lauten,
Störenden Worten quält sie das Ohr.
Nein, aus dem Schoße der Erde hervor
Springt sie, verlassend die schirmenden Arme,
Stürzt sich hinein in das lockende, warme,
In das sie freundlich begrüßende Licht!
Und nun erzählt sie — und jubelt — und spricht,
Immer in frischen, erquickenden Tönen,
Und das Menschenkind höret der schönen,
Silbernen Flut nur, immer nur zu,
Bis ihn die Holde in friedvolle Ruh
Dankbar und ohne zu zürnen gewiegt,
Bis er, zu ihren Füßen geschmiegt,
Dann die Augen, die müden, schließt,
Und sie über den Schläfer nun gießt
Gaukelnder Träume luftige Schar . . .
Auch dem Mädchen die Stelle war
Teuer und lieb und die seligsten Stunden
Stillen Alleinseins waren geschwunden
Ihr an dem traulichen Platze hin. —
So auch heute lenkt sich ihr Sinn
Zu der Quelle und fort von dem Strand,
Und sie schreitet bergaufwärts gewandt.
Sicher ihr Schritt, doch anmutig-leicht,
Und gar bald hat ihr Ziel sie erreicht.

Doch bevor auf den moosigen Stein
— Lockend zum Ruhen ladet er ein —

Sie sich niedersetzt, schnell noch bückt
Sie sich hierhin und dorthin und pflückt
Von der Heide, der starren, der zarten,
Alle der Farben verschiedene Arten,
Die den Fuß des Ben Atha umblüh'n,
Dazu des Farrenkrauts saftiges Grün;
Und sie beginnt, entwirrend das Ganze,
Sorgsam zu reihen zum zierlichen Kranze
Weiße und rote Blüten, und flicht
Dann um die reizenden Farrenkraut dicht.

Blüte an Blüte wird eifrig gewunden.
Schnell entflieh'n ihr die eiligen Stunden,
Und als ihr fleißiges Werk sie geendet
Hat sich zum Scheiden die Sonne gewendet,
Und wie gen Westen die ruhlose schreitet
Über die Erde, die müde, gleitet
Hin das erste Dunkel — und nun
Auch die Hände des Mädchens ruhn!
Und sie blickt auf die träumenden Wellen,
Die zu ihren Füßen zerschellen,
Blickt zur Ferne — und heißes Verlangen
Nimmt ihre Seele plötzlich gefangen.
Aber dann hebt sie, als ob es den Bann
Lösen könnte, zu singen an.
Wehmütig leise ertönt ihr Lied,
Das über die dämmernden Fluten zieht —
Wie der Sehnsucht entsagender Schrei es klingt,
Wie verletzter Stolz zum Himmel es dringt,
Dann wieder wie Liebe in rührendster Demut,
Und wieder zerhallend in schmerzlicher Wehmut.

Und endlich in stürmisch-gewaltiger Kraft,
Gleich erwachendem Trotze der Leidenschaft —
So über die dämmernden Fluten zieht
Sheila MacPhails geliebtestes Lied:

Wenn er geschritten kommt
Nieder zum Tale,
Wie wird das Herz mir schwer
Mit einem Male!
Ich möchte weinen, bis es mir bricht —
Was mich beweget, er ahnet es nicht!

Und wenn er vor mir steht,
Sich zu mir neiget,
Und ich ihm lausche —
Mein Herz nicht schweiget!
Ich möchte jubeln, bis es mir bricht —
Was mich beweget, er ahnet es nicht!

Und wenn er wieder geht,
Sich von mir wendet,
Wie ist mit einemmal
Mein Glück geendet!
Wie da die Woge der Sehnsucht bricht
Über mich hin — er ahnet es nicht!

Das Lied hat geendet — den letzten Ton
Trägt das Wehen des Abends davon,
Aber nicht die dunklen Gewalten,
Die gefesselt das Mädchen halten.
All ihr Kämpfen, es ist vergebens,
Denn das Verhängnis ihres Lebens

Leitet das Schicksal mit ehernen Händen,
Nutzlos das Ringen, es von sich zu wenden,
Machtlose Welle, zerschellend an Klippen!

Ohnmächtig fühlt sie's, doch von ihren Lippen
Es in stürmischen Worten bricht:
„Dir will ich's sagen, du stilles Licht!
Freund der Verlassenen hört' ich dich nennen,
Freund sei auch mir und ich will dir bekennen,
Was ich bis heute, ohne zu klagen,
Still im gequälten Herzen getragen:
Ja — ich lieb' ihn! — o armes Wort!
Arm — und dennoch mein ganzer Hort,
An dem mein Sein, mein gebrochenes, hängt,
In das mein Fühlen, mein ganzes, sich drängt.
Ja — ich lieb' ihn! — ich hab' es bekannt,
Und nun sei auch hinaus es gesandt
In die es nimmer verratende Stille,
Nun will ich hören es in der Fülle
Seines Wohllauts und will es genießen,
Mag auch mein Herzblut mit ihm entfließen.
Duncan MacTavish, du teurer Mann,
Mit Leib und mit Seele gehör' ich dir an!
Doch bitter schmerzt mich's, wenn achtlos du gehst
An mir vorüber und mich verschmähst —
Doch schweige, mein Herz, o schweige, schweige,
Eh' meine Liebe dem Stolzen ich zeige
Muß auf Mull Eilands geliebte Pracht
Sich senken des Unterganges Nacht!
Und wie die zärtliche Mutter ihr Kind,
Ihr einziges, schützet vor jeglichem Wind,

Auf daß erhalten das teure ihr bliebe,
So will ich auch bergen meine Liebe;
Ich nenne auf Erden sonst nichts mehr mein —
Sie will ich behalten für mich allein —
Und nie — nein niemals — ich ihm sie zeige —
O schweige, mein Herz — o schweige, schweige!“

Sie stockt — und dann mit jäher Gebärde
Zerreißt sie den Kranz und wirft ihn zur Erde,
Und eilet fort . . . in der Stille ist bald
Sheilas Schritt, der leichte, verhallt,
Und mit ihm sind die Worte verklungen,
Die von ihrem Munde gedrungen.

Ruhe ringsum! — den Frieden, den hehren,
Kann der Sterblichen Klage nicht stören! —
Das war an desselbigen Tages Rand,
Als droben am Ben Goar Duncan stand.

Tiefer senkt sich die Schwinge der Nacht! —
Über die müde, träumende Pracht
Starrer Berge sie leise geht,
Durch die Täler, die dunklen, sie weht,
In dem lautlos atmenden Flug,
Mit dem so oft schon treulich sie schlug
In des Schlafes ersehnte Bande
Die ihrer Obhut vertrauten Lande.

Tiefer senkt sich der Fittich der Nacht! —
Allen den Müden sei Trost ja gebracht!

Über die Hütte voll Mitleid er fliegt,
Bald hat Sheila in Schlaf er gewiegt
Lindernd die heiße Stirne streifend,
Nieder des Traumes Labung träufend.

Tiefer senkt sich und tiefer die Nacht! —
Bis den gesegneten Flug sie vollbracht,
Und sich der Tag vom Lager erhebt.
Da erst erlöst nach oben sie schwebt,
Wissend, daß die Erde geborgen
Träumt nun entgegen dem nahenden Morgen.
Golden der Sonne erwachendes Licht
Ihre enteilende Schwinge durchbricht,
Himmelwärts hebt sich die strahlende — weit,
Weit bis hinauf zur Unendlichkeit!

Dritter Gesang

Die Werbung

Des Mißmuts Wolke überflog des Morgens
Zu neuem Tag eben erwachtes Antlitz,
Und düsteres Dunkel lag auf seinen Zügen,
Die graue Nebelschleier hüllend deckten.
Doch bald zerriß des Himmels Regenschauer
Ihr zart' Gewebe, trieb es machtvoll fort,
Daß es zerflatterte im weiten Äther.

Und wie sich aus den dichten Nebeln mählich,
Erst unklar und verschwommen, sichtbar dann
Der Berge Massen scheu, doch trotzig hoben,
Goß sich des Regens unerwünschte Flut,
Als ob sie nie versiegen wolle, nieder
Auf die enthüllten. — Doch die Schönheit
Ward Mull als unentreißbares Besitztum,
Als es dem Meer entstieg, von der Natur,
Ein hold' Geschenk der gütigen, gegeben.
Auch jetzt noch schmückte sie das Eiland treulich:
Der Silberbäche reiche Perlenschnüre
Ins dunkelbraune Heidehaar geflochten,
Das war der Schmuck, den sie ihm heut' verlieh.

Am Strande Loch na Keals, den jenen Morgen
Die Flut, die ebbende, verlassen hatte,
Um bald aufs Neu' ihn wieder zu bespülen,
Schritt hin ein Mann in ungeduldigem Hasten;
Den Blick, den düsteren, auf den unwegsamen,
Den von der Regenflut zerwaschenen Weg
Geheftet, schritt er stumm und rastlos vorwärts.
Nur dann und wann, wenn auf den nassen Steinen
Sein Fußtritt ausglitt, wenn der Wind ihm wehte
Das Plaid von seinen Schultern, wenn der Regen
Ihm gar zu arg ins finstere Antlitz schlug,
Daß er den Schritt, den eiligen, hemmen mußte,
Entfuhr ein Wort des Unmuts seinen Lippen.
Sonst waren fest die blutlosen geschlossen,
So fest, daß unbewußt der böse Zug,
Der auf dem Antlitz lag, der Zug der Falschheit,
Schärfer hervortrat, denn gewöhnlich barg
Er in dem kurzgeschnittenen Barte sich,
Der dicht das Kinn, die Wangen dicht bedeckte.

Zwar oft gehemmt, von Regen ganz durchnäßt,
Doch stetig=sicher vorwärts kam der Mann,
Und jeder Schritt, der ihn dem Ziele näher
— Schon lag es sichtbar vor ihm, das erstrebte,
Die Hütte war's, in welcher Sheila wohnte —
Und näher brachte, wurde schneller noch,
Und in dem Auge flammte es zuweilen,
Wenn er die abnehmende Entfernung maaß,
Wie Wetterleuchten auf, das Unheil kündet,
Wie ein Triumph, wie sündhaftes Begehren. —

Was wollte dieser Mann in jener Hütte?
O Glen na Keal, droht deinem Kind Gefahr?

In ihres Hauses schmaler Tür stand Sheila.
Ihr blaues Auge schaute durch den Regen,
Der, als ob ihrem Wunsche er gehorche,
Langsamer jetzt und feiner niedersprühte,
Hinauf zum Himmel: dunkle Wolken jagten
In trägem Spiel einander, doch die grauen
Durchbrach es hoffnungsvoll, hier blau, da weiß,
Ein Stück des Himmels, der dahinter lag,
Ein Kinderantlitz, das durch Tränen lächelt . . .

Auf Sheilas Zügen lag der Ruhe Abglanz.
Doch flog ein finsterer Schatten durch sie hin,
Als sie den Mann gewahrte, welcher eilig,
Wie er sie sah, den Hügelfuß erklomm.
Doch blieb sie steh'n und wandte nicht den Blick,
Auch dann nicht, als der Wandrer hochaufatmend,
Die Stirn sich trocknend, grüßend vor ihr stand.
Und kühl erwiderte sie seinen Gruß.

„Ich kam hierher, weil ich dich sehen wollte“ —

„Und was wollt Ihr von mir?“ — so klang es kalt
Von Sheilas Lippen, während klar und fest
Ihr blaues Auge auf dem Manne ruhte.
Er hob den scheuen Blick vom Boden auf,
Er glitt an der Gestalt des Mädchens aufwärts,
Bevor er ihren traf, doch konnte er

Ihn nicht ertragen, und sein Auge suchte
Den Boden wieder, als er so begann:

„Was frägst du, Sheila, weißt du es doch gut,
Was mich hierher trieb durch den nassen Morgen“ —
Er stockte, fuhr dann zuversichtlich fort
Und reckte selbstbewußt sich höher auf,
„Und heute komme ich, um dich zu fragen“
— War's Hochmut, war es Frechheit, war es beides,
Was aus den selbstbewußten Worten sprach? —
„Um dich zu fragen, ob du als mein Weib
Mir folgen willst — ins Herrenhaus die Herrin?“
Dann fügt er bei: „Sprich, Sheila, willst du das?“

Sichrer und sichrer war sein Wort geworden,
Und keck sah jetzt er zu dem Mädchen auf,
Erwartend, daß bestürzt von solchem Glück,
Das er ihr bot, sie dankend es entgegen,
Wie eine Huld, wie eine große, nähme.

Im ersten Augenblick stand Sheila stumm,
Wie überrascht, so unerwartet kam,
So plötzlich diese Frage ihr — jedoch
Schnell, ohne Zögern gab sie dann die Antwort.
Hochaufgerichtet stand sie in der Tür.
In ihren Augen blitzte zornig es,
Auf ihren schönen Zügen aber kämpfte
Abscheu und Widerwille mit Verachtung,
Als diese Worte ihre Lippen ließen:
„Gut, Thomas Goldie, daß Ihr endlich offen,

Wie es dem Ehrenmanne ziemet, sprecht.
Und offen soll auch meine Antwort sein!
So schwer wie der Entschluß für Euch gewesen
Um eines armen Fischermädchens Hand
Zu werben voller Trotz, so leicht ist es
Für mich, des reichen Pächtersohnes Antrag
Von mir zu weisen — glaubt nicht, Thomas Goldie,
Daß wie Ihr jene Kleidung, Schottlands Tracht,
Einst eine Zier für seine edlen Söhne,
Heut' — nicht mehr das, was ehedem sie war,
Euch angemaßt (— denn nie gebührt sie Euch
Dem Iren —) daß so gnädig auch zu winken
Ihr einer Tochter dieses Land's nur brauchtet
Um sie zu zwingen, daß sie froh Euch folge —
Nein, Thomas Goldie, maaßt Euch das nicht an!
Ich werde niemals Euer Weib! — Warum?
Weil weder Euch noch Euren Sinn ich liebe."

Sie zögert einen Augenblick, dann fährt sie
In edlem Zorn mit fester Stimme fort:

„Ich will vergessen, daß Ihr mich schon oft
Mit Anträgen bestürmt, die anders,
Ganz anders lauteten, wie dieser heutige.
Doch nie kann ich vergessen, wie Ihr damals,
Vor einem halben Jahre war's vielleicht,
Die arme Una aus der Hütte stießet
Mit ihrem kleinen Kind, als ihr der Mann
In Eurem Dienst gestorben und sie selbst
Vor Kummer krank hilflos daniederlag.

Seht, Thomas Goldie, das vergess' ich nie,
Denn das hat mir gezeigt, wie schlecht Ihr seid,
Wie herzlos und wie feig — und noch einmal:
Sheila MacPhail wird niemals Euer Weib!"

Sie hatte rasch gesprochen, auf den Wangen
Lag der Erregung Röte, als sie dann
Mit schnellem Griff die Türe öffnete,
Ins Haus trat und sie hinter sich verschloß.

Da drinnen sah es freundlich aus, zwar schlicht
War alles nur, doch alles so geordnet,
Daß es das Auge wohltuend berührte,
Wenn prüfend es den kleinen Raum durchglitt.
Im vorderen Gemach blieb Sheila stehen,
Zusammenschauernd — doch dann strich sie schnell
Mit ihrer kalten Hand hin über ihre
Von Zorn erglühte Stirne, und sich fassend
Trat sie ins Nebenzimmer leise ein.
Da stand im Hintergrund ein niedrig Bett,
Und in dem Bett lag eine alte Frau —
So alt nicht, doch des Lebens Schwere hatte
Auf ihres Hauptes Scheitel frühen Schnee
Des Alters schon getragen, böse Krankheit
Lag wochenlang nun schon auf Sheilas Mutter,
Und jeder Tag verkürzte ihres Lebens
Nur hier und da noch jäh aufflackernd Licht.
Mit dem durch Krankheit noch geschärften Ohr
Hatte die lauten Worte sie vernommen,
Ihr Mutterauge konnte auch nicht täuschen

Die Ruhe, welche Sheila sich erzwungen.
„Wer war da eben?“ — fragte sie besorgt.
„Nur Thomas Goldie war es, liebe Mutter“ —
„Und was hat er von dir gewollt, mein Kind?“
Nur zögernd, um der Kranken teure Ruhe
Zu stören nicht, gab Sheila ihr die Antwort,
Doch auch zu wahr, um sorgend sie zu täuschen —
„Ich mußte ihm die Wege weisen, welche
Er schon so oft zu übertreten wagte“ —
„Vor jenem Manne hüte dich, mein Kind!
Ich kannt' ihn schon, als er ein Knabe war.
Schon damals war er falsch und hinterlistig,
Und wenn das Leben diese Eigenschaften
Verwischt auch, nie kann es sie ganz vertilgen.“

Ans Lager liebevoll trat Sheila hin,
Und beugte still sich zu der Mutter nieder,
Die schwachen Glieder sorgsam weicher bettend,
Und aus der Kranken Auge flog ein Strahl
Voll wärmster Mutterlieb', voll frohsten Stolzes,
Wie einen Kuß auf ihre Stirn sie drückte.

Indessen sprühte draußen unaufhaltsam
Der Regen nieder in demselben grauen,
In stets demselben einen grauen Fall.
Noch immer stand, wie fassungslos, zerschmettert,
Der Mann da — und aus seiner Brust rang sich
Ein Stöhnen — bang zugleich und wild — und drohend —
Als ob, was eben er gehört, was eben
Er hören mußte, diese bittere Wahrheit

— Doch bitterer war sie sicher nicht als wahr —
Er könne fassen nicht. — Dann ging er stumm
Den Berg hinab, den eben er erklommen.

Doch als er unten angelangt, schien sich
Der Alp von seiner Brust plötzlich zu lösen
Und drohend hob die Hand er zu der Hütte,
Die friedlich dalag, als ob eben nicht
Die lauten Worte Sheilas sie vernommen,
Wie er hinauf in heißem Zorne rief:
„Mich hat sie fortgewiesen und warum? —
Weil weder mich noch meinen Sinn sie liebt!
Darum?! — nein, weil sie jenen Hirten liebt,
Den lahmen Duncan! — o ich weiß es wohl,
Daß sie ihm anhängt, seit er sie vor Jahren
Dort oben aus den Felsen holte. — Hätte
Er dort sie doch gelassen, dann stänď' ich
Jetzt hier nicht kläglich wie ein dummer Knabe,
Der Schläge sich geholt, weil naseweis —"
Ein heisres Lachen drang aus seinem Munde,
Doch fuhr er dann in grimmem Zorne fort:
„Doch Duncan — er soll es mir wahrlich büßen,
Daß er die freche Hand zu strecken wagte
Nach dieses Tales Rose, die ich liebe! —
Daß diese Rose scharfe Dornen hat,
Das hab' ich leider eben erst verspürt. —
Was zögere ich noch hier! Ich will hinauf
Und jenen Burschen seiner Wege weisen,
Aus meinem Dienst — o daß nicht bis hierher
Mein Wort reicht, das s i e gehn und bleiben heißt!"

Von Ulva und Gometra, deren dunkle
Der Flut enthobene Massen in dem Grau
Bis jetzt unsichtbar fast verborgen lagen,
Zog über Dishigs Hügel frisch und klar
Ein Windhauch, dem der Regen machtlos wich.

Glücklich der Mann, dem frischer Hoffnung Lufthauch
Den grauen Gram forthebt von seiner Seele,
Mit dem er macht- und hoffnungslos gerungen,
So stark gerungen, daß die scharfen Fesseln
Sich immer fester um den Geist nur zogen!
— Den Schlaf beendet hatte nun die Sonne,
Und einen Feuerstrahl hernieder sendend
— Mit Blitzesschnelle fuhr er aus den Wolken —
Begrüßte sie die regennasse Erde,
Und streifte, immer hellere Strahlen sendend,
Wie spielend hin über der Heide Pracht,
In Diamanten all die tausend Tropfen,
Die an den feinen Blüten hingen, wandelnd.
So hold entschädigend für ihr langes Weilen.

Von neuem nun begann der Pächterssohn
Den Berghang zu erklimmen, — diesmal aber
Des Mädchens Haus zur Linken liegen lassend,
Am Derryguaig den Weg nach oben nehmend.
Noch düstrer war sein scheuer Blick geworden,
Noch fester haftete er auf dem Boden,
Doch mit derselben unverdrossenen Starrheit
Klomm Schritt um Schritt er am Ben Atha aufwärts.
Auch nicht ein einziger Blick flog niederwärts,

Auch nicht ein einziger auf des Wassers Fälle,
Die ihm zur Seite rauschten, wenn der Bach
Den steilen Abhang jauchzend übersprang,
Und dann im steinigen Bette leise grollend
Weißschäumend immer weiter talwärts strömte.

Ben Athas Hügelhöhe war erreicht,
Die unabsehbar ringsum Heide hüllte! —
Schon deckt den Blick ins Tal Ben Goars Gipfel
Und Ben Bhegs Massen steigen mächtig auf.
Nur wenige Schritte noch und Duncans Hütte
Liegt vor dem Wanderer, wenige Schritte noch
Und Thomas Goldie steht vor seinem Hirten,
Ihn kurz und hochmutsvoll begrüßend, während
Er nach dem Worte seines Kommens suchte.

Doch eh' er es gefunden, hat schon Duncan,
Den Hund beschwichtigend, welcher zornig knurrend
Dem ihm doch wohlbekannten Pächter drohte,
Den Gruß erwidert und ihn angeredet:
„Ein seltener Besuch, Herr, und für mich
Heut' doppelt angenehm, denn er enthebt
Des Ganges mich zu Euch, den ich beschlossen —“
„Des Ganges Euch zu mir — und weshalb das?“ —

„Ich wollte bitten Euch, mich meines Dienstes,
Des nun drei Jahre ich für Euch gewartet,
Jetzt zu entheben, Herr, denn seht, es wird
Zu schwer —“ doch weiter kam er nicht; es brach
In heftigem Zorn von Goldies Lippen los:

„So, Ihr wollt fort! nun — doch das muß ich sagen,
Das trifft sich gut! Und wißt Ihr es wohl auch,
Weshalb ich zu Euch komme? — weil ich grade
Euch meines Dienst's entlassen wollte — fragt
Ihr nach dem Grunde, Duncan, wohl bei mir?“

Des Hirten Antlitz überflog es schnell.
Die leise Rötung der Erregung war es,
Da er die höhnischen Worte hören mußte.

„Gewiß frag' ich darnach — zwar bin ich lahm,
Es war nicht Not, mich daran zu erinnern.
Doch, Herr, so lang ich Hirte bin am Ben,
Verlort Ihr noch kein einzig Schaf der Herde!
Selbst vorigen Winter nicht, als eingeschneit
Sie wochenlang am Felsenhange lagen.
Kein Tadel, der gerecht ist, wird mich treffen.
Jedoch,“ und hier ward seine Stimme auch
Ein wenig spöttisch, „freut es mich nun doppelt,
Daß ich zuvor Euch kam, daß ich es war —“
„Geht, geht — und geht noch heute!“ unterbrach
Des Pächters Sohn den Hirten ungestüm.
„Und Glück bei Sheila!“ — mit dem Hohneswort
Hat schon das Plaid er fester um die Schultern
Geschlagen und der Hütte Kreis verlassen.
Schnell ist die düstere Gestalt verschwunden.

Doch Duncans Antlitz auch ward finsterer.
„Was sollte das?! — Ich — Glück bei Sheila — hat
Sie seiner Werbung doch Gehör gegeben?

Was andres kann es sein, daß er mir hohnvoll
Ein Glück wünscht, als daß er es selbst besitzt?
Sheila und dieser Mann! — schon der Gedanke
Treibt mir die heiße Glut in Herz und Stirn.
Sheila und dieser Mann! — wohl kann entsagen
Dem Glücke ich, sie selber zu besitzen,
Doch in den Armen jenes Menschen sie —"
So flogen schnell in jähem Wirbelsturz,
Wie über'n Fels die Wasser brausend schäumen,
Ihm die Gedanken durch die Stirn. An sich
Denkt er nicht mehr, nicht mehr an seine Herde,
Die er doch heute schon verlassen muß.
Da fühlt er seines Hundes feuchte Schnauze
An seiner festgeballten Hand — zurück
Ruft ihn das treue Tier auch jetzt und zärtlich
Läßt über seinen schlanken Hals er hin
Sie gleiten: „Ja — uns zwei kann niemand trennen,
Du gehst mit mir, mein treuester Genosse,
Und hilfst dem Einsamen dort draußen suchen
Die neue Heimat — doch kein neues Glück!" —

Vierter Gesang

Damals ....

Erfrischende Kühle durchflutet die Luft,
Vom Meere weht sie herüber
Zu Dishigs Hügeln, die trüber,
Umdüsterter Himmel in Nebel geschlagen.
Der Wind, der noch vor wenigen Tagen
Von Sheilas Hütte der Rosen Duft
Weit über die Fluten getragen
Spielt nun mit den welkenden Blüten
In übermütigem Wüten.

Auch in der Hütte sah's traurig aus:
Bei jedem Windstoß, der gegen das Haus
Sich kehrte, es im Grunde erschütternd,
Der Tochter Arm noch fester umspannt,
Die kranke Mutter mit bebender Hand,
In Fieberschauern erzitternd.

Am Rande des Bettes das Mädchen kniet,
In gesteigerter Angst sie das Leben
Der teuren Mutter entschwinden sieht,
Und näher und näher schweben

Mit schwarzem Fittich den grausamen Tod,
Der seinen schrecklichen Gruß schon entbot.

Da richtet die Kranke sich plötzlich empor,
Und an das hochauflauschende Ohr
Der Tochter ein Name: „Duncan“ dringt,
Und im Herzen tief drinnen er wieder klingt.
Vor der Mutter innerem Auge steht
Urplötzlich ein Bild aus vergangener Zeit,
An das nun ein Wort nach dem andern sich reiht.
Kein einziges dem lauschenden Mädchen entgeht,
Ob auch schon oft aus der Mutter Mund
Sie jenes Tages Erlebnis vernommen.

Was ist wohl heute in dieser Stund'
Über die sterbende Frau gekommen?
Will sie noch fester ins Herz es ihr prägen,
Tiefer in ihre Seele noch legen? —
Ach, dort hat schon ein heißes Lieben
Unauslöschlich es eingeschrieben!

Aber noch nie so lebendig trat
Vor die Jungfrau die rettende Tat
Des geliebten Mannes, noch nie
Hörte so sprechen die Mutter sie.
Und vergebens sucht ängstlich zu wehren
Ihren Worten sie, die ihre Kraft
Mehr und mehr noch droh'n zu verzehren.
Noch einmal aus der Krankheit Haft
Sich die Seele der Alten entwindet,
Ehe befreit sie für immer entschwindet.

— „Das war ein Sturm, wie ich ihn noch nie
Auf dieser Insel erlebte!
Der Himmel ein Meer von Blitzen spie,
Das Eiland im Grunde erbebte!
Die Wolken, ränderumzogen
Mit roten Streifen, flogen
Am finsteren Himmel gleich Boten,
Die Unheil den Menschen verkündeten.
Es war, als ob die zuckenden Blitze
Auf jedes Berges erschauernder Spitze
Glühende Flammen entzündeten,
Die hochauf sprühten und lohten.
Dazwischen des Donners dumpfes Gerolle,
Entfesselt das Meer, das zornestolle,
Die Wogen wälzend gen Dishigs Strand,
Und gärend kochte ihr schäumender Brand!
Und ich allein! — und du nicht bei mir! —
In die Berge warst du gestiegen
Um Mittag schon, keine Seele bei dir,
An die du dich konntest schmiegen.
O meine Angst! — so hat in der Brust
Mein Herz nur einmal geschlagen,
Als deinen Vater ich draußen gewußt,
Als ihn mir die Wellen getragen,
Die mörderischen, zum blinkenden Strand . . .
Graunvoll jenes Tages Ereignis stand
Vor der angstvollen Seele mir, da ich ins Tal
Deinen Namen rief in furchtbarer Qual,
Und hinauf zu den Bergen — wer hörte die Klage,
Wer gab mir Antwort auf meine Frage? . . .

Jede Rettung war fern, kein Mensch war nah,
Doch wären auch tausend gewesen da,
Wer hätte gewagt sich dort droben hinauf? —
Um die Hütte irrt' ich in ruhlosem Lauf,
Mein fieberndes Denken wußte zu geben
Ihm kein Wohin — ihm kein sicheres Ziel.
Ich sah im Geiste dich schweben
Hoch über des wasserdurchtosten,
Des gähnenden Abgrunds schwindelndem Rand,
Sah, wie die Stürme, die rauhen, erbosten
Zerfetzten dein dünnes, kurzes Gewand —
So trieb die Ungewißheit ihr Spiel
Grausam mit mir und ich fühlte die Kraft,
Mählich mir schwinden; ob aufgerafft
Von der furchtbaren Angst mit eiserner Hand,
Ich immer wieder von neuem auch ward,
Ich fühlte, wie mehr und mehr sie mir schwand;
Aus der keuchenden Brust drang matt nur und hart
Dein Name hervor noch — doch kaum erklungen
Hatte der Sturm ihn wieder verschlungen.
Da, als die Hoffnung mir gänzlich entschwunden,
Da, nach den bangen, den schrecklichen Stunden
Kam mir Hilfe, — so plötzlich stand
Duncan vor mir, daß dem Aug' ich nicht glaubte!
So sieht der Schiffer, dem alles raubte
Trügrisches Meer, auf einmal den Strand
Vor sich, den teuren, der längst ihm entschwand.
„Wo ist Sheila?" — stieß Duncan hervor.
Trostlose Frage! — und ob auch nicht geben
Antwort ich konnte, drang sie ans Ohr

Doch mir wie neues, gerettetes Leben.
„Wo ist Sheila?“ — so rief er wieder,
Angstvoll und bang. „Dort oben — dort!“ —
Wußte zu sagen ich nur, doch das Wort
War gesprochen noch nicht — und hinauf
Sah ich ihn eilen in stürmischem Lauf —
Dann bedeckte die Nacht meine Lider.“ —

Schnell, ohne Zögern und mächtig beseelt
Hatte die kranke Mutter erzählt,
Und zurück sinkt sie dann in die Kissen
Von der zitternden Tochter gestützt.

Aber auch Sheila, von neuem gerissen
Von der Erinnerung stürmisch-gewaltsam,
Wie vom Bergstrom so unaufhaltsam,
Zu ihrer Liebe, durch nichts geschützt,
Lebt im Geist wieder durch jenen Tag,
Und sie fühlt wieder des Herzens Schlag,
Wie er sie damals voll Furcht durchbebte,
Als zwischen Tod und Leben sie schwebte
Oben am Atha, da hinauf sie gestiegen,
Wo seine Trümmer, die wilden, liegen.

Auf die Kranke hat Schlaf sich gesenkt,
Und, was sie eben noch stürmisch bedrängt
Hat er leise gehoben von hinnen . . .
Immer noch Sheila am Bette kniet,
Doch als die Mutter sie schlummern sieht,
Ruhig und sanft, erhebt sie sich sacht,

Setzt an des niedrigen Bettes Rand
Leise sich nieder und stützt in die Hand
Ihre Stirne. — Was angefacht
In ihr ward, die Gedanken, sie spinnen
Weiter sich nun um jenen Tag:
Alle zum festen Band sich vereinen,
Das sich schlingt um den Einen — den Einen ...
Lautlose Stille beherrscht das Gemach.

Damals war über der Kindheit Grenze
Kaum sie geschritten, waren vom Lenze
Kaum ihr die ersten Blüten gereicht,
Trug sie das Leben noch spielend und leicht.
Weiße Heide wollte sie pflücken
Oben am Berge, um kindlich zu schmücken
Des verstorbenen Vaters Bild.
Doch als zum Niedersteig endlich sie wenden
Langsam sich wollte, da plötzlich wild
Brach das Gewitter, das grause, aus.
Mochte die Blicke sie niedersenden
Nicht mehr sah sie ihr väterlich Haus,
Finsternis hatte alles bedeckt,
Hatte die Bucht und das Land versteckt.
Jeder Schritt riß immer nur mehr
Sie in das Ungewisse hinein,
Suchend schwankte sie hin und her,
Irrte sie durch das wüste Gestein.
Da drang durch den Sturm hin zu ihr ein Laut,
Der Klang so wohlbekannt ihr und traut,
Und zwang sie ihm schärfer und schärfer zu lauschen.
„Das ist der Derryguaig, das ist sein Rauschen!"

Klang es wie Jubelruf von ihren Lippen.
Und wie der Pfeil, von der Sehne beschwingt
Schnell durch die Luft zum Ziele dringt,
Eilte sie durch die benäßten Klippen
Neugestählt nun dem Flusse zu.

„Dort bin ich sicher, dort finde ich Ruh'!
Derryguaig, Derryguaig, schütze mich heute,
Daß ich dem Sturme nicht falle zur Beute!"
Näher und näher erklang durch das Sausen
Zu ihr des heimischen Bergstromes Brausen,
Mächtig, in furchtbar dräuendem Sang —
Und je näher sie kommt, um so bänger
Wird ihr's ums Herz, um so enger und enger
Schnürte die Brust sich ihr zu — das klang
So gewaltig, wie nie sie's gehört.
„Vorwärts! Noch nie hat mein Fluß mich bethört!" —

Da stand sie am Fluß, an sich selber irr,
Und sah in der fallenden Wasser Gewirr.
„Bist du der Derryguaig, den sie so nennen?
Bist du der Bach, welcher spielend und mild,
Kindlicher Freude erquickendes Bild,
Loch na Keals Wassern bisher sich geeint?
Ja, du bist es! — Doch wie es mir scheint
Soll ich erst heute dich wahrhaft erkennen,
Nie vernahm ich wie heut' deine Stimme,
So voll Zorn, so in wildestem Grimme.
Derryguaig, glaubst du, du könntest mich schrecken?
Nein, o nein — dein Fels wird mich decken

Vor des Sturmes wilder Gewalt!“
Nieder klomm sie zur schützenden Kluft.
Dort geschirmt vor der eisigen Luft
Schmiegte sich an die schlanke Gestalt.
Über ihr wälzte der schäumende Fluß
Seiner Wellen tosenden Guß,
Ob ihrem Haupte warf ihn der Stein
Zu dem felsigen Bette nieder,
Dort sich klärend reckt er die Glieder,
Ehe von neuem er kräftig sie setzt
An zu frischem Sprunge, um wieder
Weiter zu strömen dann unverletzt
In seiner Fluten weißschäumendem Schein.
Anfangs zwar zuckte durch Sheilas Brust
Es wie der Wildheit unzähmbare Lust,
Aber als Stunde auf Stunde verrann,
Ohne die Wucht des Sturmes zu enden,
Mählich ein banges Gefühl sie umspann,
Und sie klammerte mit den Händen
Fester sich an das kalte Gestein.
Was sie vorher nicht gefühlt, daß allein,
Ganz allein sie hier oben war,
Das durchbebte sie plötzlich mit Schrecken,
Und sie ahnte die nahe Gefahr,
Und daß der Fels sie nicht würde decken
Vor der Blitze jäh tötender Macht,
Vor der Stürme wild tobender Schlacht.
Bei jedem Strahle, der niederzuckte,
Tiefer sie sich und zitternder duckte,
Wie ein Vöglein, das fern dem Neste,

Fern von des Baumes treuem Geäste
Sich auf dem weiten Felde verirrte.
— „Duncan!“ rief sie . . . und dann verwirrte
Sich ihr Denken: es war ihr als spülte
Sie die tosende Welle herab
In ein offenes, gähnendes Grab . . .
Als sie wieder erwachte, da fühlte
Um sie die Luft der Nacht und sie sah
Vor sich blinken der Hütte Licht —
Vor sich die Mutter — und da — und da —
Neben ihr, bleich — mit zerschmettertem Knie
— Ach, sein Auge, es sah sie nicht! —
Lag er, Duncan — — und „Duncan!“ schrie
Auf sie so wild, mit so weher Macht,
Daß es durchbebte den Sturm und die Nacht!

Wie er gerettet sie, wie er vernommen
Ihren Ruf und wie er gekommen
Grade zur rechten, zur höchsten Zeit,
Wie er sie nieder zum Tale getragen
Hin durch den Sturm und ohne zu zagen,
Wie von höheren Kräften geweiht,
Wie er dann, nur noch wenige Schritte
Vor dem schirmenden Dache der Hütte
Über den grollenden, brausenden Fluß
Hilfe zu holen voll Mut geschritten,
Wie sein ermatteter, zitternder Fuß
Aus an dem letzten Steine geglitten,
Ihn die Welle gefaßt, wie sie brach
Über ihn hin und im Abgrund er lag,

Aber sie selber am Ufer gebettet,
Wie er zerschlagen sich kaum noch gerettet —
Alles das von der Mutter vernahm
Sie in der Zeit, der trüben, der schweren,
Die nach jenem Tage kam . . .
Jener Zeit, in welcher vom Bette
Duncans kein Mensch sie gerissen hätte,
Immer bemüht, seinen Schmerzen zu wehren;
Ob auch kein Wort ihm entfuhr, diese Schmerzen,
O sie fühlte sie doppelt mit,
Fühlte im eigenen blutenden Herzen,
Was er um sie stolzschweigend litt! — —
— Wie ist es ruhig und still im Gemach!
Sheila vernimmt ihres Herzens Schlag,
Und als könnte zur Ruh' sie ihn bringen,
Der Erinnerung Wogen bezwingen,
Tritt sie zum Fenster — und lange sieht
Sie hinaus auf das Meer, wo im Kreise
In ihrer hastig-unstäten Weise
Eine einsame Möwe zieht . . .
„Damals, ja damals waren wir Kinder,
Durften uns sehen Tag aus und Tag ein,
Lebten sorglos dahin und geschwinder
Floh uns die Zeit, als wir es gedacht.
O so wie damals er hold mir gelacht,
Lacht mir nie wieder des Glückes Schein,
So wie damals, so unbewußt
Füllt er nie wieder die müde Brust!
Jener Tag, er mußte mir's sagen,
Daß ich ihn liebe, und seit jenem Tag

Hab' ich sein Bild im Innern getragen,
Galt ihm des Herzens jeglicher Schlag.
O warum ward es anders? — warum
Ward er seitdem so scheu und so stumm?
Damals sind uns, den treuen Genossen,
Glücklich und still die Jahre verflossen,
Bis jener Tag des Verhängnisses kam:
Alles er gab — und alles er nahm!
Alles gab er — die Liebe, die süße!
Alles nahm er — er nahm ihn mir! —
Will er, daß ich die Rettung büße?
Was war der Grund, daß so schnell von hier,
Gleich nachdem er vom Lager erstanden,
Drauf ihn die Lähmung gehalten in Banden,
Er in die Berge als Hirte ging?
Daß jeden Dank er von sich wehrte?
Kaum daß ein freundliches Wort er begehrte,
Schätzt meinen Dank er so ganz denn gering?
Alles, alles tu' ich für ihn —
Aber ihn bitten: „Hier, nimm mich hin!"
Und er mich fortweist — das kann ich nicht,
Und wenn das Herz mir in Stücke bricht!
O warum heute doch dieses Erinnern,
Dieses verzehrende Weh im Innern?
Mich darf beseelen kein andrer Gedanke,
Als an die Mutter, die teure, die Kranke —"
Sie will sich wenden — was hält ihren Blick
Noch da draußen am Strande zurück?
„Duncan! — ist's möglich? O was er wohl will?"
Schnell einen Blick auf die Mutter, die still

Schlummert, dann geht sie ihm eilig entgegen.
In der nächsten Minute legen
Sich zwei zitternde Hände zusammen,
Aber ob heiß auch die Herzen flammen,
Doch die scheuen Blicke sich meiden.

Liebe, o Liebe, wie machst du so blind!

Endlich dann zögernd nun Duncan beginnt:
„Sheila, ich komme, dir Abschied zu sagen,
Da ich von hier schon morgen muß scheiden —"

Es ist gesprochen das Wort — und offen
Liegt vor Sheila der Abgrund, in den
Mit ihm versinkt ihr letztes Hoffen.
Rettungslos, stumm — und ohne Klagen
Sieht sie es fallen und untergeh'n.

Wieder verstummt die beiden nun steh'n.
Was durch die Seele des Mannes geht?
Was das Mädchen erkältend umweht?
Weher Trotz — und Scheu vor der Frage,
Trotziger Stolz, der verbietet die Klage.

— Darf mein Anblick ihr Glück vermindern?
Daß sie's erreicht, ich will es nicht hindern.
Weil ich gerettet sie, darum als Lohn
Sollt' ich, der Krüppel, für mich sie begehren?
Nein — auch des Pächters reichem Sohn
Darf ich sie heimzuführen nicht wehren! —

Immer noch schweigen sie — beide versenkt
In ihr Leid und von Zweifeln bedrängt.

„Sprich, wie so schnell das geschehen kann?“

„Allzu mühsam der Dienst mir ward —“

„Wenn du gehn mußt, dann geh! — Minder hart
Mög' er in fremdem Lande dir werden!“

„Und du, Sheila, — glücklich auf Erden!“

„Ich!“ — lacht sie auf. — Und dann: „Habe Dank
Noch für das, was an mir du getan —
Ich muß hinein, denn die Mutter ist krank ...“

Noch einmal ihre Hände sich fassen,
Um dann gelöst sich für immer zu lassen;
Noch einmal trifft sich trübe ihr Blick —
Und in die Hütte eilt Sheila zurück. —

Wie sie dort drinnen mit sich ringt,
Wie das Weh von den Lippen ihr dringt,
Wie, nicht mehr wissend, was sie beginnt,
Dann sie bewußtlos zu Boden bricht —
Das sieht sein Auge, sein totes, nicht! ...

Liebe, o Liebe — wie machst du so blind!

Fünfter Gesang

Geeint!

O wie bist du schön, mein teures Eiland,
Wenn auf deine markig-kühnen Züge
Sich des Herbstes düstere Schwermut senkt!
Webt sie in den grauen Nebeln nicht,
Die so oft dich schleiergleich verhüllen?
In dem Zittern, welches Loch Bas Flut,
Wie die Seele eine Ahnung, streift?
In der todesstarren Einsamkeit, die droben
Auf den Höhen, drunten in den Tälern
Ihre kalte Hand auf jeden lauten
Ton des Lebens, ihn verklärend, legt? —

Diese Schwermut, wie sie dich verschönt!
Wie sie dir des Zaubers Siegel aufdrückt,
Der die Menschenseelen alle, alle
Gnadlos hin zu deinen Füßen zwingt!
Heil und Wehe dem, der deines Auges
Unergründlich-tiefe Klarheit schaute!
Weh ihm! — denn ihn faßt ein heißes Sehnen
Immer wieder in die dunkle Tiefe,
Die ihn mehr und mehr zu sich hinabzieht,

Seinen schönheitstrunkenen Blick zu senken.
Heil ihm! — denn er durfte unverhüllt
Die Natur in ihrer Schönheit schauen,
Durfte Herz an Herz mit ihr von ihrem Munde
Kraft sich für sein armes Leben küssen! — —
Ben Mors Haupt umstrich ein frischer Wind,
Und er badete die hohe Stirne
In der klaren Morgenkühle freudig.

Noch lag Morgenruhe auf den Gipfeln,
Da verließ ein Mann die Hirtenhütte,
Die am Ben Bheg weltverloren lag.
Duncan war es. Nun zum letzten Male
Nimmt er Abschied von der treuen Herde.
Nun zum letzten Male schweift sein Auge
Von der langbewohnten Stätte nieder
In das Tal, zu Loch Bas Spiegel nieder,
Der so oft ihm winkte tröstend mild,
Wenn der Einsamkeit trübschwarzer Fittig
Um das Haupt ihm strich in schwerem Fluge.

Nun zum letzten Male nimmt er Abschied —
Ruft dann seinen Hund und niederwärts,
Sieht man ihn in sicherem Schritte schreiten.

Ja, in sicherem Schritte: mochte auch
Lähmung ihm des linken Knie's Bewegung
Hemmen — daß seit seiner Kindheit Tagen
Er auf diesen Bergen jeden Steg
Mehr als hundertmal begangen, daß er

Jeden Stein fast kannte, jede Klippe,
Das verrät sein fester Gang, wie nun
Bald mit keckem Sprung, der immer sicher
Auf den vorgedachten Fleck ihn brachte,
Bald mit stetem Schritt am schwindelnd-steilen,
Jäh herniederstürzenden Berghang hin
Er vom Ben Bheg talwärts niedersteigt.

Mehr und mehr wird Loch Bas Bläue sichtbar.
Jetzt das Herrenhaus, das blinkendweiß
Aus der dunklen Edeltannen Dickicht
— Rings im Umkreis waren diese Tannen
Dort am Fuß des Berg's der einz'ge Baumschmuck —
Sich emporhebt, wie aus dunkler Flut
Leuchtend steigt des Seees weiße Rose.

Weiter! — sieh, da liegt die Insel vor ihm!
Dort ist Salens sanft geschwungene Bucht,
Hier das Wasser Loch na Keals mit Macht
In das Herz der Insel eingedrungen.
Wie zwei Liebende, die heißes Sehnen
Sich zu einen, zueinander zieht,
Und die dennoch ewiglich geschieden
Nur von fern sich schau'n und grüßen dürfen.

Bis zu Morverns wilden Hügelketten,
Bis zu Ardnamurchans leicht gewellten,
Darf sich nun der trunkene Blick verlieren,
Darf den blauen Meeresstreifen grüßen,
Der Mull Eiland von dem Festland scheidet.

„Sound of Mull, mit schwerem Herzen nur
Gebe heut' ich deinen Gruß zurück!"
Spricht der Wandrer. „Morgen wirst du tragen
Mich zu jenen blauen Bergen, welche
Einer neuen Zukunft Keim mir bergen.
Seid mir gnädig, fremde, blaue Berge,
Seid dem Manne freundlich, der zu euch
Mit zerriss'nem Herzen kommt, voll Wehmut
Bei euch eine neue Heimat suchend!"

Duncan steht und schaut mit trübem Auge
Hin zur Ferne, aber wie sie freundlich
Auch ihm zulacht, immer weher zuckt
In der wunden Brust das heiße Herz.

„Das der Abschied! — Und so soll ich scheiden! —
Nein, es darf, es kann — es kann nicht sein! —
Ich kann scheiden und ich kann entsagen,
Wer von Herzen liebt hat Kraft dazu —
Keine Klage soll von meinen Lippen
Als ein Zeugnis meiner Schwachheit gehn;
Keine Klage soll ihr neues Glück
Je verdüstern, kein Erinnern soll,
Keine Dankbarkeit sie je bedrücken —
Aber so — nein, so kann ich nicht gehen!
Einmal noch muß ich ihr Auge sehen,
Muß in ihm ich die Gewißheit lesen,
Daß sie wahrhaft glücklich wird — und dann
Will ich gehen — still für ewig gehen . . .
Auch das fremde Land — fremd ist es mir,

Wenn auch Schotten gleich wie ich dort wohnen,
Fremd ist mir's, denn mir ist einzig Heimat
Mulls geliebter, nie verlassener Boden —
Auch das fremde Land, das drüben winkt,
Wird so eng nicht sein, daß nicht dem Fremden
Einen kleinen Raum es huldvoll gönnte! —
Dann wird oft mein Blick herüberfliegen,
Tränenschwer, doch voll der süßen Hoffnung,
Daß hier Sheila glücklich — glücklich weilt ..."

Was die Wellen Loch na Keals wohl rauschen?
Was der Möwe heiserer Schrei wohl klagt,
Die der Hütte einsam Dach umkreist?
Wollen sie ihr Mitleid Sheila künden?
Sheila — der die Mutter ward genommen?
Ihre Mutter, die vor wenig Stunden,
Segen für ihr Kind auf ihren Lippen,
Liebe in dem brechenden Auge, starb! —
Starr und regungslos sitzt Sheila da —
Keine Träne lindert ihren Schmerz;
Wie er weh auch aufsteigt in der müden,
Der zerrissenen Brust, wie's heiß auch dringt
In das matte Auge — starr und trocken
Blickt es unverwandt zur Erde nieder.
Wie so bleich des Mädchens Wangen sind!
Welcher Ernst in diesen jungen Zügen,
Den die harte Hand des Schicksals eingrub!
Und wie lieblich doch — begehrenswert
Auch in dieser marmorkalten Ruhe.
Werden diese Lippen nie mehr lachen?

Wird die Knospe, die der kalte Wind
Sorglos überfuhr, sich nie zur Blüte,
Anderen zur Freude mehr erschließen?

Ja, sie wird es, denn Mull Eilands Kindern
Ward umsonst nicht in die Wiege schon
Der Gesundheit unschätzbare Gabe
Als der Väter Erbteil mitgegeben.
Darum pulst in ihnen eine Kraft,
Die im Sturme schwanken wohl und beben,
Aber nie im Grunde wanken kann.
Zeigt die Eiche mir, der nie der Wind
Ihres Stammes Gipfel machtvoll beugte?
Aber dann, wenn ausgetobt das Wetter,
Steht sie hehr und starr, wie vordem, da,
Höher noch die stolze Krone hebend.
So auch Sheila! — wohl durchbohrt der Schmerz
Mit zweischneidigem Schwert in dieser Stunde
Ihrer Kindesseele zarte Knospe, —
Doch zugleich weiht er das Kind zum Weibe!

Während Sheila an dem Bett der Toten
Stumm in tränenlosem Jammer kniet,
Schleicht ein Mann sich um das Haus — so lauert
Auf die Beute der blutdürstige Tiger.
Thomas Goldie ist es. — Unbemerkt
Hat er sich zum Fenster hingeschlichen.
Nun schaut er mit glühendheißen Blicken
In das Innere, seine Blicke hängen
An der Jungfrau reinen Zügen, dann

Freudig, fast erschrocken fährt er auf:
„Sah ich recht? — die Alte — sie ist tot!
Sheila nun allein! — Ha, will das Glück
Sich so unverhofft mir günstig zeigen?
Daß ein Narr ich wäre, es zu lassen!
Und was hindert mich in dieser Stunde
Noch das Mädchen mein — ganz mein zu nennen?“
Wieder späht er gierig in das Zimmer.

Ahnt das Mädchen, daß Gefahr ihr droht?
Plötzlich wendet sie das holde Antlitz,
Und zusammenschreckend sieht am Fenster
Thomas Goldie sie mit raschem Blicke.
Doch nur einen Augenblick erschrickt sie;
Ruhig steht sie auf dann und die Türe
Öffnend steht sie vor dem Pächter da.
„Thomas Goldie, Ihr schon wieder hier?
Meine Antwort, denke ich, war deutlich!“
„Deine Antwort!“ lacht in grimmem Zorne,
Übermannt von wilder Leidenschaft, der Pächter,
„Sag', beharrst du heute noch bei ihr? —“
„Meßt mein Wort Ihr nach dem Euren ab? —
Thomas Goldie, geht — Ihr irret Euch!“
„Nein, ich gehe nicht — ich will doch sehen,
Ob du wirklich so bist, wie du scheinst —“
Und er faßt mit frecher Hand die ihre,
Seine Lippen nähern sich den ihren,
Mit dem Arm umschlingt er ihren Nacken,
Und ein Kampf beginnt, wie heißer nicht
Je ein Weib um seine Ehre rang!

Berge! Könnt so stumm und kalt ihr liegen?
Stürzt ihr euch nicht auf den frechen Buben,
Der es wagt, mit seinen schmutzigen Händen
Eurer reinen Tochter sich zu nahen?
Wogen! Was rauscht ihr so ruhig fort!
Seht ihr denn nicht, wie sie unterliegen
Seinen rohen Kräften endlich muß?

„Laßt mich!“ — schreit, von Abscheu überwältigt,
Auf sie wild und stößt von neuem kraftvoll
Ihn zurück, doch wilder nur und gieriger
Stürmt er auf sie ein. — Türmt euch, ihr Wogen,
Hoch empor und reißt zur tiefsten Tiefe
Den hinab, der mit unheiligen Füßen
Mulls geweihtes Land in seinem Kinde
Wagt zu schänden — könnt ihr das denn dulden?

Stumm und starr in hehrer Majestät,
Die der Sterblichen kleinliches Treiben
Nicht berühret, liegt das Eiland da.
In derselben stillen Größe rauschen,
Unbekümmert um der Menschen Wehe,
Gegen Dißhigs Strand die Wogen an,
Nur wie immer furchtbar-leise grollend.

Mehr und mehr fühlt Sheila ihre Kräfte,
Mehr und mehr die irren Sinne schwinden.
Schon fühlt sie den Atem seines Mundes —
Da mit mächtigem, wildem Ruck wird plötzlich
Hinterrücks des Pächters Sohn geschleudert,

Daß den Bergeshang er hinabfällt,
Und befreit von ihm steht Sheila da!

War's ein Traum? — Sie schlägt die Augen auf:
Duncan steht vor ihr — glühend vor Zorn
Niederblickend auf den Feind, der langsam
Sich erhebt — jedoch in trotzigem Grimme
Halb beschämt nicht wagt ihn anzugreifen.
Und so hoch und stolz, so frei und stark
Stand der schlichte Hirte vor dem Herren,
Daß die Augen dieser senken mußte,
Und er grollend — kaum zu höhn'schem Worte
Noch die Stirn sich nehmend — in der Richtung,
Welche Duncans Hand ihm wies, davonschlich. —

Schon war um den Berghang er verschwunden,
Und noch immer steh'n die beiden wortlos,
Mit den Blicken immer noch sich meidend.
Da schaut Sheila auf. Aus ihren Augen
Fällt ein heißer Strahl auf den Geliebten,
Und aus ihrer Brust, der heftig wogenden,
Ringt sich's zögernd, doch entschlossen, los:
„Duncan, dir zum zweiten Male nun
Schulde ich dies Leben — denn was eben
Mir gedroht, weit schlimmer wär's gewesen,
Als der Tod in Wasserflut und Stürmen.
Duncan! — dieses Leben, es ist zwiefach,
Dieses arme Herz mit seiner Liebe,
Es ist dein — willst du es haben, Duncan?"

„Sheila — Sheila! Wie geschieht mir denn!
Sag's noch einmal, daß das blöde Ohr
Sich nicht täuschte — Sheila, hört' es recht?“ —

„Ja, es hörte recht! Du Lieber, Lieber,
Warst du blind denn, daß du nicht gesehen,
Was mein Auge sprach, indes die Lippe
Schweigen mußte, denn sie durft' nicht reden —
Doch du hast's verstanden, sie zu öffnen!
Und auch jetzt noch sprichst du nicht zu mir,
Muß ich dich erst fragen: ‚Liebst du mich?‘ —“

„Sheila, tausendmal sollst du es hören:
Ja, ich liebe dich! — doch durfte ich denn
Sprechen — durfte ich denn zu dir kommen,
Ich —“ er schaut voll Wehmut auf den Krückstab.

„Duncan, und war ich es nicht — — o schweige!
Ich, die so unendlich viel dir schuldet,
Daß ein ganzes Leben voller Liebe
Nie vermag die Maaße gleich zu machen!
Laß mich Stab dir sein und stete Stütze,
Doch auch du sei mir es, denn allein,“
Und ihr Aug' umflorte tiefe Trauer,
„Steh' ich auf der Welt: die Mutter ward
Heut' erlöst von ihrem schweren Leiden —“
„Deine Mutter tot!“ fragt er erschrocken,
„Sheila, wenn sie je ersetzt kann werden
Soll sie es durch mich und meine Liebe!“

Da birgt jäh aufschluchzend sie ihr Haupt
Fest an seiner Brust und weinet leise —
Und ihr ist, als ob mit ihren Tränen
All das Leid von ihrer Brust sich löse,
All der trotzige Stolz, das wehe Sehnen,
Alles, was bisher auf ihr gelegen . . .

Duncan aber hält in seinen Armen
Fest, so fest sie, wie wenn er besorge,
Daß mit ihr sein neues Glück ihm schnell,
Wie's gekommen, wieder schwinden könne.

Und zum ersten, scheuen Kusse einen
Sich die Lippen nun der beiden Menschen.
Erster Kuß! — O deine Seligkeiten
Einzig der ermißt, der in des Lebens
Goldenem Lenz ihn selber küssen durfte,
Ungestüm in lang verhaltener Sehnsucht,
Und doch scheu in ahnungsbanger Keuschheit.

Aneinander fest gelehnet stehen
Droben stumm die beiden — nun vereint!

Und sie glauben in der Wogen Rauschen
Das Versprechen künftigen Glück's zu hören —
Ahnend nicht, daß eines großen Glückes
Sichere Bürgschaft in sich selbst sie tragen!

Nun ist mein Lied geendet — Harfe des Nordens, Dank,
Daß du mir treu verbliebest, als hinter mir versank
In grauer Nebelferne Mull Eilands hehre Pracht,
Die meine kranke Seele gesund und stark gemacht,
Dem Ziele zuzustreben, dem ich mich ganz geweiht —
O gib, daß aus dem Keime dereinst die Frucht gedeiht!
Und doch hast du dem Herzen, dem du so viel geschenkt,
Nach ewig-wahrer Schönheit die Sehnsucht eingesenkt:
Die drängt, da nun verklungen des Liedes schlichtes Wort,
Und webt und treibt im Innern zu neuem Schaffen fort,
Ruhlos dem einen Ziele, dem heiß erstrebten, zu! —
Nur manchmal gönnst dem Geiste zurückzuschaun du Ruh'.
Dann steigt in lichter Schöne die Heimat mir empor,
Die ich so kurz besessen, und ach! so bald verlor . . .
Um mich rauscht das Getriebe der Welt, so kalt, so hohl —
Die Lippe flüstert leise: „Mull Eiland, lebe wohl!"

Der Name Sheila wird ausgesprochen wie Schiela, Keal wie Kell.

Helene

Mein Lied voll blutiger Tränen
Hat meine Hand befleckt!
Hat mich in diesen Tagen
Von neuem aufgeschreckt!

Was jene Zeit nicht konnte:
Aus der gewollten Bahn
Den freien Geist zu werfen —
Mein Lied hat es getan!

Mein Lied, das ich vergessen,
Wie jene Tage ... das
Ich heut' zum ersten Male
Aus — Neugier wieder las! ...

Entblößt ist das Verhüllte
Dem Mut, der sich erfrecht!
Zum Schatten ward der Schleier,
Der fiel! — Du — bist gerächt!

Aus: „Das starke Jahr". 1890.

Einleitung

Ich kannte ihn; nur flüchtig ... Nicht genügend,
Ihn ganz zu kennen ... Aber doch genug,
Ihn ganz zu lieben. —
Wie es oft geschieht:
Ein Wanderer geht an unserm Stand vorbei.
Wir sehen Züge, die uns magisch fesseln,
Wir hören Worte, die wir schwer vergessen,
Und während der Gedanke bei ihm weilt,
Ist er vorbei — es ruht noch auf der Stelle,
Da, wo er stand, das Auge — — so mit ihm.
So sah ich ihn. So ging er mir vorüber ...

*

Weshalb mir heute sein vergessenes Bild
So greifbar wieder aus der Nacht der Zeit,
— Aus einer toten, kalten, trüben — stieg? —

Als ich nach Hause gestern Abend kam
Lag auf dem Tisch ein Stoß beschriebener Blätter,
Von ihm an mich gesandt; ein Brief dabei.
Und in dem Briefe las ich diese Worte:
— „Weißt du noch, wer ich bin? — Es waren Tage

Vor diesen, die uns oft zusammensahen . . .
Ich bin nicht reich an Freunden; war es nie.
So lege ich in dieser letzten Stunde,
Wo ich ein Leben hinter mir vernichte,
Um einzutreten in ein neues Leben,
In deine Hände diese Blätter nieder. —
Du wirst mich nie im Leben wiedersehen,
Wie keiner je mich wiedersieht von denen,
Die früher mich gekannt. Mich trägt die Woge
Der nächsten Stunde fernab diesem Strande,
Und keine, keine trägt mich je zurück.

Ich bin gestorben, doch ich werde leben.

Beginne mit den Blättern, was du willst:
Gib sie den Flammen — sende sie hinaus
In eine Welt, in der ich nicht mehr lebe,
Mir ist es gleich . . . und ich vertraue dir.

Mein Name aber werde nie genannt!
Und nun leb' wohl! Ich bitte um kein Mitleid,
Weil in mir selbst das Mitleid längst erstarb . . ."

— So lautete der Brief.
Die Nacht begann.
Ich nahm die Blätter, und beim Schein des Feuers,
Das rötlich sich aus dem Kamin ergoß,
Begann ich, was er mir gesandt, zu lesen.
Alles war still um mich. Die Stunde rann,
Und Blatt auf Blatt sank leise knisternd nieder:

Ich las das erste Buch. Und Frühlingshauch
Zog wie ein Duft durchs Zimmer. Und ich las.
Und Stunde schwand auf Stunde mir vorüber,
Und Blatt auf Blatt sank leise knisternd nieder:
Ich las das zweite Buch. Wie schwüler Atem
Zog hin ein Bangen über meine Stirn,
Maßlose Leidenschaft und wilder Schmerz,
Und meine Sinne fingen an zu irren.
Jedoch ich las und las. Und Blatt auf Blatt
Sank leise knisternd nieder. Alles still.
Längst war das Feuer im Kamin erloschen:
Ich las das dritte Buch. Da zog Entsetzen
Hin über mich in kalten Fieberschauern.
Die Nacht zerrann. Es sah der bleiche Morgen
Zum Fenster in das öde, kalte Zimmer.
Da sank das letzte Blatt leis knisternd nieder,
Und ich erhob mich und ich trat ans Fenster
Und sah hinüber in den hellen Morgen.
Und lange, lange kämpfte ich mit mir
Und dachte nur an ihn und seine Liebe . . .
Und vor mir stand er, wie er damals war,
Als ich ihn kannte — — dann griff meine Hand
Nach seinen Blättern, um sie zu verbrennen.
Da aber klang es dringend in mein Ohr,
War's seine Stimme, war es meine eigene? —:
„Vielleicht daß diese schmerzdurchtosten Blätter
Nur einem Herzen, das gleich dir gelitten,
Und das gleich dir an seiner Liebe starb,
Ein Trost sind, wie er nie ihm wieder wird.
Die andern aber seh'n, was Liebe ist!“

Und meine Hand sank nieder.
Als die Sonne
Ihr strahlend Antlitz gänzlich mir enthüllt,
Da wußte ich: ich sende seine Blätter
In eine Welt, in der er nicht mehr lebt.

*

So ging es mir. Wie wird es dir ergehen,
Des' Auge einst auf diesen Blättern weilt?
Du weißt nicht, wer sie schrieb. Und seinen Namen,
— Er ist vergessen — wirst du nie erfahren!

*

Kein Wort sei zugefügt und keines fehle
An diesem Buche. So, wie er es schrieb
In schwersten Lebensstunden, soll es bleiben.
So wirr, so ungefügt, so ungeordnet,
Sei es das Bild der wahrsten Leidenschaft.
Und weiter nichts! Erwartet nicht ein Kunstwerk,
Erwartet nur ein grausam-wahres Buch.

*

In wessen Hände wird dein Buch gelangen?
Vielleicht in einer Jungfrau reine Hand,
Die es errötend wieder abseits legt . . .
Vielleicht in einer Mutter fleißige Hand,
Die, schaudernd vor dem bodenlosen Abgrund,
Der Leidenschaft fremd gegenübersteht . . .
Vielleicht in eines Buben freche Hände,
Der witzelnd es mit rohem Spott zerreißt . . .
Vielleicht in eines Wüstlings schmutzige Finger,

Der cynisch mit Behagen es durcheilt . . .
Vielleicht in eines Denkers feste Hand,
Der lächelnd urteilt: das ist Wahnsinn nur . . .
Vielleicht in eines Dichters liebe Hand,
Der still nach andern bessern Büchern greift . . .
Vielleicht in eines freien Menschen Hand,
Der dich versteht und der es lieben lernt . . .
Vielleicht in deine — und vielleicht in ihre —
Der Zufall treibt oft wundersames Spiel —
Und ihr erkennt euch beide weinend wieder — —

*

Es wird zerschellen in dem Strom der Zeit,
Wie tausend andere vor ihm zerschellten,
Doch Freunde, Freunde wird es wenig finden!
Und doch — ich sende es hinaus. — So sei es!
Und nenne dieses Buch nach ihr:

Helene.

Erstes Buch

Ein Traum, in Jugendtagen
Geträumt — und dann zerweht . . .
Es kann dir Keiner sagen,
Ob wieder er ersteht! —

I.

Ich habe einstens einen Traum geträumt.
Wer träumt ihn nicht einmal in Jugendtagen?

Doch mein Traum war so schön, ein rechter Traum . . .

— Ein Traum? — Er ist die Morgendämmerung
Der jungen Hoffnung; ist der zarte Keim,
Der unerschlossen noch die Blüte birgt . . .

Ein Traum? — Der schönere Schein der Wirklichkeit,
Gemalt mit Zwielichtfarben an die Wand,
Die nüchterne, alltäglich-grauen Lebens . . .

Ein Traum? — er ist der Steg, der dies- und jenseits,
Leben und Tod, mit leiser Hand verbindet . . .
Wie alle Wirklichkeit nur herbes Streiten,
So ist der Traum der Friede holden Truges . . .

So ist der Traum ein Hauch von jenem Glück,
Das wir ersehnen, lebend nie erlangen.

Er bebt durch unsern Schlaf — wir fühlen ihn,
Wenn wir erwachen, durch die Seele noch
Mit halb gebrochenen Schwingen leise zittern ...
Doch unser höchstes Glück: ewigen Tod,
Ahnen wir nur ... und wenn es unser wird,
Stirbt es mit uns im Augenblick, da wir
Besitzendes voll zu besitzen wähnen ...
Und traumlos ist der große, ewige Schlaf ...

Ich habe einstens einen Traum geträumt,
Er war ein flüchtiger Trug — doch er war schön.
Hört nur, wie schön — wie grausam-schön er war.

II.

Der Winter neigte sich dem Ende zu.
Es kam ein Tag, da fiel ein Sonnenstrahl
Durch trübe Scheiben dicht vor meine Füße.
Ich schaute auf das fremde warme Licht ...
Ein Sonnenstrahl nach langen Wintertagen,
Nach sternenlosen und beeisten Nächten,
Er rafft den Geist zu neuen Taten auf,
Der Seele lacht er neues Hoffen zu,
Er lockt das Menschenkind hinaus ins Freie,
Und treibt das Herz zu neuem Lieben an. —

— Da lag er vor mir, dieser warme Schein ...
Ich sah auf ihn. In breiten Streifen bahnte
Das Licht sich Weg durch Schichten grauen Staubes,
Die winterlang um mein Gemüt gelagert

Den Geist in zweiflerisches Grübeln zwängten.
Hinaus! — Hinaus! — In meine junge Seele
Will ich die langentbehrte Sonne saugen! —

*

Es weitet vor dem Tore sich ein Park,
Wohl eine Stunde weit, und viele Pfade
Durchkreuzen seiner Stämme grünes Reich.
Dort die Natur, die wahre, friedlich-stille . . .
Hier die Natur in dumpfen Häusermassen,
Der Weltstadt wirrem Dunst und Lärm erstickt.
— Wie anders war es heute wohl da draußen,
Wie anders, wenn durch keimend Blattwerk dort
Der erste Lichtstrahl bricht, als hier, wo er,
Mit Wolken feinen Staubes mühsam kämpfend,
Durch halbverhängte Fenster scheu sich stiehlt . . .
— Ich schritt hinaus. — Es liegt im Wald versteckt
Ein See, dahin nur wenig Pfade führen.
Ich hatte einst — im vorigen Herbste war es —
Als ich den Wald durchschweifte, ihn entdeckt.
Dahin zog es mich heute. Mondenlang
In starre Häuserreihen eingezwängt,
Hatte mein Fuß mich dorthin nicht getragen . . .

*

Frühling! — o wie die Brust sich weitend hob,
Ihn aufzunehmen in der ganzen Fülle!
Ich eilte bald — schritt langsam dann — und weilte,
Das Auge an dem frischen Grün zu laben —
Bog seitwärts von den menschenvollen Pfaden
Ins Dickicht — über helle Wiesen schritt ich,

Auf übergrünten Pfaden, einsam-stillen . . .
Und da, wie ein umschleiert-dunkles Auge,
Sah auch der stille See durch grüne Zweige.
Ich hielt den Fuß — das große Schweigen rings! .
Nur ein neugieriger Lichtstrahl auf dem Moose . . .
O dies unendlich-tiefe Waldesschweigen —
Wie lang entbehrt, und doch wie wohlbekannt!
O Seligkeit, trunkene Seligkeit! . . .
Ich hielt den Atem an, mich vorwärts beugend.
Da lag der See. Zur Hälfte sonnbeglänzt,
Zur andern Hälfte in ein dämmernd Düster
Gehüllt . . . Mein Fuß trat jäh auf einen Ast,
Und knisternd brach das Holz, das winterlang
Auf überschneitem Boden hier gefault.
Und regte sich's nicht dort wie atmend Leben?
Da stand am Ende des umhüllten Wassers — —
War es ein Mensch? — — ja! — und er neigte sich
Über den Spiegel — — tief — er mußte straucheln —
Und in die toten Fluten sinken — — da
Sprang jäh ich vor — und riß sie stark zurück —
Und bebend lag in meinen Armen sie! . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann schauten mich leblose Augen an,
In denen alle Angst des Todes lag.
Und ich erschauerte — — der eine Blick
Enthüllte ihres Lebens Tiefen mir! — —

— — — — — — — — — — — — — — —

*

Was dann geschah — ich weiß es heute nicht mehr . . .
Doch schritten zögernd wir vom Teiche fort

Durch Waldesschweigen, beide wie betäubt. —
Verheerend fluteten durch meine Stirn
In jähem Sturze die Gedanken — doch
Ich konnte ihnen keine Worte leihen.
Wir hielten immer noch uns bei der Hand,
Und schweigend sah sie auf den Boden nieder.
Es lastete auf ihr — und mir. Wir sprachen
Kein Wort, bis wir die große Stadt erreichten . . .

Da legte ihren Arm sie leis in meinen
Und schaute mich mit stummem Blicke an,
So seltsam forschend, als ob ganz sie mich
Ergründen wolle mit dem einen Blick —
Und unsre Seelen flossen ineinander,
Unsere jungen, unschuldsreinen Seelen . . .
Wir fanden Sprache, und die Worte flossen
Von Mund zu Mund in stockend-leisem Wechsel —
Doch des Geschehenen dachte keiner von uns!
Ich fragte nicht. Ich sah die stumme Angst,
Die auf ihr lag, und sie dankte es mir.
Und ich sog mich an ihrer Schönheit fest,
An ihrer jungen, unberührten Schönheit,
An ihrem schmalen, lieblichen Gesicht,
An ihren dunklen, schwermutvollen Augen,
An ihren Zügen, wie ich nie sie sah,
So rein, so zauberisch, so berückend-schön,
An ihrer leichten, herrlichen Gestalt! . . .
Es lag ein Hauch von Jugend noch auf ihr,
Der drang berauschend in die offenen Sinne —
Und erste Liebe schlich sich in mein Herz . . .

*

Wir schritten durch die überstaubten Straßen,
Doch sahen wir die Menschenmassen kaum,
Die um uns wogten. Und der Abend sank.
Er sandte seine ersten Schatten nieder.
Da an der Straßenecke stand sie still,
Im Schatten eines hochgewölbten Tores.
„Nun muß ich geh'n —" sprach sie mit leiser Stimme.
Da schrak ich jäh zusammen. — „Sollen nie
Wir uns denn wiederseh'n?" — Sie hob ihr bleiches
Gesicht zu mir empor und schien zu zaudern.
Da drang ich in sie — und sie sagte: „Morgen . . ."
— „Am Teich?" — „Nein — nicht am Teich — —
dort, wo die Wege
Sich vorher kreuzen, da erwarte mich . . ."
Und dann sah sie mich an, so seltsam traurig,
Und ihre Lippen boten sich den meinen . . .
Ich neigte nieder mich und küßte sie
In langem Kuß — — und dann riß sie sich los,
Und war in dem Gewühl plötzlich verschwunden!

Ich stand allein . . . auf meinen Lippen brannten
Die ihren noch — die Menschen wogten um mich . . .
War alles das ein Traum? — — o nein, kein Traum.
Das war beglückend-überreiche Wahrheit:
Ich sollte morgen schon sie wiedersehn!

Und dann versank die laute Welt um mich . . .
Ich schritt dahin — berauscht — und träumend, lebend
So selige Stunden, wie ich nie sie lebte . . .

*

Ich bin nach Hause wie im Traum gegangen,
Und das Erlebte zog an mir vorbei...
War es denn Wahrheit? — Ja, im Herzen trug
Ich ein so volles, namenloses Glück,
Das mußte selige Gewißheit sein!
— Und was noch kommen würde? — Alle Sehnsucht
Hinfort in dieser Frühlingszeit gestillt!
Geliebt! — nicht mehr allein in leerer Welt!
Ein Wesen, dem ich ferner leben darf!
— Noch fühlte ich auf meinem Mund den ihren,
Die warmen Kinderlippen — noch den Druck
Der schmalen Hand in meiner — noch den Blick,
Den scheuen, den halb trauernden — und noch
In meinem Arm die liebliche Gestalt!

Ich war berauscht von so viel fremdem Glück!

Und morgen schon ein frohes Wiedersehn —
Ein Kennenlernen — warme Worte — Küsse —
Und Liebe, die sich nie mehr trennen würde;
So spann sich Traum auf Traum um meine Seele,
Und jeder reicher, glückverheißender,
Und jeder sprach von künftigen, seligen Tagen,
Von dem, was mir das Glück noch bringen würde...

III.

O du Gefühl des namenlosen Glückes,
Das zitternd über meinem Haupte schwebte —
Wie nenne ich dich? — Doch warum dich nennen?
Genügt dir nicht, in einer flüchtigen Stunde,

Im Herzen schauernd es geahnt zu haben?
— Erfüllung ist auch Ende. Alles Glück
Ist Ahnung einer unbekannten Ferne ...
Das naht im Glanz der Jugend einmal sich
Dem bangen Herzen — sieht dich schweigend an,
Und eh' dein flimmernd Auge recht erkannt,
Was es gewesen, das dich angeschaut,
Ist es verschwunden, und du stehst allein!
Und glaubst — der Hauch, er müsse wieder kommen,
Und hoffst und wartest — doch er naht nicht wieder.
Du aber trägst den Keim der Sehnsucht in dir
Von jenem Hauch in deiner Jugend Tagen
Befruchtet ... doch er ist in Nichts zerstoben.
Wohin? Wer sagt dir das? — Um andre Lippen
Mit trügerischem Kusse zu berühren ...
Und schenkt das späte Leben gütig dir
Erfüllung — glaube nicht: das ist das Glück.
Dein Glück war jenes süße, tiefe Ahnen,
Das lächelnd einst dein junges Herz betrog ...

IV.

— — Und dann kam eine Nacht, da spannen Träume
Sich um die Seele, die nicht träumen — nein,
Die leben wollte, da sie heute erst
Gefühlt, was leben, erst, was lieben hieß! —
Doch söhnte sie sich mit den milden Träumen,
Die nur von kommenden, von schönen Tagen,
Von Tagen voller Frühlingsduft erzählten ...

V.

Wie anders grüßte heute ich den Frühling.
Als sei ein Schleier meinem Blick gefallen,
So sah ich trunken in die Welt hinein!
Was gut und edel in mir war, erwachte.
Was kindlich war, kam wieder mir zurück!
Lag hinter mir denn eine trübe Jugend?
Ich wollte es nicht glauben! — War die Sonne
So warm und schön nicht immerdar gewesen?
— — Und diese Fülle unberührter Hoffnung!
Schon heute wieder um dieselbe Stunde
An ihren Lippen hangen — ihren Worten
Wie gestern wieder glücklich lauschen dürfen!
— Ich war so glücklich! — so unendlich glücklich!
Und freudebangend zählte ich die Stunden,
Von denen jede meinem Glück mich näher
Und näher brachte — — Lange vor der Zeit
Stand ich am Wege, den sie mir bestimmt . . .

*

Ich stand und wartete. Die Stunde kam,
Sie aber kam nicht. Und die Stunde ging.
Sie kam nicht . . . Und die andere Stunde kam
Und ging. Ich stand am Kreuzweg, ihrer wartend
Tausend Gedanken zuckten durch die Stirn,
Tausend Gefühle wallten durch das Herz.
So zwischen Hoffen und Entsagung hin
Getrieben, kam des Tages müder Abend.
Die Wege wurden stiller. Hoch am Himmel
Erstrahlte jetzt ein Stern, ein erster, auf.

Da ging ich leise von dem Ort des Grams.
„Vielleicht, daß morgen“ — — Letzte irre Hoffnung.
Ich ging mit müdem Schritt durch helle Straßen,
Und ich verlor mich langsam in dem Strom . . .
— — — — — — — — — — — — — —

VI.

— — — — — — — — — — — — — —
Ich hätte dich unendlich lieb gehabt! . . .
Mein ganzes Sehnen flog dir stürmisch zu.
Ich hab' gewartet, daß du kommen würdest.
An jedem Tag war ich an jenem Ort,
An jedem Tag, der diesem ersten folgte.
Und immer wieder bin ich hingegangen,
Im Herzen ein beseligendes Hoffen,
Und immer wieder ging ich von dort fort,
Im Inneren die kalte, tote Hoffnung . . .

Ich hab' auf dich gewartet, so geduldig,
Wie erste Liebe nur vermag zu warten . . .

Du aber kamst nicht wieder . . . Tag für Tag
Ist hingegangen, und der Frühling starb,
Von dem ich meines Lebens Glück erhoffte.

Der Sommer kam — ich wartete auf dich . . .
Die Sonne brannte auf das stille Wasser —
Ich stand und wartete — der Sommer ging —
Ich wartete — — doch ohne Hoffnung jetzt . . .

Nun trieb mich die Gewohnheit täglich hin.
Und immer müder wurde ich . . . Du kamst nicht . . .

Es naht der Herbst — — — — — — —
— — — — — —
O wärest du gekommen,
Nur einmal wieder! — nur um mir zu sagen,
Warum du nicht mehr kommen würdest — doch
Du brachst den Zweifel nicht . . . Wenn ich bedenke,
Wie ich dich damals liebte — mit der ersten,
Noch unberührten Kraft der vollen Jugend,
Wie glücklich wären beide wir geworden —
O glaube mir — ich wäre treu gewesen,
Und hätte dich unendlich lieb gehabt! . . .

VII.

Nur einmal noch die Wonne jenes Tages!
Nur einmal noch den irren Traum des Glücks!
Nur einmal noch das unberührte Fühlen,
Wie damals leise es in mir gebebt! . . .
— — Nein! nichts von allem mehr: nur müde Tage,
Und doch im Innern noch ein letztes Glimmen —
Ein nebelhaftes Sehnen — starrer Trotz —
Verhaltene Wünsche — tiefgeheime Wehmut —
Und in der Nacht die wilden, wirren Träume,
Die beim Erwachen mir nicht Antwort stehn! — —

VIII.

O Schwärmerei sentimentaler Liebe —
Wir alle lachen spöttisch über dich!
Und doch — wie stark und wahr bist du! — Denn ist
Begeisterung der jungen Jahre, welche
So ohne allen Zweifel hofft und glaubt,
Nicht stärker als der Wahn der späten Jahre,
Der unsrer Seele Fasern schon zergliedert,
Daß sie nicht mehr vermag, so straff gespannt,
Den nagenden Gedanken Stand zu halten?

Und mögen alle lachend dich verhöhnen,
Mitleidig blickend auf verliebte Toren,
Mit kaltem Herzen, dessen Glut schon längst
In Asche schmolz — — du, erste Liebe, bist
Die Weihe jeden Herzens — wehe jedem,
Das dich nicht kennt! — das, da es Frühling war,
In dumpfer Nacht des Winters hinverkümmert!
Das nie der jungen Liebe sich erschloß —
Beglückt-beglückend — ohne Hoffnunghoffend!

IX.

Nun sind sie da, des Sommers schwüle Nächte,
Und mit den Gluten wächst mein angstvoll Sehnen ...
Wenn schon die Sonne längst zur Ruh' gegangen
Und in dem Baum vor meinem Fenster längst
Das letzte Vogellied verklungen ist,

Liegt doch die Erde noch in ihrem Bann
Und wagt es kaum, nur leise aufzuatmen.
Die Sommernächte! — — Unter ihren Küssen
Der Lust erwacht die Liebe — und ihr Weh — —

Still! Lausche, wie auf weichen, linden Sohlen
Die Nacht des Sommers hergeschritten kommt ...
Wie zu dem Lager der Geliebten sich
Der Liebende behutsam schleicht — so naht
Die Nacht der Erde, die erwartungsvoll
In Wollustschauern ihr entgegenbebt.

Schlaflose Nächte für die Erdenkinder,
Schlaflos für mich auch, der ich auf dem Lager
Mich ruhlos wälze und den Schlaf erflehe,
Den Schlaf, den, wenn er eben mir genaht,
Die Sehnsucht scheucht. An meines Bettes Rand
Seh' ich sie stehen — großäugig — unbewegt ...
Dann quält er heißer mich — der Durst nach Glück,
Der wilde, ungestillte Durst nach Glück!

*

Und immer du — nur du! In meinen Träumen,
Ob schlafend oder wachend, bist du da.
Ich fliehe vor mir selbst, du aber folgst mir
Und siehst mich mit den stillen Augen an.
Was hilft es mir, daß ich die Hände strecke
Und zu dir flehe: „Gib nur eine Stunde,
Daß ihre Ruhe diese Sehnsucht kühle!
Nur eine Stunde — und dann kehre wieder,
Dann wird es stiller in mir worden sein.“

— Doch das Erinnern läßt und läßt mich nicht.
Und ich bin doch so müde schon — nicht deiner,
Nicht deiner körperlosen Nähe — nein, nur das,
Das ist so schwer zu tragen: dieses Hoffen,
Du könntest dennoch, dennoch zu mir kommen,
Und dann die bitter-schmerzliche Enttäuschung,
Die diesem Hoffen immer folgen muß . . .

X.

Die Tage geh'n und kommen. Doch kein Tag,
Der wieder dich mir, die Verlorene, bringt.
Ich rufe sehnsuchtsvoll nicht mehr nach dir,
Die Lippen sind des Rufens müde worden.
Ich strecke sehnend nicht mehr aus die Arme,
Sie hängen schlaff am todesmatten Leib.
Mein Auge späht hinaus nicht mehr voll Sehnsucht,
Es sah nur Dunkel rings — und es ward glanzlos.
Die Füße einzig tun noch ihren Dienst,
Und auch die Hände zu freudloser Arbeit.
— Des Abends finstere Schatten fallen früh
Auf meines Lebens Mittag; in mir strahlt
Die Sonne nicht mehr, die die dunklen scheucht.
Leicht ist ein hoffnungsvolles Leben tragen,
Ein hoffnungsloses schwer — und Schwermut ist
Mein Erbteil — und einsames Wandeln will
Zum Ziel mich führen. — Lebensströme fluten
Um mich — weiter! — weiter! — Ich bin allein!
Einst — war es anders wohl! — Vorbei! — Vorbei! —

XI.

Ach — flüchtig war die Liebe, wie ein Hauch,
Ein duftgeschwängerter, am hellen Tag . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Und namenlos ist meine Liebe blieben!
Nicht einmal an ein Wort kann ich mich klammern,
Und ruhelos nach dir umherzufragen,
Ob keiner denn dich kennt in diesem Meer,
Ob keine Spur von mir — zu dir hin führt . . .
— — — — — — — — — — — — — — —

XII.

Vom dunklen Grunde der Erinnerung
Hebt in des Sommers wetterschwülen Tagen
Ihr Bildnis immer wieder klar sich ab.
Wohl kommen Stunden, da ich sie vergesse —
Doch oft — wenn ich in lautem Freundeskreise,
Der Lauteste, den Becher lärmend leere,
Sinkt er aus meiner Hand — — ein Frühlingstag
Taucht vor mir auf — und sie — und alles wieder,
Was jener eine Tag mir gab — und nahm!
Ein kleines, süßes Kinderangesicht
Mit großen, toten, schmerzerfüllten Augen,
Steht vor mir — und in toller Lustigkeit
Es wegzuscheuchen, stürze Glas auf Glas
Hinunter ich und rede hastiger
Und lache lauter, wilder wie zuvor — —
Doch wenn die andern dann hinweggegangen,

Dann schleiche ich mich still nach Haus, und einsam
Verrinnt in stillem Grübeln mir die Nacht.
Der Schlaf naht sich erst meiner heißen Stirn,
Wenn ich zu Tode müde . . . O wie oft
Sah ich in diesen letzten Wochen nicht
Die Nacht sich nah'n und wieder von mir geh'n,
Die Nacht, die nichts mir brachte als die Sehnsucht . . .
Kein Schlaf — doch ich muß neidend sehen, wie
Der Tag die Nacht küßt und die Nacht den Morgen.

XIII.

Bald ist es Herbst . . . das Laub fällt von den Zweigen,
Ein mattes Sinken ohne Freudigkeit,
Als wüßte es, daß es zum Sterben geht . . .
Auch meine Kraft will sinken — doch ein Hauch
Von Hoffnung stirbt nicht — und so flattert sie
In banger Ungewißheit hin und her . . .

Und Andres drängt sich mächtig in mein Leben,
Und Anderes verlangt sein Recht von mir.
Ich gehe nicht mehr in den dunklen Wald.
Ich fürchte mich vor seinem stummen Schweigen
Und vor dem Schmerz, der täglich dort erwachte,
Den täglich neu ich dann bekämpfen mußte —
Ich will vergessen, will dem reichen Leben
Mein Auge nicht verschließen — langsam nur,
— Ach, allzu langsam für mein heißes Streben! —
Kehrt mir die Kraft zurück zu starkem Handeln.

Noch immer weht ein Hauch von jener Stunde
Um meine Stirn — noch immer sehe ich
Im Traume oft vor mir ein liebes Antlitz,
Noch immer packt zuweilen mich die Sehnsucht
So mächtig, daß ich machtlos ihr erliege!

XIV.

Ich war im Walde heute . . . Rote Blätter
Allüberall verstreut . . . sie raschelten,
Als sie der Fuß betrat. Der Wald, der sonst
Von frohen Stimmen widerhallte, stand
Verödet unter dem beeisten Himmel . . .
— — Ich ging auf einem Weg, den lange schon
Mein Fuß nicht mehr betreten. Ach, der Sommer
Ist seit dem einen Tage auch gestorben!

Da lag der Teich. Erstarrt die dunkle Flut.
Inmitten der entlaubten Bäume. Traurig
Und schön erschien mir die geweihte Stätte.
Ich stand erschüttert lange, lange Zeit — . . .
Dann wandte ich mich. Über mir zog hin
Ein Schwarm von Raben kreischend durch die Luft.

Und ich ging heim in meine stille Kammer,
Der Schwermut Bürde auf dem armen Herzen.

— Wo weilt sie — die noch immer nicht Vergessene?!

*



Der Herbst wohnt in den blätterarmen Bäumen,
Und in die Seele jagt er kalten Frost ...

Wie schön war schon das Lächeln einer Liebe,
Die nie die halbverdorrte Lippe küßte —
Und da sich nie die Liebe mir genaht,
Nur im Vorübergehen mir gelächelt,
So lernte ich dies karge Lächeln lieben,
Nicht mehr begehrend, als den feuchten Strahl,
Der alle Gründe meines Seins beschien!

Der Lenz ging hin. Die Sonne ist gestorben.
Und ich — bescheide mich dem nahen Winter. —
Kaum, daß die müde Lippe zuckend fragt:
O Lenz der Liebe — kehrst du noch einmal? ...

XV.

Der Herbst naht nun dem Ende, und mir ist,
Als schwinde mit ihm auch mein Traum dahin,
Denn es ist ruhiger in mir geworden,
Die Stirne freier und das Auge klarer ...
Der Tag zwingt wieder mich zu ernstem Tun,
Und ich gehorche mit der ganzen Kraft.

Wohl gaukelt vor mir oft ein luftig Bild —:
Das ist mein Traum, den ich in Frühlingstagen
Vor langen Monden träumte — doch es flattert
Vor meinem ruhig-ernsten Blick davon ...

So kommt es denn, daß ich mich oftmals frage:
Ist's wirklich Leben — dieses stete Gehen
Auf sicherem Weg zu klar-gestecktem Ziel?
Hat meinem Leben nicht bis jetzt ein Bestes,
Ein Großes stets gefehlt? Und wird es nie
Zu mir denn kommen — dieses Große, Starke? —
Und meines Inneren rastlos Sehnen stillen?

Mir fehlt die Antwort, doch die müßige Frage,
Sie will nicht schweigen — und auch das ist Qual!

— — Und so verrinnt mir Tag auf Tag nun wieder,
Wie in dem weiten Meer die Welle stirbt . . .

Zweites Buch

Ob meinem Haupte grollten die Wetter,
Die Stürme der Liebe tobten um mich,
Da schrieb diese lebendurchloderten Blätter
In des Lebens dunkelsten Stunden ich! . . .

XVI.

Der Abend sank. Ich saß auf meinem Zimmer
Vertieft in die Gedanken, die aus Büchern,
Aus vielgeliebten, ich begierig trank.
Es war so still . . . nur von der Straße her
Drang Räderrollen und verschollener Lärm
Und ab und zu auch lautere Wechselrede . . .
Nie rastend Leben, das da Tag und Nacht
Sich unter meinem Fenster ruhlos wälzte!
— Die Lampe brannte trüb. Die Schläfen schmerzten,
Ich preßte mit den Händen sie zusammen
Und suchte wieder den verlorenen Faden.
Doch vor den Augen flimmerten die Lettern,
Ein Gaukelspiel — ich stieß das Buch von mir
Und lehnte mich zurück; was ich gelesen,
Verschwamm mir in verdämmerndem Entschlummern . . .
Die Lider sanken mir — ein Schatten huschte
An mir vorbei — — — da schreckte plötzlich mir
Ein schmerzliches Erinnern durch die Stirn — —

Ich sprang empor! — Was war das?! — War das nicht
Ein Antlitz eben, das ich längst vergessen?! — —
Und namenlose Sehnsucht packte mich!!
— Ich stieß den Stuhl von mir — hinaus! hinaus!
Nur in der dumpfen Schwüle hier nicht länger! —
Die Wände rücken näher, und den Atem
Benimmt ein Bangen mir — hinaus! — hinaus! —
Nur so nicht länger! — Leben will ich! — leben! —

XVII.

Ich stürmte wild hinaus! — War das nicht Leben,
Das hier im Glanz von tausend Lichtern um mich
In farbig-buntem Wechsel rauschend wogte? —
Ja, das war Leben! — — Und ich eilte weiter,
Von toller Laune rastlos fortgetrieben . . .
‚Die Nacht heut soll fürwahr nicht eher sterben,
Als bis sie eine Tollheit von mir sah!
Wofür bin ich denn jung? Mein ist das Recht,
Sie durchzujubeln in der vollen Kraft!
Was sie bisher mir neidisch vorenthalten,
Ich will es heute doppelt noch verlangen! —
— Ist das dort nicht ein rot und grünes Licht?
Und tönt da nicht Gesang und Lärm herunter?
Das paßt mir just! hinauf! — ich will doch sehen,
Ob Andere allein denn leben können!‘

*

Nun denn — hinauf! Ich stieg die Stufen langsam
— Sie knarrten unter meinem Schritt — empor.

Der Lärm ward wüster. Dann Gesang und schrille,
Gequälte Töne — ach, ein Tingel-Tangel! — —
Ich lachte. Doch das paßte just mir heute.
Dann weiter aufwärts. Ich stand vor der Tür.
Da war es mir, als wolle eine Hand
Zurück mich zieh'n — ich stockte, und ein Schatten
Huschte an mir vorüber. Doch es war
Nur Täuschung, wie vorhin. Und ich trat ein.
Betäubend dumpfe Lüfte schlugen mir
Entgegen, roher Lärm, Geschrei, Gelächter,
Dazwischen Rufen, Gläserklang und Singen,
Und ich sah auf . . .
Da strömte plötzlich alles Blut zum Herzen
Mir jäh — — denn jene dort — die dort — die hatte
Ich schon einmal geseh'n . . . auf schrie es in mir,
Lautgellend auf: mein Traum! — mein Traum — und hier! —
Dann aber lachte ich so schneidend auf,
Daß es das Lärmen übertönte — — jene
Sah auf — sah mich — und jäh erbleichte sie
Durch alle Schminke — — starrte wie entsetzt
Und angstvoll auf mich hin — kein Zeichen aber,
Daß sie mich kannte — und ich setzte mich,
Wo eben Platz war in dem wüsten Schwarm! . . .

*

Und während sich Gedanken in mir jagten,
Sah ich mich um in diesem rohen Treiben.
Da war zunächst der Jugend edle Blüte,
Die, abgestumpft für andere Genüsse,

Sich hier allabendlich köstlich vergnügte.
Da war der Lebemann, dem nichts mehr fremd,
Dem nichts das Leben mehr gelassen hatte,
Als Geld, für das er einst die reiche Jugend
Und ihre Kräfte achtlos hingegeben,
Und der nun hier dem Tod entgegengähnt.
Da war auch mancher, der durch Zufall nur,
Vom Schimmer angelockt, sich herverirrt.
Und auf der Bühne dort im Gauklerkleide,
Inmitten längst verlorener Weiber — **Du!** —

*

Und als ich saß und bebend auf sie starrte,
Und alle jene Tage wiederkamen,
Voll Glück, voll Trauer — da riß plötzlich klar
Ein Wahn in mir entzwei, ein Glaube starb,
Der noch bis heute nicht gestorben war:
An dich der Glaube — die ich wieder sah
Und hier! . . . dann griff jäher Ekel mich
So mächtig an, daß plötzlich ich den Stuhl
Zurückstieß, aufsprang, vortrat, und verächtlich
Grell lachend einmal noch hin auf sie starrend,
Es sah, wie wieder sie erbleichte, bebte . . .
Dann ging ich. Alles das ein Augenblick.
Als aber ich da draußen stand, da sah
Ich vor mir nur ihr bleiches Antlitz noch,
Und aller Ekel wich von mir. Ganz anders
Erschien sie mir — jedoch ich ging — — ich mußte

XVIII.

Ich ging nach Haus in dumpfer, träger Ruhe.
Kein Lachen, aber auch kein Weh lag mehr
Auf mir, nur in den leeren Schläfen pochte
Eintönig Schlag auf Schlag, und jeder drang
Wie eines Schwertes Spitze durch die Nerven.
Dann suchte Ruhe ich. Das Auge schloß sich,
Kein Glied mehr rührte sich. Im dunklen Zimmer
So ruhig alles, dunkel rings die Wände.
Nur durch die Fenster goß sich bleiches Mondlicht.
Ich dachte nichts ... und auch kein Träumen kam mir,
Nur einzig dumpfe, starre, kalte Ruhe,
Und in den Schläfen dieses scharfe Pochen,
Gleichmäßig und eintönig ... So verrann
Die Nacht ... und endlich kam der Morgen. Ruhig
Erhob ich mich, in meinen Gliedern lag
Bleischwere Müdigkeit. Ich trat ans Fenster
Und schaute auf die menschenleere Straße,
Die nüchtern dalag wie im Schlafe noch.
Dann fiel mir jählings der vergangene Abend
Und all sein Inhalt ein — und vor mir stand
Ein Bild ... Ich schauderte zusammen, und
Mit diesem Schauer fiel die Ruhe nieder
Wie ein Gewand, schon allzulang getragen!
Die Sehnsucht wachte wieder in mir auf.
In ihre Arme sank ich ... jauchzend klang
Ein Ruf von meinen Lippen: — sie! — Ich habe
Sie wieder! — wieder! — — und ich streckte sehnend
Die Hände nach ihr aus! — — Wie langsam mir
Der Tag verrinnt! — Ich zähle seine Stunden

In kaum erstickter Ungeduld . . : es sollte
Der Abend ja mir alles wiederschenken,
Was ich schon längst verloren mir geglaubt! . . .

XIX.

Die Stunde schlug. Ich war als Erster da.
Mein Auge flog dir zu. Du aber — seltsam! —
Sahst fort! Erkanntest du mich nicht? Hast du
Mich gestern Abend wieder nicht erkannt? —
— Und ich trat auf dich zu. Ich fühlte, wie
Das Herz mir klopfte; und ich stand vor dir
Und sah dich wortlos an. Da hobest du
Den Blick empor zu meinem: doch das war
Ein anderer Blick, ein anderer, als der,
Mit dem du mich zum ersten Male damals
An jenem Frühlingstage angeschaut.
Ein anderer, als der auch, der noch gestern
Mir zugeflogen — — ich erschauerte.
In diesem Blicke lag: Weh dir, wenn du
Es wagst, an einer Zeit jemals zu rühren,
Die hinter mir begraben liegt; und ich —
Verstand den Blick — auch meiner sagte das.
Dann wandtest du dich fort. Unhörbar klang
Von deinem Mund ein Wort: ‚Nachher! — jetzt nicht!‘
— Ich trat zu meinem Platz zurück. Der Saal
Begann zu füllen sich. Die Weiber sangen,
Und ich saß da — und schaute nur auf dich! . . .
Und meine Sinne tranken sich an dir,

An deiner Schönheit fest — und immer fester! ...
Doch du sahst mich mit keinem Blicke an
Und lächeltest den Anderen doch zu,
Wenn sie dir Beifall riefen, Blumen warfen ...
Das trieb mich auf, ich wollte fort — und sah,
Daß ich nicht konnte, daß ich bleiben mußte! —

*

Ich schauderte zurück — — erleuchtete
Der Blick mir nicht den Abgrund, dessen Rand
Mein Fuß betrat?! — Und dennoch: ihrer Nähe
Berückend-süßer Zauber zwang zugleich
Mich zu ihr hin. Ich legte meinen Arm
Um ihren Nacken — sie ließ es geschehen,
Und eine Nacht voll wilder Lust begann.
— — — — — — — — — — — — —
Und doch lag es auf diesem schrillen Lachen,
Auf diesem Singen, diesem Trinken, Lärmen
Wie Eiseskälte ... Ihre Lippen lachten,
Doch ihre Augen waren tot — ob auch
Ihr Mund manch' Scherzwort in die Rede warf.
— — Ob auch sie eines Tages dachte? ... Ich
Vergaß im Taumel dieser Stunden seiner,
Und kein Gedenken warf den Schatten wieder
Auf dieser Stunden hellen Lichterglanz,
An den mein Auge sich gewöhnte, weil
Auch ihr Blick sich an seinem Scheine sonnte.
— Und in der lauten Lust erstarb in mir
Auch ein Gefühl von dumpfer Angst, das mich

In ihrer Nähe überkommen wollte ...
Ich ahnte — doch nur diese erste Nacht —
Der künftigen Tage unnennbare Qualen! ...

XX.

Und so sieht Abend mich für Abend dort
An dem verruchten Orte, den ich hasse,
So wie die Hölle — nein noch mehr, weit mehr!
Nichts triebe mich dahin, doch du bist mächtig
Und zwingst mich herrisch hin zu deinen Füßen.
So sitze da ich in der rohen Menge
Und warte Stunden, bis die elfte dich
Von deinem Sklavendienste endlich löst.
Und so hält meine Liebe mich gefangen,
Daß selbst den Ekel ich vergesse, daß
Ich jedes Selbstgefühl in mir ersticke,
Dir nah zu sein — — ich fühle, diese Qual,
Sie zehrt an mir, und doch — ich kann nicht anders!
Du bist die Siegerin — ich der Besiegte! ...

*

Und wieder stand ich heute vor dir da:
Aufatmend, wartend — und da schlug die Woge
Der wilden Leidenschaft hochbrandend auf
Und riß mich von dem festen Boden los,
Um mich zu deinen Füßen hinzuschleudern:
Hab' Gnade mit mir, stoß' mich nicht zurück —
In deinen Händen liegt mein Leben nun!

Gib mir, wenn du nicht Alles geben willst,
Gib denn mir das, was Anderen du gibst:
Ein freundlich Wort! Ein Lächeln! Einen Blick!
Es wird die Lippe mir genügend netzen,
Daß ich im Staube nicht verschmachten muß.

— Du bist ein Rätsel mir — sieh' diese Kälte,
Dies absichtsvolle, — dieses starre Schweigen
Auf alle meine Worte, — das ist nicht,
Nein, das ist keine Liebe! Ist es mir
Doch oft, als spräche Haß aus deinem Wesen.
Haß — gegen mich! — Doch frage ich: warum?
Und kann mir nicht die kleinste Antwort geben!

XXI.

Ah — diese dumpfe Luft, dies grelle Lachen,
Das halberstickte Lachen wilder Lust,
Das so viel sagt und fast noch mehr verschweigt,
Und dieser Lichter Qualmen an den Wänden,
Und dieses rohe Schreien, dieser Flitter,
Der schlecht die Fäulnis deckt — dies alles, alles
Wie widerlich! wie krank! — Und in dem Taumel,
Schon halb ergriffen von dem eklen Treiben,
Du, die ich liebe — ich, der Elende! . . .
Wird nie der Ekel dich so stark ergreifen,
Daß du dich los von diesem Boden reißest,
Wird nie die Scham dir in die Wangen steigen
Und Tränen in die heißen Augen treiben?

Was trieb dich her? — Die Not? Des Lebens Jammer? —
Die Eitelkeit? — ich fragte einmal dich.
Da aber lachtest du so schneidend auf,
Daß nie ich wieder dich nach deinem Leben,
Nach dem vergangenen, zu fragen wage.

Und bist du elend — nimm die Hand, die sich
Dir bietet, und vergiß mit mir, was war!
Und bist du elend — vor dir steht ein Glück,
Du brauchst es nur zu greifen, es ist dein!

Jedoch du willst es nicht — dich hat der Dunst,
Der trübe, so umnebelt, daß dein Auge
Den Schein des Glücks nicht mehr verstehen kann.
Dich hat die wilde Lust des Lebens so
Dahingetrieben durch dein armes Dasein,
Daß du den Frieden nicht ertragen könntest;
Dich hat die Fäulnis schon so weit ergriffen,
Daß keine Liebe dich mehr retten kann!
So laß uns beide untergeh'n: ich will
Dein Schicksal teilen — — auch das willst du nicht?...

XXII.

Wie soll ich klar die letzten Tage scheiden?
Bin ich aus allem doch herausgerissen.
Der Tag hat keine Stunden mehr für mich
Wie sonst, geteilt zu vorbestimmten Werken.
Wie ein Gedanke jäh den andern jagt,

Wie ein Weh sich von meiner Seele löst,
Um einem andern, stärkern, Raum zu geben,
So fließt mir ineinander Morgen — Mittag —
Und Abend! Leuchtend treten nur hervor
Die Stunden, da mein Aug' dich sehen darf
Die kargen Stunden, da du bei mir bist,
Stunden, durch namenlose Qual erkauft!

Wie soll das werden und wie soll das enden?
Muß eines Tags der Körper nicht erliegen,
Die Seele ihren letzten Flügelschlag
Ermattend tun? — Und wenn ich diese Kette
Von Irrnis, Mißverstandenem, Täuschung sehe,
Und vor mir hoffnungslos die Zukunft liegen,
Dann muß ich wünschen, dieser Tag — er käme!

*

Ich liebe dich! — Nicht wie der Sehende
Die Sonne liebt, die Tag für Tag ihm scheint —
Nein, wie der Blinde, der in langen Nächten
Sich nach ihr sehnte — nun, da sie ihm lacht,
In ihrem Glanz sein trunkenes Auge badet:
So lieb' ich dich! — so flutet all mein Fühlen
Zu dir, der Sonne meines Lebens, hin...

Ich liebe dich! — Mit jener wilden Angst,
Mit der die Mutter liebt ihr letztes Kind,
Das sich in Todeskrämpfen vor ihr windet:
So lieb' ich dich! — In steter, banger Qual,
Du könntest jählings mir entrissen werden —

Nein, nicht vom Tod — ich würde mit ihm kämpfen,
Jedoch von jenem Mann, dem du einst gibst
Und geben wirst: dein Selbst, dein Sein, das mir du
Versagen mußt, weil — weil du mich nicht liebst! —
Und sieh, so lieb' ich dich, daß dennoch ich,
Die Stimme jeglicher Vernunft betäubend,
Erhoffe, was mir niemals werden wird!
Ich liebe dich — ja, wie? — Wie nichts bisher! —
Frag' mich nicht mehr, wahnsinnig lieb' ich dich! —

XXIII.

Es ist geschehn! — Von jenem Abend an
Zog enger, immer enger ihre Kreise
Sie um mein Denken, Fühlen, Handeln, Wollen.
Und mehr und mehr versank ich in den Abgrund . . .

Ich fühlte es, wenn ich dort Abends saß,
Wie jene Dünste lauernd mich umwoben,
Wie jene Fäulnis langsam nach mir griff —
Doch nur der Ekel in mir wuchs und wuchs.
Ich schauderte zurück. Dann aber zwang mich
Die heiße Sehnsucht, wieder dich zu sehen
Nach einem langen Tag, wo ich entbehrte,
Was nur zu schau'n mir Glück schon worden war . . .

Und ich ging hin — und saß den Abend dort,
Die heißen Blicke nur auf dich geheftet,
In einer stummen Angst — und wartete —
Und brachte dich nach Haus — und schied von dir.

XXIV.

Wenn ich nach den durchwachten Nächten endlich
Entschlummere, schreckt wieder mich der Morgen
Von meinem Lager auf — und du stehst vor mir:
Irre, erstorbene Augen sehen mich
Aus einem kleinen, schmalen Antlitz an,
Das aller Schönheit süße Reize trägt.
— O wie ich dieses kleine Antlitz liebe!
Ich möchte es mit tausend heißen Küssen
Bedecken —; möchte diesen schlanken Leib
In meine starken Arme schließen —; möchte
In diese toten Augen Leben gießen!
Wohl lachen diese Lippen — doch es ist
Ein kaltes Lachen —; diese Augen leuchten
Doch nie in warmen Strahlen reiner Liebe,
Und dieser zarte Leib birgt keine Seele,
Und diese kleine Hand ist warm, doch schauert
Ihr Druck wie Eiseskälte durch die Adern!
Was hast du, Kind, erlebt, daß schon so früh
Dein junges Leben mitleidlos versteinte?!

*

Und nun ist es gekommen, wie ich's ahnte,
Nun ist der Bau in Trümmer hingesunken . . .
Ich fühlte, wie die Pfeiler krachend barsten,
Nun ist die Glut furchtbar emporgeloht
Aus ihrer Asche —; nun sind alle Dämme
Der Seele unterwühlt —; und nun, nun bricht
Die Leidenschaft hervor in wildem Wüten!
Nun habe ich mich selbst verloren, der ich

Mein Leben durch nur nach mir selbst gesucht.
Ja, brich hervor, wahnsinnige Leidenschaft,
Und schüttle mich im Grund, daß alle Spreu
Und alles Hohle, all der ekle Staub
In klarer Luft zerstiebt . . . nun, flute, Feuer,
Durch meine Adern; reiße mich empor
Vom trägen Pfühl des Alltagslebens, Liebe! — —
Ich ahnte wohl es in der dumpfen Starrung —
Das nicht, daß es so unerwartet kommen,
Daß ich so allen Halt verlieren würde!

*

Wie lächerlich erscheint mir all dies Sorgen,
Wie widerlich um mich dies ganze Treiben!
Dies Reden über das Alltägliche!
Dies Wandeln in dem altgewohnten Gleise! . . .
Ich habe keinen Teil daran mehr — mich
Hebt hoch ein andres über alles andre,
Auf andren Pfaden als den ihren geh' ich.
Hoch wölbt sich eine Krone über mir,
Durch meine Adern rinnt ein neues Leben,
Zu ungeahnten Höh'n hebt sich mein Geist,
Mein Herz — es ist zu voll, um noch für Nichtiges
Nur den geringsten Raum hinfort zu haben —
— — — — — — — — — — — — — — —
So ist im Strom der allgewaltigen Liebe
Das Kleinste, wie das Größte fortgeschwemmt,
Der Leidenschaft, die keine Grenzen kennt.
Spurlos versunken — und nur du — nur du,
Du bliebst — sonst nichts —; mein Alles mir zu werden!

*

In dieser Tage Kette fehlt nicht einer,
Der nicht den Kelch mir an die Lippen drückt
Und hart mich zwingt, ihn bis zum Grund zu leeren.
Der leichte Schaum ist längst hinweg geblasen,
Der erste, lange Zug in Lust getan —
Was nun noch bleibt, ist herbe Bitterkeit.
Nichts bleibt erspart mir — und ich will auch trinken,
Denn einmal muß die Qual ein Ende nehmen,
Und dann ist es vorbei, und ich gerettet.
Ich sterbe nicht daran, ich will nicht sterben!
Das grelle Morgenlicht nach Dämmerträumen,
Es kann mein Auge blenden, nicht erblinden.
Ich will dem kühlen Tag ins Antlitz sehen,
Der mir des Lebens Ziele zeigen soll.
Und dafür, daß ich kämpfend dies gewinne,
Geb' ich die Jugend hin, die mein bisher . . .
Sind dies nicht herbe Worte? Stunden gibt es
In diesen Tagen voller trüber Wirrnis,
Da denke ich mit grauenhafter Klarheit.

XXV.

Sechs Tage zogen dumpf und still vorbei.
Am Tage bannte mich die graue Pflicht
Und trieb mir scharfe Sporen in die Seele,
Und Abends sank auf mich ein schwerer Schlummer,
Der selbst die armen Träume tötete . . .

Und heute plötzlich!' — plötzlich riß die Angst
Mir aus der Hand die Arbeit. Alles schon

Wähnte ich gut — — da tratst du vor die Seele,
Ich sah dich wieder — und besaß dich nicht!

Und Angst und Wut um dich zerrissen mich.
Geh' von mir, Weib — was quälst du mich so furchtbar!
Ich will dich nicht mehr seh'n! Du bist gestorben.
Nun bleibe tot! — O Freiheit, Luft und Leben,
Nur so viel, daß ich ruhig atmen kann!
Nur diese Angst um dich nicht mehr — nicht Wut,
Der Jammer und das Elend sind es nur,
Die mich um dich — ewig-Verlorene — foltern!

Ich will nichts seh'n — nichts! nichts! Ich will nichts hören —
Nur Ruhe will ich — Ruhe! — Laßt sie mir!!

*

— — — Die wilde Qual,
Sie scheucht aus meiner Stirne den Gedanken,
Aus meinem Herzen jeden Frieden fort
Und legt sich wie ein Alp auf meine Brust!
Der will nicht weichen — wo ich geh' und stehe,
Bei allem, was ich tue, was ich rede,
Packt mich so plötzlich an die wilde Angst
Und treibt mich auf — und läßt mich nimmer weilen!
— — — — — — — — — — — — — — —

O Leidenschaft der Liebe — Wahnsinn! — Wahnsinn!!
Ich fühle, wie du wild mein fiebernd Hirn durchzuckst,
Die Hand erbebt, die diese Worte schreibt —
— Gib Ruhe! — Laß mich — oder ich vergehe! —
— — — — — — — — — — — — — — —

XXVI.

So steht sie da, wenn sie der Menge singt:
Die bleiche Stirn zur Erde hingeneigt,
Die Hände ineinander leicht geschlungen,
Beginnt sie mit der leisen, süßen Stimme . . .
Im rohen Lärm verklingt fast jeder Laut.
Und wenn die erste Strophe nun geendet,
Fliegt wohl ein scheuer Blick hin über uns,
Hin über ihre Wangen flieht ein Rot,
Und schneller hebt sich ihre zarte Brust . . .
Dann senkt ihr Blick sich wieder. Wieder nun
Beginnt sie mit der leisen, süßen Stimme . . .
Die Hände falten fester sich — wie bangend,
Kaum merklich, keiner sieht darauf — nur ich,
Dem nichts — kein Laut, kein Hauch, kein Blick entgeht!
Sie endet, und noch einmal schlägt der Mann,
Der sie begleitet, dröhnend auf die Tasten,
Ein schneidend-schriller Mißton — leise neigt
Ihr Haupt sich dankend dem verrohten Beifall.
Zu ihrem Sitz tritt atmend sie zurück,
Nervös bewegen ihre Finger sich,
Das Taschentuch zerknitternd — mit ihr freue
Ich mich, daß wieder diese Qual geendet.

XXVII.

Ich saß am Fenster — und der Abend strich
Mit kühlem Hauche um die müde Stirn.
Ich sah auf das Gewühl der Straße nieder —
Da spielten Kinder noch vor meiner Tür,

Ihr helles Jauchzen klang zu mir empor . . .
Ich dachte deiner — und sah schmerzlich fort . . .
Da aber drang ein fröhlich Händeklatschen
Zu mir herauf . . . dort in der Türe stand
Die Mutter, und sie klatschte ihrem Jungen:
„Komm her, mein süßer Junge — komm zu mir —
Du mußt zu Bett“ — dastand das starke Weib,
Und Freude lag auf ihren reinen Zügen,
Wie sie den Knaben auf die Arme nahm.

Ich aber barg mein Antlitz in den Händen,
Und dachte deiner und der trüben Luft,
Die wir in dieser letzten Zeit geatmet.
War das nicht eine Welt, gesund und schön,
Die wir — wir beide — nicht verstehen können?

War das nicht eine Welt, in die wir nie
Die Füße setzen werden, die uns fremd
Für immer bleiben wird? — Wir kennen nur
Ein graues Leben hinter trüben Scheiben,
Ein Taumeln — hin vom Tag zum nächsten Tag —
Und du — das schöne, reiche Leben nicht —
Und ich — nur wilde Leidenschaft und — Glut —
Die an mir zehrt und kaum mich atmen läßt!

XXVIII.

Ich muß die eine Übeltat bekennen,
Wirst du mir zürnen, daß ich sie beging?
Als ich nach Haus dich gestern Abend brachte,
Trug ich die Blumen dir, die kurz vorher

Ich zu der Bühne dir hinauf gesandt.
Du hattest sie in meine Hand gedrückt,
Mit kurzen Worten heischend: „Trag' sie mir!"
Denn du warst müde. Wie ein kleiner Vogel,
Der sich nach seinem warmen Neste sehnt,
Hingst du an meinem Arm ... Und als wir uns
An deiner Tür getrennt, und ich zurück
Den weiten Weg schritt, hatte in der Hand
Die Blumen ich behalten — halb verwelkt
Schon waren sie — heut' sind sie ganz vertrocknet.
Ich hatte sie dir nicht zurückgegeben:
Zu süß auf meinen Lippen hatten deine
In langem Kuß geruht — da hatte ich
Die Blumen — und die Welt um mich vergessen! ...
Wie lieb mir diese welken Blumen sind:
Sie haben ja an deiner Brust gelegen,
Und deine Lippen haben sie berührt!
Nicht wahr, du zürnst mir nicht? Du hättest sie
Am selben Abend doch noch fortgeworfen.
Ich will dir heute Abend schönere geben,
Doch laß mir diese — ich will sie bewahren:
Sie werden einstens — wenn wir längst geschieden —
An einen seligen Abend mich erinnern,
Da Abschied nehmend du geküßt mich hast ...

XXIX.

Aus deinen Augen leuchtete der Strahl,
Der meiner Seele Abgrund mir erhellte,
Als heute ich vor dir erschauernd stand!

Wie wilde Glut drang es in meine Stirn,
Mein Wille beugte sich zum erstenmal
Vor einem andern Willen . . . Was war heute?
Ich bat dich, eine Stunde mir zu schenken,
Und wartete auf dich — wie lange wohl!
Und als du kamst, als deinen Arm in meinen
Du lässig legtest, neben mir stillschweigend
Dahin gingst, und ich dir erbebend sagte,
Wie du unendlich teuer mir geworden,
Wie ohne dich ich nicht mehr leben könne,
(— Und doch an jenen Frühlingstag nicht rührte —)
Wie ward es da so kalt in mir und um mich,
Als du zu meinen Worten wieder schwiegst
Und fast unmutig schneller weiter gingst!
Wie fühlte da ich, wie sich zwischen uns
So alles, alles jetzt geändert hat! . . .
Es liegt ein Abgrund zwischen uns — und niemals
Kannst du zu mir herüber, ich — zu dir!

*

Du bist verloren! — Wer auf diesen Sumpf,
Den trügerischen, einmal nur den Fuß,
Den schwanken, setzte — der ist unrettbar!
Die letzten wirren Tage sind gestorben,
Und der Gedanke packt mich furchtbar an:
Was soll nun werden?! — Soll ich sehen, wie
Du täglich tiefer in den Abgrund sinkst?
Machtlos, die Fallende zurückzuhalten?
Soll tatenlos ich dasteh'n, während das,
Was ich mit heißer Lieb' umfasse, stirbt?

Soll ich vielleicht mit dir die Wege gehen
Und mit dir sinken in den eklen Schlamm,
Weil ich von dir nicht lassen kann und will?
Ich frage dich, wie soll das ferner werden? —
Ich will dich retten, doch du mußt mir folgen!
Mußt hinter dir das alles, alles lassen!
In weiter Ferne Lüfte reineren Lebens
In deine schon befleckte Seele trinken!
Und das Vergangene müssen wir vergessen!
Und nimmer daran denken! — Willst du das?
Ich will es dir mit milden Worten bieten.
Vielleicht, daß aus den Worten so ergreifend
Die ewige Liebe zittert, daß du willig
Die schlanke Hand in meine feste legst
Und mit mir gehst — und dann wird alles gut!

*

Ich wußte wohl, daß es so kommen würde! . . .
Mir ward umsonst nicht diese wilde Seele,
Die jahrelang gebändigt stets den Schrei
Der Leidenschaft stark in sich selbst erstickt
Und sich vor Menschenaugen stolz verhüllte! . . .
Ich ging umsonst nicht einsam jahrelang,
Vordringend in verzweifeltem Bemüh'n
Den Weg zu finden, den die andern gehn,
Um, wenn ich ihm dann nahte, scheu verstummend,
Und fortgestoßen, wieder einsam da,
Verloren in der leeren Welt, zu stehn! . . .
Ich habe heimlich nicht umsonst die Glut
Des Inneren genährt! . . . Und nicht umsonst

Fortstrebend mühsam Stein um Stein geschleppt
Zum Bau des eigenen Lebens! ... Nicht umsonst
Geschwiegen, weil mein Wesen sich empörte,
Mein Sein vor Menschenaugen zu entblößen,
Die klug und kalt darüber lächeln würden! ...
Ich habe nicht umsonst geirrt, nur immer
Nach innen horchend! ... Ich ward nicht umsonst
Von allem, was mir nah trat, eingeengt! ...
Und nicht umsonst schwieg ich zu allem still! ...
— Und nicht umsonst — hab' einmal ich — geträumt! ...

XXX.

Du willst es nicht, daß ich des Tags dich sehe! —
Ich weiß die Stätte, wo du weilst, und darf dir
Nicht nahn — da sitze ich einsam zu Hause,
Die Uhr in meinen kalten, zuckenden Händen,
Und starre trockenen Blickes auf den Zeiger,
Der von Sekunde nur mich zu Sekunde
Der heiß-ersehnten Stunde näher bringt.
Wie schrecklich das ist — wüßtest du es nur! ...
Zu warten — keiner Arbeit fähig — ich,
Der ruhlos sonst, was Ruhe hieß, gehaßt! ...
Warten — den ganzen, langen, langen Tag,
Um kurze Abendstunden dich zu sehen!
Und aus der Ferne erst nur — dann dir nah,
Und doch von dir so kalt zurückgestoßen —
Und Tag für Tag so — das ist nicht mehr Leben,
Nein, das ist herbes mit dem Tode Ringen!

XXXI.

Nur wenn ich bei dir bin, wird's stiller in mir.
Da weht auch wohl ein Hauch von Glück um mich.
Ich fühle mich nicht mehr so bettelarm,
Denn du bist bei mir! — Welche Seligkeit! —

Wir reden nicht viel, sind ein schweigsam Paar.
Dein Auge blickt gleichgültig vor sich hin,
So ruhig — und was gäbe ich darum,
Wenn es sich einmal nur in meines senkte!
Und wenn wir dann so schweigend beide sitzen,
Und du auf alles nur ein ‚Ja' und ‚Nein'
Als Antwort hast — und ich auf deine Lippen
Ein Lächeln zaubern will, dann fühl' ich tief,
Wie trostlos, wie vergebens all das ist,
Und frage mich: „Wär's besser nicht, zu enden? —"
Ein Blick der Liebe, er wird nie mir werden —
Ich weiß es, und ich sitze dennoch da
Und warte auf ihn — : du blickst vor dich hin,
Wie unzufrieden mit der Welt und dir.
Dann überkommt mich oft die ganze Qual,
Ich schreie auf und berge wild-verzweifelnd
Die heiße Stirn an deiner kalten Brust,
Bedecke deine feine Hand mit Küssen
Und schlinge meinen Arm um deinen Nacken,
Dich an mich pressend — aber unbewegt
Löst meine Hand du los, lehnst dich zurück
Und sagst mit müder Stimme, müdem Lächeln:

„Sei nicht so ungestüm! Wozu das alles?
So waren nie die andern, welche mich
Doch auch geliebt — und weniger nicht, als du!“ —

XXXII.

Als ich nach Haus dich heute wieder brachte,
Nach langen Tagen endlich einmal wieder —
— Nur eine Stunde! — und die lange Straße
Durch laute Menschenmassen still wir gingen,
Da lehntest du dich plötzlich fester an mich,
Wie tief ermüdet — —
Was ging plötzlich da
Durch deine Stirn, wildzuckend, blitzgleich, schmerzhaft?
Vielleicht nur ein Gedanke, welcher scharf
Die straffgespannte Sehne deines Willens
Durchschnitt, daß jählings deine starke Kraft,
Die unerschütterliche, dir gebrach? Vielleicht
Sahst plötzlich du im Strahlenglanz der Weltstadt,
Durch all die Schminke, all das Laster, jählings
Das grause Elend, das auch dich besitzt?
Und schrakst zurück und wurdest plötzlich müde?

Ich sprach kein Wort zu dir, nur fester faßte
Ich deinen zarten Arm. Auch du sprachst nicht.
Du gingst nur neben mir mit stillem Schritt,
Das süße Auge leis umflort — wie tief,
Wie tief ermüdet durch dein armes Leben . . .

*

Und wieder ein Erwachen, schwer und trübe!
Ich stieß das Fenster auf. Der Morgennebel
Drang kalt und träge ein. Sonst spreche ich
Meist jeden Morgen vor mich hin ein Lied,
Das für den Tag mir Stimmung geben soll.
Heut' — schwieg ich. Vor dem Klang der eigenen Stimme
Erbebte ich und fand heute kein Lied. —
Mechanisch ging ich an des Tages Arbeit,
Mechanisch reihte Wort an Wort sich, alles
Tat ich wie sonst, nur war ich nicht dabei.
Doch als ich mich erhob, da wankten plötzlich
Die Kniee mir, ein unnennbarer Schmerz
Erwürgte mich, ich griff mit leeren Händen
— Wie um mich fest zu halten — in die Luft
Und stöhnend sank ich nieder — — schmerzhaft schlug
Die Stirne auf des Stuhles Kante auf,
Und vor die Augen legte sich ein Schleier . . .
So lag in dumpfem Weh ich stundenlang.

XXXIII.

O hättest du das eine nicht getan —
Das eine nicht, wonach das andre kam,
Es wäre anders um uns beide worden!
Ich hätte meine Liebe dann im Keime
Erstickt — ich hätte wortlos-still entsagt!
— Ich hätte mich in Einsamkeit geflüchtet
Und nicht so alles bis zur letzten Hefe
In mich gesogen — nicht so alle Qualen

Bis auf die letzte, letzte durchgekostet!
O hättest du das eine nicht getan:
Geküßt mich damals, ohne mich zu lieben —
Geküßt mich wieder — ohne Liebe wieder!
Geküßt mich, um mir alle Seligkeit
Des Glückes zu erschließen — und den Toren
Hinabzuschleudern auf die Erde dann!

O hättest du das eine nicht getan —:
O wärest du an mir vorbeigegangen —
Und hättest nie den Hoffenden geküßt!

*

Das Glück hat Grenzen — tausend — überall.
Das Unglück eine nur, an der es stirbt:
Den Tod! — Und doch — vielleicht für mich noch eine:
Gleichgültigkeit! Was stirbt an dieser nicht?!
Doch ist erstarrtes Leben denn nicht Tod?
Ist tränenloses Weinen denn noch Weinen?
Und hoffnungsloses Leben — ist es Leben? . . .

XXXIV.

Von deinen Lippen beben deine Lieder,
Rein, aber schwach ist deiner Stimme Klang.
Nicht viele singst du — doch die wenigen,
Wie sind sie mir so lieb, so lieb geworden!
Doch ist mir oft, als sängst du seelenlos? . . .
Wie kannst du hier denn — hier! — auch anders singen!
Der Schlamm muß Alles nach und nach ersticken.
Geh' fort von hier! — Weib, wenn du deine Seele,

Dein bestes Sein nicht töten willst, geh' fort!
Ich flehe zu dir — gehe fort! — Du lachst:
„Ich kann nicht, ich muß leben!“ und ich — schweige.
Ich weiß zu gut: wenn ich dich heute bitte,
Tust morgen du das grade Gegenteil!

XXXV.

Ich weiß es, an der Wende meines Lebens
Steh' ich — früh wendest du dich, Jugend, von mir...
Geh' nur! Ich suche nicht dich festzuhalten,
Jedoch verlange keinen Dank von mir.
Ich sehe ohne Groll dich ziehn. Du hast
Mir viel versagt, was andern du gegeben,
Und karg bemessen hast du mir mein Teil.
— Das alles hätte ich vergessen können,
Wenn scheidend du das Eine mir geschenkt,
Das Glück, keinem vergleichbar: ihre Liebe!
Doch du versagtest mir auch das — — nun geh'
Und nimm auch diese Torheit mit dir fort!
Es war ein Wahn, der lange mich umgaukelt:
Das Glück, es müsse auch zu mir noch kommen.
Ich staunte, wenn ich sah, wie Jahr auf Jahr
An mir vorbei es schritt. Doch felsenfest,
Wie nur ein töricht Kind vertrauen kann,
Sah ich dem Tag entgegen, an dem lächelnd
Das Glück sich nahen — und mich küssen würde...
Ich wähnte immer, du seist es mir schuldig,
Da du so lange mir es vorenthalten, —
Und sehe nun, wie arg ich mich getäuscht!

XXXVI.

Ich traf dich heute. Welch ein seltenes Glück!
Es war am Mittag auf der lauten Straße,
Und du standst überrascht, als ich erfreut
Schnell auf dich zu trat: beide fanden wir
Im ersten Augenblick kein Wort — so nahmst du
Nur schweigend meinen Arm, den ich dir bot.
Du warst so fassungslos, wie ich dich nie
Vorher gesehen . . . statt des kalten Zuges
Lag leise Röte auf den zarten Wangen.
So gingen wir zusammen leise weiter . . .

Und in mir stieg es seltsam=selig auf,
Und leise sprach ich dir von meiner Liebe.
Da sahst du mich mit trübem Lächeln an
So eigen — so durchdringend, wie ich nie
Dich lächeln sah — ich sah erstaunt auf dich
Zum ersten Male sah ich, daß dies Lächeln
Ein Lächeln namenloser Wehmut war!
Und wieder keimte Hoffnung in mir auf.
Das war das wahre Lächeln deines Herzens,
Nicht übertüncht von der gemachten Kälte —
Das war? — das war das süße Lächeln wieder
Aus einer Zeit, die ich vergessen wähnte . . .

*

Und wieder stieg berückend vor mir auf
Der eine Tag, an dem wir so wie heute
Dahingeschritten auf derselben Straße!
— Und ich sah nieder in dein liebes Antlitz

Und sagte dir ein Wort: — „Gedenkst du noch —"
Da fuhrst du auf — — und wurdest seltsam bleich
Und sahst mich an mit grausam-kaltem Hohn:
„An was?! —" Und zornig blitzte auf dein Auge,
Weil ich vergaß, was wir uns stumm versprochen.
Und du zogst deine Hand aus meinem Arm
Und sagtest gleichgültig: „Ich will dich nicht
Noch länger stören —" und wir trennten uns.
— Ich aber ging in trübem Sinnen weiter . . .
Wie warst du erst so anders doch gewesen!
War's nicht, als hätt'st du erst in eine Rolle,
Die mir genüber du tagtäglich spielst,
Dich finden müssen, als du mich so plötzlich
Und unerwartet sahst? — Und dann dein Lächeln!
Wie anders war es doch, als das gewohnte,
Mit dem du alle meine Liebe von dir
In trotzig-herber Kälte täglich weist!
So lächelst du auch andern nicht, wie eben
Du mir gelächelt . . .
Und ich sann und sann:
Was war das für ein neues Rätsel wieder?!

XXXVII.

Noch keine von den wenig kargen Stunden,
Die wir zusammen waren, war beglückend.
Nie bist du sorglos, heiter, wie mit andern —
Mit mir zusammen liegt auf dir ein Alp,
Ein Bann — ich fühlte heut' es deutlich wieder.

Du weichst mir aus, du stehst in nichts mir Rede,
Gleichgültig, oder lachend, oder heftig
Vernimmst du alles, was ich zu dir sage.
Und heute — da kam's bitter über mich!
Und all der Schmerz um dich ergriff mich wieder:
Ich sah, du warst nicht gern mit mir zusammen.
Es war kein Zweifel mehr — was hilft es da
Sich gegenseitig ferner so zu quälen!
Mit ruhigen Worten sagte ich es dir,
Und du vernahmst es, — und du schwiegest still —
Und wurdest bleicher nur — und sagtest dann:
„Ja, es ist besser —" und da ließ der Schmerz
Noch einmal mich verzweifelnd aufschrei'n: „Lenchen!
Sag' mir, du liebst mich nicht —" Und du, du wandtest
Dich ab und bliebest mir die Antwort schuldig.
Und ich — ich zögerte noch — — meine Liebe
Ließ mich nicht gehn — ich sah auf dich voll Schmerz —
Und konnte doch von dir mich reißen nicht,
Von dir für immer so nicht — so nicht! — scheiden!

*

In meinem Innern stritten alle Mächte
In heiß entbranntem Kampfe miteinander:
Groll — Eifersucht — verletzter Stolz — und Gram —:
Mit unterdrücktem Haß ununterdrückbar
Die Liebe! — Und die ewige, alte Liebe —
Sie siegte immer wieder — mir zum Fluch! —
Sie überwand sogar den argen Zweifel
Und überstrahlte seine schwarze Farbe
Mit trügerischer Hoffnung tiefem Rot . . .
—: ‚Es könnte sein!' — dies Wort mit allem, was

Es in sich barg — wie hat es mich gefoltert!
Es könnte sein, daß du mich dennoch liebtest,
Und vor mir selbst entschuldige ich mich,
Daß ich nicht scheide! — Bittres Unrecht sprießt
Aus ungeklärtem Zweifel — glaube eher
Nicht an das Ende, bis sie selber dir
Mit kaltem Wort den letzten Stoß versetzt!

XXXVIII.

Wie ich dich liebe! — So ist nie ein Mensch
Von einem anderen geliebet worden! ...
Ich habe alles um mich her vergessen:
Die kleinen Sorgen, die mein ganzes Leben
Mit unentwegter Tücke mich verfolgten —
Jetzt sind entfloh'n sie! — Habe ich nicht dich?!
Das große Lieben nimmt mein Sein gefangen.
Mir ist, als hielte ich die ganze Welt
In meinen Armen — in die fernsten Räume
Schweift nun mein Blick und schaudert nicht zurück
Wie vordem, denn mich hält ein Punkt im Weltall,
Um den sich all mein Wünschen, Hoffen dreht!
Und was darüber liegt — — es ist mir fremd!
So bin ich durch dich klein und groß geworden.
Denn ist's nicht groß, so in ein zweites Sein
Das eigene, volle Leben zu versenken?
So sich vermengen einem zweiten Dasein?

Ich kenne dich, wie nie ein Mensch dich kannte,
Denn ich belauschte dich in allen Stunden,
Die ich dir nah, in nimmermüdem Forschen!
So lernte ich dich kennen — alle Wünsche
Hab' ich von deinen Augen abgelesen,
Vor deinem Fuße jeden Stein entfernt,
Auf deiner Pulse Schläge hingehorcht,
Vor deiner Stimme kaltem Ton gebebt . . .
Ich kenne dich, wie nie ein Mensch dich kannte —:
Und doch — es liegt in dir ein furchtbar Fremdes,
Und das — ich ahne es — erforsch' ich nie!
Nie! — Denn die eine Stunde wird nie kommen,
Wo du dich mir so ganz und voll erschließest,
Daß jede Faser deiner Seele bloßliegt,
Wo von dem Letzten auch die Hülle fällt!
Die Hülle, die von meinem Innern du
Mit deinen kleinen Händen längst gerissen! —
Und so wirst du — du! — immer fremd mir bleiben!

XXXIX.

Und wenn die ersten Lichter auf den Straßen
Erflammen, und die lange Strahlenreihe
Sich fern im Abendnebel sacht verliert,
Und näher sie — und näher rückt die Stunde,
Da ich dich sehn soll, stelle wartend oft
Ich mich an einer Straße Ecke hin.
An mir vorbei rauscht dann das dunkle Leben,
Schneller und ruheloser, als zuvor . . .

Da wagt der Weltstadt Elend sich hinaus,
Das scheu des Tages grelles Licht vermeidet,
Und ich — ich stehe da und spähe ängstlich
Nach einem Antlitz, auf das tiefer noch,
Als auf das meine, ein der Schmerz sich grub.
Ich finde viele. Da war gestern Abend
Ein alter Mann — zerfallen, halb erblindet,
Auf dessen tiefgefurchtes Antlitz hatten
Sich eines Lebens Mühen eingegraben.
Ich trat zu ihm. Ich weiß nicht mehr, wie's kam,
Doch bald war ich gar wohl mit ihm vertraut.
Mit matter Stimme sprach er manches mir
Von seinem Leben und ich hörte zu.
Der Mann war elend. Aber hätte ihm ich
Von meinem Schmerz erzählt, er hätte wohl
Gelacht — wenn überhaupt er lachen könnte!
Wenn er ihn selbst gefühlt — — jedoch, wohin
Verirre ich mich? . . . Von dem Alten nahm
Ich Abschied — ging — und trug mein Weh zu dir —
Du lachtest — ja, denn du verstand'st zu lachen! —

XL.

Mein Lenchen, du nicht schön?! — Mir bist du schön!
Mir bist die Schönheit du, die ich ersehnte
In langen, langen einsam-trüben Jahren! —
Die Schönheit, deren Ahnen mich geführt
Hin durch die Kindheit, hin durch allen Kampf,
In dem ich mit dem Leben täglich rang.

Seit dieses Ahnen in die Knabenseele,
In die erschauernde, sich eingesenkt,
War Leben mir — ein Sehnen zu dir hin . . .
Nun hab' ich endlich dich gefunden, Schönheit!
Nun stehst du vor mir, so vollendet vor mir,
Wie meine Träume dich nur je erschaut.
— Die andern geh'n vorbei mit blinden Augen,
Ich stehe da — doch nicht mit reiner Wonne,
Nein — — ein Begehren hält mich heiß gepackt!

*

Dein süßes Lächeln! . . . Wie hab' ich geliebt
Den Zug um deine Lippen, der doch mir
Und meinem Lieben nie gegolten hat!
Ich hab' ihn oft gesehen — nur aus der Ferne,
Wenn roher Beifall dir dein Singen lohnte.
Da zuckte es um deine feinen Lippen,
Unendlich reizvoll — zauberisch-berückend!
Dein Lächeln — ja, ich hab' es oft geseh'n,
Wenn aus der Menge dir ein Scherzwort zuflog,
Das deinem leichten Sinn gelegen kam.
Was sagte dieses Lächeln mir nicht alles!
Ich las aus ihm mehr, als du ahnst, heraus.
Dein süßes Lächeln — ist das eines Kindes,
Das nur des Lebens rosige Seiten kennt,
Das unbewußt die tiefsten Wunden schlägt;
Dein Lächeln — ist zugleich das eines Weibes,
Das Liebe wecken will, um zu verschmäh'n —;
Ob du wohl weißt, wie sehr es dich verschönt?

Bewahre dir dies Lächeln durch dein Leben,
Und du wirst unverändert reizvoll sein!
Bewahre dir dies Lächeln. Mehr als alles
Zeigt es, daß in dir eine Seele wohnt!
War es doch dieses Lächeln deiner Seele,
Das einst mich zwang — und nun — mich nimmer läßt!

XLI.

Ich bin allein, und alle Pulse beben!
Glühender Liebe maßloses Verlangen
Treibt alle Kraft zu einem Ziele hin!
Wie um die Sonne alle Sterne kreisen,
Zum Mittelpunkt der Erde alles Leben
Mit tausend ungebrochenen Kräften strebt —
So zieht ein jeglicher Gedanke mich
Vom Tage ab und immer nur zu dir!
Und immer nur zu dir! — Die Nacht ist da.
Trüb brennt das Licht. Die kalten Wände engen
So unerträglich mich. Ich denke wieder
Des Frühlingstags, an dem du sterben wolltest . . .

Und immer nur zu dir! — Ich denke wieder
Der letztvergangenen Tage toller Lust,
Wo neu erwacht aus ihrem Grabe stieg
Die schon gestorbene — meine einzige Liebe . . .

Und immer nur zu dir! — Die Nacht zerrinnt.
Ich denke wieder, wie ich dann erwachte
Und um mich alle Wirrnis dräuend starrte,
Aus der ich mich nicht flüchten kann zur Klarheit . . .

Und immer nur zu dir! — Der Tag ist da
Und grinst mit fahlen Zügen in mein Zimmer.
Ich denke deiner — wie das werden soll,
Und was die kommenden der Tage bringen . . .

Und immer nur zu dir! — Bei Tag und Nacht! .

XLII.

Sie sind doch alle gleich! . . . Wehe dem Manne,
Der einem Weibe sagt, daß er sie liebt!
Sie lacht ihn aus entweder oder lügt
Ihm vor, daß sie ihn wieder liebt — und beides
Ist nur der Boden, welcher die Verachtung,
Verzweiflung oder düstren Gram gebärt! —
— — Du logst mir nie in diesen wehen Tagen,
Daß du mich wieder liebest, du hast nur
Kalt über mich und meine Glut gelacht!
So kam es, daß ein Durst in mir entbrannte,
Den meine Seele seither nicht gekannt,
Und nur die Liebe zu dir löschte ihn,
Die so groß ist, daß sie sich selbst vergißt!
Und doch, ich hätte, was vom Leben noch
Du mir gelassen, darum hingegeben,
Wenn ich mich hätte an dir rächen können,
So grausam wie du selbst mir mitgespielt!
An jenem Tag, da du den andern küßtest,
Vor meinen Augen küßtest, hätte da
Der Abgrund deines Lebens sich geöffnet,
Um dich hinabzuschlingen, glaube mir,

In diesem Augenblicke hätte ich
Dir nicht die Hand gereicht, um dich zu halten!
Ich hätte dich im Staube liegen lassen,
Hätte gelacht — und wäre fortgegangen!
— So tief traf mich die Kränkung deiner Hand,
Die du mit kluger List für mich ersannst.
Du wußtest wohl, wo du am schmerzlichsten
Mich treffen könntest, diese Qual zu enden . . .
— — So aber kam es anders. Ich ging fort
Und kehre nie zurück. Der Durst erstarb,
Wie alles andere in mir gestorben.
Ich hasse dich nicht mehr, — ach, ich weiß kaum noch,
Ob ich dich liebe —. Doch wenn in den Nächten
Dein bleiches Antlitz vor mir steht, dann fühle
Ich nur ein namenloses Mitleid noch
Mit dir: denn du bist arm, wie ich, Helene! . . .

*

Wie du verstehst zu kränken! . . . Deine Pfeile
Versendest du mit kaltem Blick, und niemals
Verfehlen sie ihr Ziel und treffen tief!
Nicht einmal hast in allen diesen Tagen
Du mir ein liebreich-freundlich Wort gesagt.
Nichts macht dir Freude — Tag für Tag versuche
Ich deine trübe Schwermut zu verscheuchen.
Doch nie gelingt es mir. Ich lege dir,
Was eines Weibes Sinn begehren kann,
Vor deine Füße — doch du dankst mir kaum.
Magst du es nehmen, magst du's von dir weisen —
Auf deinen Lippen liegt dieselbe Kälte,

In deinen Augen liegt dieselbe Härte,
Auf deiner Stirne liegt derselbe Schatten.
Und was mich mehr als deine Kälte schmerzt,
Was täglich sich mit meiner Liebe streitet,
Ist, daß ich fühlen muß: du willst mich kränken,
Du willst mich treffen. Aber meine Liebe,
Noch ist sie stärker als die Bitterkeit,
Die täglich wächst, weil täglich du sie nährst.

*

Weib, weißt du wohl, daß ich dich hassen könnte,
Wenn ich's vermöchte?! — Du zwingst jeden Tag
Zu leben mich, der jeden Tag ich sterbe!
Ich kenne dich! — Ich habe dich erkannt:
Engel an Schönheit, Teufel an Gemüt!
Es ist der wilde Durst in mir entbrannt,
Zu enden unsre Qual! Der Kelch ist voll!
Kein Tropfen mehr — ich warne dich — nicht einer!
Ich sah es, wie du heute Abend höhnisch
Auf mich geblickt, um tief mich abermals
Zu kränken — und ich sah, wie einem andern
Du gleich darauf gelächelt —; und ich bat,
Ob ich nachher nach Haus dich leiten solle —
Du aber wiesest kalt mich ab und lachend,
Und dann gingst du mit jenem andern fort,
Mit jenem andern, jenem leeren Gecken,
Den du nicht liebst, den du nicht lieben kannst.
Du tatest es — ich weiß es allzuwohl —
Um mich zu kränken, aber hüte dich,
Ich lasse nicht so mit mir spielen — lieber

Ersticke ich die Sehnsucht in der Brust
Und gehe — und du weißt, daß du mich dann
Für alle Zeit verloren haben wirst . . .

XLIII.

Und als der Schmerz mich heute wieder nieder
Zu Boden zwang, da zuckte ein Gedanke
Durch meine düstere Trauer, wie der Wolke
Der grelle Blitz entsprüht . . . ein einziger Weg
Lag vor mir: alles andre sonst im Dunkel.
Ein Weg — jedoch ich bebte ihn zu gehen!
Das hieß mit meinem ganzen Leben brechen,
Das hieß der Jugend in das Antlitz speien,
Das hieß Erinnerung mit Füßen treten!
Und doch — ich siegte! Ich bezwang mich selbst,
Nein, meine Liebe zwang mich — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Und bebend stehe ich — ein Wort — ein Wort — —
Und schauernd rührt das Wort mich an —: mein Weib!

XLIV.

Du sagst, du seist nicht schön, und sagst es herb —
Und weisest ab mein Wort, das dich bewundert.
Doch du bist schön! — so schön, daß nie ein Weib
Es wagen dürfte, sich dir zu vergleichen! —
Das wissen Andere auch — allabendlich
Umringt ein Schwarm dich. O ich sehe scharf
Und sehe, daß dich keiner liebt, wie ich.

Sie wollen alle deine Schönheit nur
Und wollen sie für feiles Geld erkaufen —
Du aber weisest alle von dir ab.
Ich sehe scharf: auch du liebst keinen andern,
Doch du liebst auch mich nicht! — Du lachst mit andern
Und stürzest oft dich in den wilden Taumel,
Doch keiner darf an deiner Schönheit rühren,
Den du mit höhnisch-kaltem Wort nicht strafst.
O wie ich das dir danke! — Wäre das nicht,
Ich weilte nicht so oft an jenem Ort,
Ich würbe weiter nicht um deine Liebe!
Ich bleibe bei dir — ob auch ich vergehe —
Bis du mich von dir stöß'st — ich bleibe bei dir,
So lange keinen anderen du liebst.
Doch schenkst du einem anderen deine Liebe,
Dann gehe ich — dann lasse ich die Hoffnung,
Die mich noch hält, in ewige Nacht versinken,
Denn ich will freie Liebe — oder nichts!
Ich habe dir gesagt, daß ich dich liebe,
Ich habe dich gefragt, ob mit mir du
Mein Leben teilen wollest — du hast es
Mit kaltem Wort verneint —: und so vermag
Ich nicht die stetig Sinkende zu retten.
Du mußt ihn weiter gehn, den steilen Weg,
Der immer näher dich dem Abgrund führt —:
Solange sich kein andrer zu dir findet,
Der dich in wüstem Taumel mit sich reißt,
Solange bleibe ich bei dir — solange
Gibt meine Liebe mir ein Recht auf dich!

XLV.

Wir sind doch beide Kinder unserer Zeit,
Und ihres Erbteils sind wir nicht verlustig!
Mir gab sie dieses ruhelose Schweifen
Und dir ein Wünschen, fieberhaft-gesteigert,
Das weit, weit über deinen Kreis hinausragt,
Den dir das Leben um die Wiege zog. —
Vielleicht ist das es, was uns beide trennt
Und doch dämonisch zueinander zieht:
Ich kann dein Wünschen nicht erfüllen — du
Nicht meines Wesens wilde Leidenschaft!
Ich weiß, auch du fühlst in verschwiegenen Stunden
Das Schicksal, wie es deines Lebens Keim,
Noch eh' zur Blüte er erschlossen sich,
Mit nimmersattem, gierigem Zahn zernagt.
Das ist dein Fluch — wie es der meine ist —:
Daß beide wir in einer Zeit geboren,
Die ihr Verderben in sich selber trägt.
Du ahnst es nur in dämmerndem Erschaudern,
Ich aber weiß es. Keine Täuschung gibt es,
Die über diesen Abgrund fort uns trägt.
Das ist es, was uns zueinander zieht,
Damit wir voneinander — scheiden lernen!
Doch ruhmlos will ich nicht im Kampf erliegen,
Und noch, wenn meine Stimme sterbend bricht,
Will ich mit letzter Kraft hinaus es rufen,
Was ich erlauscht, wenn in verschwiegenen Stunden
An mein Herz machtvoll schlug das Herz der Zeit,
Die dich und mich in dunkler Nacht gebar!

*

Die Welt ist weit, du bist noch jung und schön,
Und herrlich liegt ein volles Leben vor dir.
Im Morgen stehst du, der den Tag verheißt.
Was ich dir wünsche, ist: daß diesem Tage
Das Sonnenlicht nie fehlen möge — Liebe! —
Die Welt ist weit, du bist noch jung und schön,
Und manchen Mann wirst du berücken noch
Und kannst Verderben ihm, kannst Glück ihm werden.
Sei lieb zu jedem! — Wundert dich die Bitte?
Ich weiß, wie sehr es schmerzt, verstoßen sich
Von einem Weib zu sehen, das man liebt!
Die Welt ist weit, du bist noch jung und schön,
Und dennoch wird ein Tag auch dir erscheinen,
Da sich dein Leben leise niederwendet.
Dann — wünsch' ich — mögst du nicht verlassen sein,
Wenn deiner ‚Freunde' Schar in Nichts zerstoben,
Dann — wünsch' ich — mögst ein treues Herz du finden,
Das dich und nicht nur deine Schönheit liebt,
Das dich in seine treuen Arme nimmt,
Das jeden Wunsch von deinen Lippen liest
Und so dich sicher bis zum Ende leitet . . .

Die Welt ist weit, und deine Schönheit wird
Im Fluge Aller Herzen dir erzwingen.
Man wird dir Liebe vor die Füße legen,
Wohin dein Weg dich immer führen mag.
Doch gingst du heute in die Welt hinein
Und wandertest die weite Welt zu Ende

Du würdest auf der ganzen, weiten Welt
Nicht einen — hör' mich wohl! — nicht einen finden,
Der dich so maßlos liebt, wie ich dich liebe!

XLVI.

Wenn gar zu wild die Sehnsucht in mir schreit,
Der Tag nicht gehn, die Nacht nicht nahen will,
Dann eile ich hinaus. Da liegen vor mir
Die langen Straßen ... Ziellos wandre ich
Hinunter bis zum Ende sie, um wieder
Denselben Weg zum andernmal zu gehen!
Das tut den wilderregten Sinnen wohl —:
Da eilen Tausende an mir vorüber,
Und keiner kennt mich, keiner sieht auf mich.
Ich tauche unter in dem großen Strom ...
Und dann geschieht's wohl, daß von meiner Brust
Der dumpfe Druck sich löst, der in des Zimmers
Eintöniger Stille mich zu töten droht.
Ich träume mich hinaus ans offene Meer,
An mein geliebtes Meer, wo ich als Knabe
Im Sande taglang lag, hinüber starrend
Zum weiten, uferlosen Horizont ...
Ich glaube in der Massen wirrem Brausen
Sein Rauschen zu vernehmen, wie es mich
So oft — lang ist es her! — in Schlaf gelullt.
Mein Meer — du würdest mich nicht retten können,
Denn festgekettet liege ich am Strande,
Und selbst mein Sehnen fliegt nicht mehr hinaus!

XLVII.

Schlage dein schönes Auge zu mir auf,
Geliebte, aber blicke nicht so kalt auf mich.
Ich kann es nicht ertragen! — Ich will Liebe
Von dir, wie ich dir eine Liebe gebe,
Wie niemals sie ein Weib so reich empfing.
Nach Lust verlangt die heiße Jugend in mir,
Und deine Kälte kann sie nicht ertragen;
Nicht seh'n, wie andern du das Lächeln schenkst,
Das mir du nimmst; wie du geflissentlich,
Um mich zu kränken, andere beglückst
Mit einem Blick, den sie mit nichts verdient!
Ich habe wieder dich gebeten: Sage,
Ob du mich liebst — und ich will schweigend gehen,
Wenn du mich von dir stößt, doch so vergebens
Um eine Liebe betteln, die mir dennoch
Du vorenthältst — das trage ich nicht länger!
Was siehst du mich so seltsam=forschend an?
Und gibst mir keine Antwort? — Rede! Rede!

*

Mein müder Mund klagt dich nicht an, Helene —
Mein tief verbittert' Herz nur kann ich nicht
Zu ruhigen, versöhnten Schlägen zwingen!
Du hast mir nie gesagt, daß du mich liebst,
Mir nie in diesen letzten, dunklen Tagen
Hoffnung auf schönere, hellere geschenkt.
Doch hast du schweigend es mit angesehen,
Wie mich die Leidenschaft für dich verzehrt,
Wie ich gebebt nach einem Blick von dir,

Wie ich in Sehnsucht, wenn du fern mir, starb . . .
Und ist das keine Schuld? — Ein Wort von dir:
Ich solle gehn, du könntest mich nicht lieben —
Ich wäre schweigend von dir fortgegangen.
— Doch dieses Nähren einer halben Hoffnung,
Dies antwortlose Schweigen auf mein Fragen,
Dies kalte Lächeln für mein glühend' Werben
Ist zielbewußte Schuld, von der mein Herz
Dich frei nicht sprechen kann, weil es dich liebt . . .

XLVIII.

So aber kann es länger nicht mehr währen!
Ich habe wieder eine Nacht gerungen
Fast übermenschlich mit mir! Kalter Schweiß
Liegt auf dem Herzen, das ermattend schlägt.
Ich habe viel ertragen. Doch das eine
Verbietet jede Herzensfaser mir:
Mit jenem Manne in die Schranken treten,
Der dir sein feiles Gold zu Füßen streut,
Um dafür deine Liebe zu erkaufen.
Wohl magst du sie ihm geben — doch ich messe
Mit jenem Manne niemals meine Liebe!
— — Der Tag scheint grau herein. Es ist der letzte
Von diesen Tagen ungewisser Qual,
Oder der erste — eines ewigen Glücks.
Ich habe diese Nacht mit mir gerungen
Und zwang die Leidenschaft zu meinem Willen
Und sage jetzt mir: daß ich dennoch hoffe
Von diesem Tag ein stets versagtes Glück,

Das ist der letzte Wahnsinn meiner Liebe.
Und was dann kommen wird, ist kalte Nacht,
Die nur die Ruhe der Gewißheit kennt.

*

Komödie war es!, — elende Komödie! —,
Die wahrlich wir nicht weiter spielen wollen.
Ich wenigstens, ich spiele nicht mehr mit!
Es ist genug der Schmach! Die Selbstachtung,
Die tiefgetretene, richtet sich empor
Und fordert, daß das Gaukelspiel nun ende.

Denn wir betrügen uns, Helene, hörst du,
Und wir belügen uns mit jedem Wort,
Und zwischen uns ist keine Offenheit.
Und das, Helene, darf nicht länger dauern —
Komödie ist es, die wir beide spielen! . . .
Du bist die Heldin, ich bin der Betrogene,
Der hinter seinem Rücken noch verlacht wird,
Und das, Helene, dulde ich nicht länger! —

Du sollst nicht andre küssen neben mir,
Du sollst — — was sollst du? — O ich blinder Tor!
Ich bin es wahrlich wert, verlacht zu werden:
Kannst du nicht tun und lassen, was du willst?
Bist du nicht frei? Und willst du andre lieben,
Darf ich es hindern? Was gibt mir das Recht?
Nein, ein Weg nur, ein einziger, liegt offen:
Ich darf dich nicht mehr sehen, muß vergessen! —
Vergessen! — schrecklich' Wort, du fehltest noch
In einer langen Kette — und nun kommst du . . .

XLIX.

So kam ein Tag von allerherbstem Weh,
Der Tag, an dem wir voneinander schieden!
Was der Verstand nur wünschen konnte, fühlte
Das arme Herz mit schneidend-bittrem Weh . . .
Und was du nie mir sagtest, las ich endlich
Aus deinem Wesen ab: ich solle gehn
Und deines Lebens Gleise nicht mehr kreuzen.
Ich wußte es ja längst! Doch Lieb' macht feig,
Und schwer ist es, sich selber töten sollen.
Da zaudert wohl die Hand — und stockt — und bebt —
Und doch — es muß sein — keine Hoffnung mehr
Auf Liebe und der Liebe stilles Glück,
Wie es dem Ärmsten wohl der Menschen lacht . . .
Ein stilles Glück — wie konnt' es uns auch werden!
Grausamer hat das Schicksal nie gespielt,
Als in der Stunde, da es unsere Wege
Sich kreuzen hieß in hämischem Vergnügen!

L.

Noch einmal ging ich an den Ort der Qual,
Wo du dich preis der rohen Menge gabst. —
Noch einmal saß ich da und wartete. —

Und endlich, endlich schlug die elfte Stunde
Und kam, wie müden Schritt's der Herbst wohl kommt.
Du eiltest trotzig-schnell an mir vorbei,
Obgleich ich dich mit festem Worte bat:
Ich müsse dich noch sprechen. — Alle gingen.

Ich saß allein und wartete. Der andere,
Der mir verhaßt, wie nie ein Mensch zuvor,
Wo war er hin? — — Doch da — drang nicht dein Lachen
Und seine Stimme aus dem Nebenzimmer?!
Und jählings sprang ich auf und stieß die Tür
Mit einem Fußtritt krachend ein — und sah,
Wie du dich lächelnd an den Menschen schmiegtest,
Wie deine Lippen auf den seinen lagen,
Wie — — und da sahst du mich . . . ein böser Blick,
Wie ungehalten über mich. Doch ich
Sah dich mit einem Blick an voll Verachtung!
Du schlugst die Augen nieder. Und ich ging,
Und hinter mir scholl höhnisch Lachen auf
— — — — — —

Ich ging. —
Das war das Ende. Alles nun
Vorbei — vorbei! — für immer, immer, immer! —

*

So ging ich! — — — Und der Schmerz ergriff mich wild:
Es war ein jähes Auseinanderreißen
Der Herzensfasern — — dann ein kalter Schauder —
Ein Schwanken unter den erlahmten Füßen — —
Und dann versteinte Qual, die nicht ein Wort
Zu leerem Klagen fand . . . Ich ging — und ging,
Immer grad'aus — und sah doch nichts um mich.
Ich ahnte nur, das waren Menschen — Straßen —
Wie willenlos ging ich nur immer fort . . .
Und nur nicht stille stehn! — so rief es in mir!
Ich fühlte es: ich wäre hingesunken —

Nur immer weiter! — Immer mehr erstarb
In mir das Leben, und die Füße trugen
Mich dennoch immer weiter, weiter fort!
Sah keiner mich? — — Ich sah nur dunkle Massen,
Die unaufhaltsam mir vorüberrauschten.

Ich ging durch viele Straßen, bis sie schwanden
Und in der Leere sich der Pfad verlor . . .
Und ich ging weiter — über öde Felder . . .
Da lag ein Wald — und in ihm dunkle Nacht,
Sternlos und schweigend. Auch in mir war's Nacht.
Und ich ging in den Wald, den schweigenden.

Da waren keine Menschen mehr. Ich fühlte nichts —:
Die flutenden Gedanken nur sich jagen . . .

Und dann sank taumelnd ich zu Boden nieder
Und fühlte alles, wie es wirklich war.
Doch keine Träne kam den heißen Augen . . .

*

Mir bist du ewig — ewig! — nun verloren!
Wie einer Toten, so gedenk' ich deiner.
Wie einer Toten, welche allem Schmerz
Des Erdenseins für immer nun enthoben!
Und doch kann ich nicht weinen über dich.
Ich weine innerlich — das tut viel weher . . .
Oft sitze stundenlang ich reglos da
Mit starrem Auge und mit totem Herzen,
Und dumpfe Sehnsucht hält mich noch am Leben.

Sehnsucht? — Wonach?! — Ich weiß es selber nicht!
Oft ist es mir, als sei auch ich gestorben!
— — Ich aber lebe noch. Denn wenn ich so
In Starrheit sitze, fängt es leise wieder
Zu klopfen an, das furchtbar-zähe Herz,
Und klopft — und klopft! — und will die Brust zersprengen!
Ich presse stark die Hände auf das Schlagen —
Es hilft nicht — — und ein grauser Wahnsinn packt mich —
Ich schreie auf — hinaus! — Wohin? — Nur fliehen!
Ich muß hinaus! — Mir selbst, mir selbst entfliehen!
Mein Herz, es klopft — und immer wilder klopft es —
Da stürze schreiend ich zu Boden nieder — —
Und scharre mit den Nägeln auf dem Boden — —
In der wahnsinnigen Angst — um dich — und mich —
— — — — — — — — — — — — — — —

LI.

Sag', welch Gefühl gibt's, das die Nacht geboren
Und das schon eine Menschenbrust durchschauert
Das nicht in diesen letzten wilden Tagen
Durch meine Seele schmerzvoll hingeströmt?
Sag', welches Gift hat eines Menschen Lippe
Je schon genetzt, das ich in diesen Tagen
Freiwillig nicht und gierigen Zuges trank?
Sag', welches Weh hat Liebe je ersonnen,
Das mich in diesen Tagen nicht durchwühlt?

Sag', Leben, hast du keine Schmerzen mehr
Für mich? — Gib sie! Ich will sie lächelnd tragen!

Von Allem bleibt nur eins — das aber bleibt:
Daß man so müde wird, so herzensleer . . .

Der Baum, um den aus Nord und Ost und West
Die Stürme allverheerend hingebraust,
Hat keine Krone, keine Blätter mehr . . .

*

Was trägst du eine Welt in deinem Herzen
Und leihst ihr keine Worte? — Schweige nicht!
Nein, rufe in die kalte Welt hinaus,
Ob dich nicht Einer hört, nicht Einer rettet!
Und wenn nun einer liebend zu mir träte
Und legte seine Hand auf meine Stirn
Und spräche zu mir mild: ‚Ich liebe dich‘ —
Ich würde ihm nicht glauben und sein Mitleid
Mit stolzer, frecher Kälte von mir weisen.
Was soll mir alles das? Seit du mich ließest,
Birgt keine Liebe mehr für mich die Welt!
Sie reden wohl davon; ich aber zweifle,
Ob überhaupt es Lieb' und Treu' noch gibt.

*

Mir ist, als hättest auch das Letzte du
Genommen mir — und nichts zurückgelassen!
Die Glut, die sich an allem Schönen freute,
Das offene Auge für der Erde Pracht,
Den liebevollen Sinn für kleine Freuden,
Und auch die Leidenschaft für hohes Streben!
Du hast mich schlechter, als ich war, gemacht.

Gleichgültig gehe jetzt vorüber ich
An meiner Nebenmenschen Leid und Glück.
Ein selbstisches Gefühl hält mich umsponnen,
Und immer nagt — und nagt ein Wurm, der frißt
An meinem ganzen schwächlich-müden Tun —
Und quält mich folternd ohne Unterlaß . . .

*

Laß Tag und Nacht nur talwärts niederrollen:
Was du geliebt, bringt keiner dir zurück,
Was du gehofft, wird keiner dir erfüllen,
Was du geglaubt, baut keiner wieder auf!

Ich hab' der Jugend Bestes dir gegeben,
Du nahmst es hin — was aber gabst du mir?
Was gabst du mir für das, was ich dir gab?

Ein Ruh'n an deiner Brust — ein friedlos Ruhen.
Von deinem Munde Küsse — kalte Küsse.
Auf wenige Stunden deine — Gegenwart.

Das war, was du mir gabst! Das war's — mehr nicht.
Und das ist, Weib, was mich so elend macht,
Daß es nicht mehr war, als was jeder andre
Von dir für Geld — für Geld erkaufen kann!

*

Helene! — bei dem teuren Namen rufe
Ich oft dich noch, wenn niemand mich belauscht.
Das Wort, in das sich all mein Glück geflüchtet,

Der leere Schall ist alles, was mir noch
Von dir geblieben ... Einst rief ich dich nicht
Bei einem Namen, den ich noch nicht kannte,
In jenen Sommertagen, den durchträumten ...
Doch nun ist es mir süßer Trost geworden
Von meines Zimmers Wand zurückempfangen
Den Laut, wenn mich die Einsamkeit erstickt:
Helene! — — Doch dein Ohr vernimmt mich nicht.
Das lauscht vielleicht den leeren Schmeichelworten,
Die ihm ein Geck, nach deiner Schönheit lüstern,
Zuflüstert; das betört vielleicht das Klingen
Der schaumgefüllten Gläser — meinen Ruf
Vernimmt es nimmer ... wie ich rufen mag:
Helene! — wieder rufen mag: Helene! — —

LII.

Der Nachtwind braust an mein geschlossenes Fenster.
Er schüttelt Herbsteslaub von müden Zweigen ...
O diese Sehnsucht! — — wie sie wieder mich
Mit namenlos-zerrüttender Gewalt
Anpackt — und jeden fiebernden Gedanken
Zurück zu einer einzigen Stunde lenkt:
Zu einer Stunde, die in ihrer Fülle
Das ganze Glück all meines Lebens barg! ...
— Die Nacht zerfließt. Ich aber kann nicht schlafen.
Ich ringe mit der unsichtbaren Macht,
Die jede Lust von meinen Wegen scheucht!
Laß mich, du Dämon — ich will nichts von dir!

Was tröpfelst kalten Schweiß auf meine Stirn du?
Was preßt mein Herz so grausam deine Faust?
Was jagst du alle Schauer dieser Nacht
Über ein Leben, welches nichts verschuldet,
Als daß dem Schooße es der Nacht entstieg?!
Ich will dir alles geben — meine Jugend
Und meine Liebe — alles — alles! — alles! —
Nur laß mir noch ein wenig Lebenskraft,
Damit ich weiter kriechend leben kann
Und nicht mit jedem Tag von neuem sterbe!

— — — — — — — — — — — — — — —

Laß mich, du grau'nhaft-wesenloses Wesen!
Sonst will ich aufschrei'n, so verzweiflungsvoll,
Daß alle Schläfer ringsumher erwachen
Und mir zu Hilfe eilen ... nicht allein
Will ich hier mit dir ringen jede Nacht!
Sie sollen alle kommen, alle, alle — —
Und sollen mir die kalte Stirne trocknen
Und sollen bei mir wachen — Dämon, laß mich! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Was soll dir dieser müde, morsche Leib
Und dieses Hirn, das eine Welt in sich
Getragen und sie nicht gebären konnte,
Und dieses leere Herz, das eine Liebe
In sich einst barg, zu groß für diese Erde —
Was soll das dir?! — Geh' hin zu andern Menschen,
Zu glücklichen, die unverdient zu glücklich!
Ich bin auch ohne deine Nähe elend! ...

LIII.

Nun halte fest ich, um es nie zu lassen:
Es ist ein lächerlich-vermessenes Wähnen,
— Daß man dem Kind verzeiht, dem Manne nie —
Das Glück sei unser Pflichtteil. Dieses müsse
Das Schicksal früher oder später zahlen.
Wer es erhalten, nehme es als Gnade;
Wem es versagt, der trage still sein Los.
Doch jeder sei sich klar: wir sind nur hier,
Um unsere Pflicht zu tun — und alles andre
Ist Menschenwahn, dem bittere Reue folgt.
So wie das Gold — ist unter uns verteilt
Das Glück — dem viel — dem wenig — diesem nichts!
Das Gold — das Glück — wie Spreu beide vergänglich!
Heute vereint — und morgen schon zerstoben . . .

Geh', Jugend, — nimm die leeren Träume mit dir,
Die Stirn wird frei —: so will's das ernste Leben,
Das keine halbe Menschen brauchen kann.

*

Und weshalb tratst du mir in ihr entgegen?!
Weshalb nicht stelltest du dich, hocherhaben,
Auf eines Berges Gipfel, so unnahbar,
Daß jeder Wunsch in sich ersterben müßte,
Auch der vermessenste? Dann stünde ich
Im tiefen Tal und schaute zu dir auf,
Wie zu der Sonne, die man nicht begehrt.
Nun stehst du vor mir, Schönheit — und in ihr!
Und ich — ich bin verdammt, dies Weib zu lieben! —

Ist das ein Fluch nicht, vom Geschick verhängt,
Der erst mich jahrelang nicht leben läßt
Und nun, da er mir alles gibt, mich tötet?!
Mit einer Hand die Gabe geben, um
Sie mit der andern mir vom Mund zu reißen —
Leben, du meinst es wahrlich schlecht mit mir!

*

Ein schneidend Lachen tönt von meinen Lippen ...
War ich es, der so lachte? — Ja, ich war's:
Ich las die letzten Blätter eben wieder —
Da lachte ich, lachte — vor wehem Schmerz!
So weise — und so jung noch! Schon so weise!
Daß das ich schreiben konnte — mehr als Alles
Zeigt das mir, wie so manches ich verlor.
Das ist nicht lachenswert — warum denn lacht' ich?
Bah, wer wird denn nicht lachen, wenn die Schmerzen
Aus diesen Blättern ihm entgegenströmen,
Die ich in meines Lebens wirrsten Stunden,
In Fieberträumen, in wahnsinnigen, schrieb ...
Wart' noch, bis du darüber lachen kannst,
Und dann, dann lache mit dem letzten Weh
Die letzte Leidenschaft aus deinem Herzen.
Dann weißt du, daß du völlig klug geworden —
Noch bist du's nicht —: mit wieviel weisen Lehren
Du auch auf Stunden dich betäuben magst!

*

Und wenn ich ruhig nun zusammenfasse,
Was diese eine Liebe mir gelassen,
So ist es das: ein in mir Selbstberuhen,

Aus dem ich meinen harten Glauben nehme,
Gewonnen durch die bitterste Erfahrung:
Daß nichts, nichts thörichter und kindischer ist,
Als glauben, daß ein Mensch den andern so
Zu lieben fähig sei, daß er sein Glück
Um jenes' Glück vergißt . . . denn ich, ich selbst,
Der ich dich so unendlich einst geliebt,
Ich habe überwunden. Zwar die beste,
Die glutenreichste Kraft ist ausgeloht,
Doch bleibt mir noch ein zähes Weitergehen
Und eine Kälte, die gleichgültig das,
Was früher sie bewunderte, verachtet.
Ich weiß es jetzt: nur der, der einzig sich,
Sein eigenes Ich als Mittelpunkt der Welt
Betrachtet, ist: was wir, wir andern alle,
Als mächtig preisen, wahre Größe nennen! —
Dem Glücke zwar muß er den Abschied dann
Mit kalter Miene geben . . . Das lacht einmal
Dem Mann, der das erstrebt — und dann — nie wieder!

LIV.

Kein Ton — — nicht einer mehr! In diesen Tagen
Schweigt alles in mir still, wie hingemordet!
Wie grauenvoll die Stille — — Keine Klage,
Kein leises Weinen, keine dumpfe Angst,
Kein Stöhnen und kein wildes Widerstreben,
Kein Fluchen, keine Wehmut, keine Trauer —
Nur Stille . . . graue, kalte, helle Stille! . . .

Der Schlag der Uhr tönt regelmäßig weiter.
Die Menschen wandeln weiter mir vorbei.
Zuweilen nur sieht einer mir verwundert
In meine Züge — also lebe ich.
Ich lebe also weiter? — Geht der Gang
Des Lebens fort, auch ohne meine Hilfe?
Wie seltsam! — Und ich lache. Leise. Staunend.
Ganz wie in früheren Tagen ich gelacht.
Und jäh durchschauert Eiseskälte mich
Uud schleicht den Nacken langsam mir herauf —
Das Auge stiert zu Boden ohne Glanz,
Die Zähne schlagen fröstelnd aufeinander,
Ich kauere mich in meines Zimmers Ecke
Und sitze reglos so dort tagelang — — —

*

Es naht der Schlaf und er durchschneidet schmerzlos
Des Leibes allzu straff gespannte Sehnen,
Um wieder sie mit linder Hand zu knüpfen.
O süßer Schlaf, wie lieb' ich deine Nähe,
Wie deine Ruhe nach so wilder Jagd!
Daß du mir bliebst nach so viel wachen Nächten
Und auf die deiner fast entwöhnten Augen
Dich wieder leise senkst, ist letzter Trost!
Nun fließen mir die Tage still dahin,
Und Nachts umfängst du mich mit warmem Kuß
Und hältst die grausen Träume von mir fern
Und träufelst Wehmut in das leere Herz
Und führst den Frieden an mein einsam Lager . . .

*

Mich tragen keine Genien mehr empor.
Mich bannt der Schmerz, der düstere Gott der Erde.
Die Phantasie entfloh mir. Ihrer Flügel
Geheimnisvolles Rauschen ist verstummt.
Nun foltert mich ein quälendes Besinnen
Auf Tage, Taten — über die die Zeit
Dahingerauscht in nimmer-müdem Wechsel.

Das ist die Sonne nicht mehr, nicht ihr Schein;
Das ist der Mond nicht mehr mit seinem Strahl;
Das ist die Welt nicht mehr, in der ich lebte;
Das bin ich selbst nicht mehr . . . Es ist so still,
So still um mich geworden . . . Und im Innern
So still ist alles . . . starb denn alles, alles?
Starb denn in mir das letzte Leben hin?
Bis auf dies eine quälende Besinnen
Auf Tage, Taten — über die Vergessen
Mit mattem Flug schon längst dahingerauscht?

LV.

Wie stät die trüben Tage gehn und kommen!
Und jeder bringt Erbärmlichkeiten mir,
Mit denen ich unwillig rechten muß . . .
Und ein Gedanke taucht aus seiner Tiefe,
Ich wage kaum, mir selbst ihn zu gestehen,
Und bebend drängt die Brust das Wort zurück:
Oft ist es mir, als hätte nie geliebt ich! . . .
Und dennoch kann ich gänzlich nicht vergessen

Was ich verloren, und was schmerzlich ich
Täglich entbehre ... nur dies leere Dasein
Läßt nie den Schmerz in meiner Brust ersterben,
Um neuen Hoffnungsströmen Raum zu geben!
Und diese Leere ist so unermeßlich,
Daß ich verzweifelnd oft die Hände strecke
Und laut vor inneren Qualen schreien möchte!
So unermeßlich, daß sogar dein Bild
In ihr verdämmert und verloren geht! — —
Und wenn ich das dann fühle, ist es mir,
Als sei mein ganzes, reiches, wildes Dasein
Ein leerer, abgeblaßter, irrer Traum,
Aus dem ich nichts für mich gerettet habe —
Auch nicht das kleinste Glück für künftige Tage,
Selbst das Erinnern nicht vergangenen Glücks! ...

*

Oft ist es mir, als seist du tot! — Doch bist du
Nur mir gestorben, und ich — sah dich sterben!
Da starb auch in mir jedes frische Leben ...
Es gibt ein Etwas, vor dem jeder Hohn
Und jede laute Lust des Lebens schweigt:
Das ist der Tod. — Ich kenne ihn, den Tod,
Die bleichen, unerbittlich-harten Züge,
Den Eisenschritt, der kein Erbarmen kennt,
Und alle seine kalten Schauer sanken
Auf mich herab in jener einen Nacht ...
Da habe ich dein Sterben durchgekostet —
Nicht deines nur —: mein Schmerz, er war so groß,

Daß er der Menschheit Wehen in sich faßte.
Ich dachte deiner kaum mehr, doch ich sah,
Wie sich ein Schatten über alle Lande
Verheerend spann — ich sah die Welt vor mir
Und sah den Schmerz — er knechtete sie hart!
Ich sah Millionen Menschen, und sie alle,
Sie krümmten sich unter der Hand des Weh's.
Ich sah die Grenzen ineinanderfließen,
Sah Anfang — Ende in das All versinken.
Und sah ein dunkles Chaos — — nur der Schmerz
Schlug seine Flügel über leeren Gründen . . .
Und dann erwachte ich — — und ich sah Dich,
Und wieder zog das Leben in mich ein —
Es war ein totes Leben — tot, ja tot . . .

LVI.

In Dämmerungen liegt all unser Glück,
In Nebelfernen unsichtbar begraben . . .
Und unser Auge sieht sich blind nach ihm!
Der Jugend liegt es nah noch — doch ihr Blick
Fliegt achtlos an dem schimmernden vorüber
Und weit zu Fernen, wo ein Trugbild winkt.
Dem Alter rückt es weit und immer weiter . . .
Doch an der Grenze, wo ins große Nichts
Hinüber unser Leben sich verliert,
Ob nicht das brechende Auge da der Friede,
Der ewige Friede, glückverheißend schließt?

— Vielleicht von allen Hoffnungen der Erde
Ist diese, diese arme, noch die reichste . . .

*

Ich habe allzu tief in alles Lebens
Abgründige Tiefen meinen Blick gesenkt.
Verzweiflung, daß ich dich verloren habe,
Hat von dem Blick den Schleier fortgenommen,
Der hinter sich den holden Wahn der Hoffnung
Und die Zufriedenheit des Glückes barg.
Ich gab mein Leben und mein Glück verloren —
So sind sie wortlos auch von mir gegangen!
Nichts ist geblieben als der klare Blick,
Der alles Leben nackt und freudlos zeigt.
Und mit ihm schwand mir auch das heiße Streben,
Das mich bisher in allem Irren hielt.
Nun gellt es unaufhörlich mir ins Ohr,
Das Wort, das alles in mir langsam tötet,
Was noch dem müden Willen übrig blieb:
Zwecklos! — Zwecklos, was du auch unternimmst,
Zwecklos, daß du noch feige weiter lebst,
Zwecklos dein Ringen — einzig nur der Tod
Ist sinnlos nicht — sonst alles — alles — alles —
— — — — — — — — — — — — — — —
Und alle Lüge liegt nun offen vor mir,
Und täglich steigt der Ekel in mir auf.
Wenn nur das Mitleid noch geblieben wäre!
Doch auch das schwand, seitdem so mitleidlos
Das letzte Glück von mir sich weggewandt . . .

Und starren Blickes sehe nun gleichgültig,
Ganz ohne Zorn und ohne jede Regung,
In allen Lebens nackte Tiefen ich . . .
Und lebe hin — und frage mich nicht mehr,
Wie solches Leben einstens enden soll —:
Nur daß es enden muß — ist mir noch Trost.

LVII.

Vorbei! vorbei! — Ich will, ich will vergessen!
Wo ist der Schmerz, den nicht die Zeit getötet?
Wo ist das Leben, das nicht müde ward?
Wo ist der Mensch, der nicht am Leben starb?

Es ward so leer um mich, so still in mir . . .

Es ist, als sei die Seele tot, indes
Der Körper noch sein altes Dasein schleppt.
Ich lebe ganz wie früher; und ich frage,
Wie früher oft mich wieder: ist es Leben?

Welch trüber Winter! Wird ein Frühling kommen?
Ich glaube nicht mehr, daß ein Frühling kommt.
Ich zweifele nur noch — an Allem, Allem.

Wozu dies Fragen? Dies nutzlose Fragen,
Auf das mir selber stets die Antwort fehlt?
Doch ich will leben, langsam und geduldig.

Es ist, wie einst es war vor diesen Tagen,
Doch ich bin nicht derselbe mehr geblieben.
Ich ward mir fremd. — Ein anderer, ein Fremder
Ward aus mir: ich mag ihn nicht kennen lernen.

Nur weiter, weiter, langsam und geduldig.
Und so zerrinnt mir Tag auf Tag nun wieder,
Wie in dem weiten Meer die Woge stirbt . . .

Drittes Buch

Verloren, verdorben, gestorben! —
So klingt ein Lied mir im Ohr . . .
Ein Leben liegt in den Worten:
Dein Leben, das ich verlor! — —

LVIII.

Allmählich war es still in mir geworden.
In meinem Herzen saß der kalte Tod.
Der Winter hatte seine weißen Flügel
Über den Dunst der Weltstadt ausgespannt,
Und weiße Flocken rieselten hernieder,
Um hinzufließen unter flüchtigen Schritten,
Den tausenden, in schmutzig-trübes Wasser:
Ein Bild der Unschuld, die im Schlamme stirbt.

Auch toter Kummer kämpft noch mit dem Leben
Im müden Herzen; und es trieb mich auf
Hinaus aus meinen öden, engen Wänden.
Und ziellos war ich stundenlang gewandert
Straßauf, straßab mit dumpfen, müden Sinnen.
Die Lichter brannten hell. Die weite Flucht
Der langen Straße, bis zum Ende fast,
Erschimmerte in dem erlogenen Licht.
Und durch die Adern pulste schneller nun
Der Weltstadt der Verkehr — an mir vorüber.

Welch Hasten, Drängen, Schieben, Stoßen, Treiben!
Und alles durcheinander: klein und groß
Und arm und reich. Und Schuld und Unschuld — alles
Wirr durcheinander — Arbeit, Müßiggang . . .
Verlorene Weiber boten frech sich dar.
Aus einem Kaffeehaus scholl grelles Lachen.
Die überladenen Fenster lockten blendend —
Und alles durcheinander . . . Angeekelt
Bog ich ermüdet in die Nebenstraße.
Da fühlte ich, wie aus des Hauses Schatten,
Halb zögernd, halb entschlossen, dunkel etwas
In meinen Weg trat. Leise Laute drangen
(Verstanden kaum) zu mir heran. Unwillig
Bog ich zur Seite. Doch da fiel mein Blick
Auf hell vom Lichterglanz beschienene Züge —
Und diese Züge — — was erbebte ich
In furchtbarem Erschrecken — — fuhr zurück —
Schrie auf! — Das Antlitz, das da vor mir stand,
Vom bleichen Lichte übergossen — dieses Antlitz —
Trug ihre Züge — ihre, ihre Züge! — —

*

Ich weiß nicht mehr, was dann wir beide taten.
Doch sprachen wir kein Wort — kein Laut entrang
Sich unserer Brust — wir gingen weiter nur —
Und weiter — — und durch viele lange Straßen —
Und sie ging neben mir — und ich ging mit ihr —
Wir traten in ein Haus — und stiegen Treppen
Durch Finsternis empor — und in ein Zimmer
Sind wir getreten — und in diesem Zimmer

Stand ich vor ihr — und ich sah auf sie nieder
In einer stummen, fürchterlichen Angst — —
Noch immer aber sprachen wir kein Wort! ...

Dann sah ich, wie durch ihre schlanken Glieder,
Die schlicht ein ärmlich-schwarzes Kleid umhüllte,
Ein Beben ging — und ihre Lippen regten
Sich unaufhörlich, doch kein Wort vernahm ich.
Und um uns her war atemlose Stille.
Und dunkle Schatten lagen an den Wänden.
Dann sprach ich. Meine Stimme klang mir fremd
Und heiser. — Sprach ich? — Nein, ich sagte nur
Ein Wort: „Sprich!" — und ich warf mich in den Stuhl
Und sah, wie langsam sie zu Boden glitt
Und meine Knie umschlang. Sie zitterte
Nicht mehr ... Ihr Auge hob sich zu mir auf
Und sah in mein's mit tödlich starrem Ausdruck.

Und sie begann zu sprechen, herb, eintönig,
Klanglos und langsam. — Keine Träne quoll
Aus unsern heißen Augen. Nur die Hände,
Sie schlossen krampfhaft ineinander sich,
Als wollten wir uns aneinander halten.
— Und sie erzählte — ihre Jugend mir! — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Doch was sie sprach, wird nie ein Mensch erfahren.
Es war zu scheußlich, zu unmenschlich-scheußlich!
Sternlose Nacht war ihre ganze Jugend,
Und sie erzählte Alles, Alles mir! — —

Es zog wie tiefes Mitleid durch mein Herz,
Und ich sah nieder auf das arme Weib!
Doch sie sprach weiter, herb, eintönig, grausam.
In schreckhaft-greller Klarheit stand es vor mir.
Kein Laut ringsum. Das Licht warf matte Schatten.
Auf meine Kniee war ihr Haupt gesunken.
In meiner kalten Hand lag ihre Sirn.

„Dann aber kam ein Tag in meinem Leben,
Der alles mich vergessen, hoffen ließ.
Hör' mich!“

Und fester schlossen ineinander
Sich unsere Hände. Aber weiter sprach sie:

„Als ich an jenem Frühlingstag des Glücks
Am Wasser stand, zogst du vom Tode mich
Zurück in ein dreimal-verfluchtes Leben!
Ich wollte enden, denn an jenem Abend
Erlag ich, mußte ich erliegen — — —
Erliegen einem jahrelangen Kampf! —

In jener Nacht, die diesem Tage folgte,
Ward ich um Geld verkauft, entehrt, geschändet
Und preisgegeben einem alten Wüstling!
In jener Nacht, da Tags vorher mein Leben
An deiner Brust noch einmal sich erschlossen,
Starb in mir Alles, was noch menschlich war!“

Sie schwieg. Ich aber stöhnte auf. Da sah sie
Mich an mit scharfem Blick. Mir schien's: mit Haß!

„Bist du zu schwach, zu hören, was ich lebte?
War ich doch stark genug, um es zu tragen!
Ja, bebe nur! Denn deine Lippen haben
Von mir den ersten, reinen Kuß empfangen,
Wie sie nachher befleckte von mir nahmen!“

Ich schwieg. Da sprach sie weiter, herb, eintönig,
Und unsere Hände hielten sich umklammert,
Die Finger schlossen krampfhaft sich zusammen,
Als müßten wir uns aneinander halten.
Doch nicht mehr bog ihr Antlitz nieder sie.
Sie sah mich an mit großem, stierem Blick.

„— Und Monate vergingen. Dann sahst du
Mich wieder — lachtest — gingst an jenem Abend . . .
Da keimte in mir ein furchtbarer Haß:
Gelänge es mir doch, einmal ein Leben
So zu zerstören, wie das meine ward!

Und als du wieder kamst und vor mir lagst,
Um Liebe flehend, trat ich dich mit Füßen
Und lachte, während innerlich ich weinte.“

Sie schwieg und wartete. Ich aber sprach nicht.
Ein kalter Schauder lag auf meinem Herzen.
Und weiter sprach sie, herb, eintönig, grausam
Und unter ihrem Blick erstarrte ich.

„Du mußt noch mehr ertragen. Höre weiter!“
Da rang ein Wort sich schwer aus meinem Munde:
„Weib, schweig! Es ist zu viel. Ich trag' nicht mehr!“

Doch sie mit grausam-harter Freude sprach:
„Ich quälte dich und sah, wie du zerbrachst.
Ich quälte dich, bis endlich du mich ließest.
Nun aber wisse noch. Zwar solltest du
Es nie erfahren, aber höre jetzt:
Geliebt — hab' ich nur dich von allen Menschen!"

Sie schwieg und einen Augenblick war's still,
So still, daß wir des Lichtes leises Knistern,
Das Räderrollen auf der Straße hörten.
So still, als hätte uns der Tod gestreift.
Dann schrie ich auf in tödlichem Entsetzen:
„Es ist nicht wahr!" — Sie aber sprach noch einmal
Mit einer Stimme, die ich nie vergesse,
Leer, klanglos, hart, doch überzeugend wahr:
„Geliebt hab' ich nur dich!" — Mir aber war,
Als ob der Boden unter mir erbebe.
Ich sank zurück. Wir waren beide still.
Ein lähmendes Entsetzen lag auf mir.
Ich ließ sie los von mir und fühlte deutlich:
Der Wahnsinn streckte seine Hand nach mir.

Dann sprang ich schreiend auf und sah auf sie —
Sie lag noch immer auf den Knien vor mir
Und sah mich an mit unverwandtem Blick.

„Du hättest mich mit einem kurzen Wort
Zum Seligsten der Menschen machen können
Und hast zum Ärmsten mich gemacht. — Warum?
Warum? so frag' ich dich! Gib Antwort mir!

Du hast mit deinem und mit meinem Glück
Ein furchtbar frevles Spiel getrieben! Rede,
Weib, weshalb hast du damals nicht gesprochen?“

Ich blickte auf sie nieder. Aber sie
Sah mich mit wortlos-starrem Blicke an.
Da trat ich vor — die Hand zum Schlag erhoben:
In jenem Augenblick haßte ich sie ...
Jedoch sie — schwieg! — Und ich trat vor sie hin:

„Weib, sprich — weshalb hast du, dich selbst belügend,
Uns beide elend, elend sterben lassen?“ —

Und wieder sah sie wortlos zu mir auf,
Jedoch in ihren dunklen Augen blitzte
Ein Dämon auf, und ihre Lippen lachten.
Da packte namenlose Wut mich an.
„Du lachst!?“ — Und bei den Händen griff ich sie
Und riß sie wild empor. Wir standen uns
Dicht gegenüber. Sie war totenbleich.
Auf ihren Lippen lag kein Lächeln mehr.

Ich rang nach Atem. Meine Hand sank nieder.
Ich fühlte, wie die Kniee mir erbebten,
Und fühlte, wie das Leben in mir starb.
Und doch schrie in mir namenloses Weh,
Und doch zerwühlte mir ein Wort das Hirn,
Ein nüchtern-klares Wort: Um nichts! — um nichts!! —

Dann wandte ich mich langsam, um zu gehen.
Doch sie trat vor. Ich hörte, wie sie sagte,

Mit einer Stimme, leise, tief und traurig:
„Weil ich nicht wollte. Nicht in Schmutz, in dem
Ich unterging, hast auch du sinken sollen.
Denn nimmer richtest du geknickte Blüten,
Und nimmermehr gestorbene Herzen auf.
Weil ich dich liebte, wollte ich dich retten!“

Ich wandte mich. Da sah ich, wie sie weinte,
Nicht laut und heftig — schweigend weinte sie . . .
Und durch die Tränen sprach sie traurig weiter:
„Doch als du von mir dann gegangen warst,
Da erst hab' ich gefühlt, was ich verloren —
Da erst, daß dies Verlorene Alles war! — —
Und tiefer bin und tiefer ich gesunken,
Und jede Scham ist nun in mir erstickt,
Und wohl in hundert fremden Armen lag ich,
Und nahm das Gold, was mir geboten wurde . . .“

Ich schauderte noch einmal . . . Mächtig wollte
Mich schon die alte Liebe zu ihr reißen —
Jedoch ich konnte nicht. Ich schritt zur Tür.
Noch einmal aber wandte ich den Blick
Und sah sie stehn, die Alles mir gewesen,
Was auf der Welt mir jemals teuer war.

Sie weinte nicht mehr. Reglos stand sie da
Und sah mich an mit einem Blick voll Trauer
Und tiefer Liebe . . . und ich wandte mich
Und ging hinaus — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

LIX.

Und wie die Nacht verging, ich weiß es nicht . .
Und wie der Morgen kam, ich weiß es nicht . . .
Wo ich gewesen, ich weiß es nicht mehr . . .
Was ich getan, ich habe es vergessen . . .
Jedoch als wieder nun der Tag die Menschen
Mit seinem grellen, feilen Licht umkroch,
Stand ich in meinem Zimmer wühlend, suchend
Und, was an Geld ich fand, zusammenraffend.
Und schleppte mich zu jenem Haus zurück
Und stieg die Treppe müde-zögernd aufwärts
In einer Ruhe, die dem Tode glich,
(Nicht mehr in Angst, in hoffnungslosem Brüten)
Und stand vor ihres Zimmers enger Tür
Und trat so in das Zimmer — sie war fort . . .
Ich wußte es! — Nur rings die leeren Wände
Sah'n höhnisch-lachend auf mich nieder. Und
Ich ging — — — — — — — — — — — — —

— — — Und dieser Augenblick — er war
Das Ende einer Jugend — eines Lebens!
Denn niemals, niemals sehen wir uns wieder.

LX.

Wortlos und tränenloser Schmerz — nichts weiter . . .
Nichts, nichts, was ich noch ferner sagen könnte!
Vordem: ein Klagen, ein Sich-selbst-zerfleischen,
Und heute nichts — nur Ende alles Lebens! —

Und also sei dies Buch von mir geschlossen. —

In dieser Stunde aber wühlt kein Zweifel
An Allem in der — nicht mehr müden Brust!
Nein, ein Gefühl durchlodert sie, ein heißes,
Mit nie geahnter Macht —: das ist der Haß!

Und dieser Haß gebiert ein neues Leben!

Zu viel der Liebe war in diesem Herzen,
Nicht nur zu dir, Helene — zu der Menschheit.
Und wie die Menschheit mich und dich betrog,
So will ich um mein Leben sie betrügen.

Nicht mehr der Worte! Nicht allein der Himmel,
Nein, auch die Hölle hat ihr düsteres Recht.
Die Menschen haben uns von sich gestoßen
Und uns getrennt — so sagen wir uns los
Und wollen ferner nicht um Liebe betteln!
Hoffnungslos, ehr- und rechtlos, hassend, einsam
Ist unser Leben — wir verloren uns,
Und lachend haben Alles wir verloren!

*

Das Lachen auf der Lippe kann ersterben
Für alle Zeit. Der Blick kann sich umfloren,
Daß er nur trübe sieht. Und alle Lust
Im reichen Herzen kann für ewig schwinden.
Wer einmal in das Antlitz sah des Lebens,
Wie ich es sah, ist lebend schon gestorben!

Und wer das Urteil dieser Welt verachtet,
Geht unter, freund- und hoffnungslos, gehaßt —
Und darum gehn wir beide unter: du
Und ich! — Wir sind zu stolz, um noch zu bitten.
Du batest nicht um Hilfe, denn du wußtest,
Daß ich dir nicht und niemand helfen konnte.
Und ich — ich habe nie gebeten, nie! —
Wir leben nun einmal zusammen: Jeder
Ist auf den anderen angewiesen, und
Des einen Glück, es ist des andern Unglück.
Und fertig werden mit der bittern Wahrheit
Ist alles, was das Leben von uns will.

Ja, du gingst unter. Aber mir entsteigt
Aus deinem Tod ein neues, fremdes Leben.
Es ist nicht wahr, daß Liebe alles tötet:
Die Liebe tötet nicht den Haß, der einst,
Ein Dämon, tief in unsre Brust sich senkte.

Und dieser Haß läßt mich nicht untergehn!

LXI.

Und riesengroß steigt aus der dunklen Nacht
Ein Schreckbild auf, Helene, dein zukünftiges,
Dein abwendloses Leben! — Dumpfer Rauch
Und Qualm umdüstert deinen fernern Weg;
Und ekler Schlamm spritzt auf vor deinen Füßen;
Und Lüge — Habsucht — Elend — Jammer kauern

Mit frechen Augen seitwärts deinem Wege.
Du gehst allein. In schreckensvoller Öde
Verliert dein Fuß sich in der weiten Welt . . .
Du rufst — doch niemand hört dein flehend Rufen . . .
Du schreist — doch keinen schreckt dein Schreien auf . . .
Du weinst — doch niemand sieht dein stilles Weinen . . .
Du wimmerst auf — doch es verhallt dein Wimmern . . .

Und endlich brichst im Schlamme du zusammen
In deines Lebens Mitte und verendest —
Rechtlos und friedlos, wie dein Leben war,
Stirbst du verlassen — elend — einsam — schweigend — —

Und wo bin ich in dieser letzten Stunde?! —

LXII.

Mein letztes Wort: ein Fluch der feilen Welt,
Die beide uns gebar, um uns zu töten!
Du —: Kind aus dem verachteten Geschlecht,
Das sich den Sünden Jener opfern muß!
Ich selbst —: entstiegen jener Lügenwelt!

Daß wir uns nahten, war ein grauser Hohn,
Und beide gingen unter wir — und schuldlos!

Mein Wort: ein Fluch, gellend hinausgeschrieen!
Dein Leben: ein niemals gesprochener Fluch —
Und beide Flüche werden sich erfüllen!

Sie werden mit unzähligen andern einst
Die Menschheit stürzen! Opfer sind wir nur
Der Zeit, die uns gebar und die uns tötet.
Wir sind verloren — jenes Gift, das uns
Vergiftete: wir tragen es hinaus,
Und wir vergiften eine Welt um uns!

Ruchlos und schamlos sahen wir die Welt,
Wie sie zu unsern Füßen brandete —
Und beide wurden wir hineingerissen:
Weh' dem, der unterliegt! — Wir — unterlagen.

Was kommen wird, ich weiß es nicht. Doch wir,
Wir sehen nie uns wieder. Und ich wünschte,
Du wärest tot.

Und Tod, wann kommst du mir?
Wann!? — Ach, zerrinnt doch Tag auf Tag mir wieder,
Wie in dem weiten Meer die Welle stirbt . . .

Sturm



Hoch steh' ich auf der Warte,
Und wenn du nach mir schaust:
Du siehst mich, die Standarte
Der Freiheit in der Faust!

Ich kenne kein Unterliegen!
Und ist der Weg auch lang,
Er ist von Sieg zu Siegen
Ein ewiger Feiergang.

Und ruhig will ich sprechen
Mit lächelndem Gesicht,
Wenn meine Augen brechen
Und wenn mein Mut zerbricht:

Wie einst auch Alles ende,
Ich war ein seliger Mann,
Weil an der Tage Wende
Ich von mir sagen kann:

Ich hatte, zu erlesen
Mein Leben mir, den Mut!
Es ist ein Kampf gewesen —
Drum war es gut!

An

Max Stirner

Nichts fiel aus deinen Händen,
Als dieses eine Buch —
O Rebe an Sonnengeländen,
Die solche Traube trug!

Ich schaue von den Blättern
In meine Zeit umher:
Sie schreien wild nach Rettern,
Dich — kennen sie nicht mehr.

Sie haben dich gescholten,
Die dich verstanden nie.
Du hast es ihnen vergolten:
Du hast — ergründet sie!

Erkennen ist mehr als Verachten.
Ihm ward die Welt ein Spiel,
Dem bei lächelndem Betrachten
Der letzte Schleier fiel.

Die Menschheit will belogen
Und frech betrogen sein —
Du hast sie nicht betrogen,
Du warst ja einzig dein . . .

O Genius, den sein Jahrhundert
Nie in die Arme schloß;
Der gekannt nie, nie bewundert
Ward von dem feilen Troß;

Der nie ‚sich selbst bezwungen‘,
Nein, der die andern bezwang;
Der nie — ‚den Bruder umschlungen‘ —
Am Becher der Lüge trank;

Der himmelhoch überragend
Die belächelnswerte Welt,
Einsam seine Schlachten schlagend
Sich auf sich selbst gestellt,

O Genius, hinabgesunken
Wärst du in das Schweigen der Nacht?
Nein — meine Lippe, getrunken
Hat sie — ich bin erwacht!

Unsterblicher! Schauernd begrüße
Ich dich aus der Nacht um mich her —
Ich suche die Spur deiner Füße
Und finde sie nicht mehr ...

Was tatest du denn, Vermessener?
Du warst dein eigener Gott!
O ich liebe dich, du Vergessener!
Was kümmern mich Wut und was Spott? —

Und ich sehe dich, wie du beiseite
Die schreiende Menge schobst
Und dann dich in die Weite
Auf Adlerschwingen hobst —

Wohin? — Das weiß kein Anderer.
Dir folgte Keiner nach:
Stumm schritt der Weltenwanderer —
Nacht hinter sich, vor sich Tag,

An den Göttern vorbei, die versanken,
In die Ferne, weit — weiter ... so weit! ..
Ja, du gingst ... Doch deine Gedanken
Bewachen die schlummernde Zeit ..

Vorwort zur fünften Auflage

Ein kleines, dünnes Bändchen von 94 Seiten, unauffindbar heute, mit der Fackelhand statt eines Namens auf Umschlag und Titel, erschienen die Gedichte dieses „Sturm" zuerst 1888, also vor jetzt dreiundzwanzig Jahren, in dem Verlags-Magazin meines alten, verstorbenen Freundes Jacob Schabelitz in Zürich, der sie — ich darf es wohl sagen — mit besonderer Freude druckte. Denn ihm wie mir war Nichts revolutionär und radikal genug. — Selbstverständlich verfielen sie sofort dem Sozialistengesetz. Das hinderte natürlich nicht, sondern beförderte nur, daß sie überall in der ganzen sozialistischen Presse abgedruckt wurden und die erste Auflage war bald vergriffen und blieb es über ein Jahr.

Zwischen sie und die zweite, in demselben Verlag erfolgte von 1890 fiel dann jene größte Erkenntnis meines Lebens, die ihren besten Ausdruck in dem neuen Einleitungsgedicht: „Die Selbstfindung" gefunden hat, die Erkenntnis, daß die Freiheit, jener einzig wünschens- und erstrebenswerte soziale Zustand der menschlichen Gesellschaft, nie die Entscheidung der Masse und ihrer Macht sein und daher auch nie von ihr erwartet werden darf, also nie gegeben werden kann; sondern daß sie als reifste und edelste Blüte der Kultur nur von dem zu sich: der Erkenntnis seiner Würde und seiner Inter-

essen erwachten Individuum, das sich mit anderen Individuen zu gleichem Zwecke zusammenschließt, erst gefordert und dann genommen werden muß. Diese Erkenntnis vermehrte das kleine Buch fast um ein Drittel, verscherzte ihm aber die bisherige Gunst aller kommunistisch-altruistisch empfindenden Sozialisten (und das ist weitaus die Mehrzahl noch heute) und kam auch hier auf den Index.

Die dritte und vierte, abermals um allerlei Neues vermehrte Auflage übernahm dann 1898 Karl Henckell, der Freund und Dichter, der damals einen eigenen Verlag eröffnet hatte.

Heute gebe ich dieser fünften Auflage in einer definitiven Ausgabe ihre letzte Gestalt. Konnte sich auch mein alter Lieblingswunsch: diese Ausgabe zu einer so billigen zu gestalten, daß sie in die Hände aller sozial gesinnten Arbeiter — und von wem wohl als von ihnen ist und wird dieses Buch sonst gelesen! —, den um ihr Lebensglück betrogenen und um ihre Arbeit, die es ihnen verschaffen sollte, bestohlenen Unterdrückten gelangen kann, nicht erfüllen, und erfüllt sich dieser Wunsch deshalb nicht, weil das Buch eben auf dem Index steht, so ist sie, bei ungleich besserer Ausstattung und ihrem sehr verstärkten Umfang doch immer noch wohlfeil genug, als daß ihr Preis ein ernstliches Hindernis sein könnte, sich zu den alten Freunden langsam neue zu werben.

Diese letzte Ausgabe ist, wie gesagt, abermals sehr vermehrt, vermehrt vor Allem um die Jugend-Gedichte, die in den früheren, vor allem dem ersten der jetzt zurückgezogenen Bände meiner ‚Dichtungen‘ standen und die bei der vor zwei Jahren aus ihnen getroffenen Auswahl: „Gedichte“ nicht dort, sondern nur hier jetzt ihren rechten Platz finden konnten. Denn wenn ich dort davon ausgehen mußte,

nach Möglichkeit Alles fortzulassen, was meinem Empfinden nach rein künstlerischen Gesichtspunkten nicht Stand zu halten vermochte, kommt hier diese Erwägung in Fortfall: ein Bild der innerlichen Entwicklung meiner Jugend zur Freiheit zu geben, in dem auch das nicht fehlen darf, was sonst verwerfbar wäre, ihr erstes freiheitheischendes Stammeln so wenig, wie ihre zukunftstrunkenen Phrasen; ihre Überschwänglichkeiten nicht und nicht ihre ohnmächtige Empörung, alles das, worüber der Künstler lächelt, das der Mensch aber nicht entbehrt haben möchte um Nichts in der Welt — ein solches möglichst vollständiges Bild zu geben schien hier geboten. —

Aber bevor ich dieses Buch so in seiner letzten und endgültigen Form hinausgehen lasse, möchte ich noch Eines sagen, wozu hier der richtige Ort ist. Es ist den revolutionären Dichtern aller Zeiten und Völker der Vorwurf nie erspart geblieben, daß sie, wenn sie schwiegen, nachdem sie gesprochen hatten, als ‚Abtrünnige der Sache' bezeichnet und hingestellt wurden. Nichts ist falscher und ungerechter als das. Grade, d a ß sie schwiegen, nachdem sie gesagt, was sie zu sagen hatten, zeigt, daß ihre Empörung lauter und ihr Zorn echt war. Nur der Schwätzer wiederholt sich selbstgefällig immer wieder, und was einst Flamme war, wird nun Rauch, das Wort aber zur Phrase. Man sollte sich also nur zu sehr hüten, diesen Vorwurf eher auszusprechen, bevor nicht in Leben und Arbeit der so Bescholtenen der Beweis für ihn erbracht ist. Auch gegen mich ist dieser Vorwurf natürlich erhoben worden. Ich habe immer nur dazu gelächelt.

Denn auf Nichts von dem, was ich getan habe bin ich so stolz, wie auf dieses kleine Buch! — Ich

weiß, wie verächtlich die ‚Literatur' es ablehnt. Aber für sie habe ich es ja auch nicht geschrieben. Ich schrieb es — „einst, in den Tagen der Jugend . . ." — um mich in ihm zu befreien von ihren Zweifeln und Ängsten, ihrer Empörung und ihrem Haß, und was von ihnen blieb, steht auf anderen Blättern. Die Zweifel sind gehoben, die Ängste gewichen, die Empörung ist unauslöschlicher Haß geworden, aber dieser ist der gleiche geblieben. Oder nein: er ist kälter, und daher um so härter geworden.

So habe ich denn auch heute noch den Gesängen dieses Sturms keinen anderen Wunsch mit auf den Weg zu geben, als den alten: daß sie in dieser Zeit tiefster Erniedrigung und Schmach, frecher Willkür und brutalster Gewalt, die sich nie so sicher gefühlt hat wie heute und nie innerlich so unsicher war, ihre einstige Aufgabe weiter erfüllen möchten: aufzurütteln, wachzurufen, zu ermutigen.

Im Sommer 1911.

John Henry Mackay.

Die Fackel

Zur ersten Auflage

So wirf, meine Fackel, zum erstenmal
Nun dein Licht in die Nacht unserer Tage!
Meine Hand ist stark! Leuchte, loh' auf!
Flamme! Zum Himmel schlage!!

Du streust deine Funken auf eine Welt,
Und kein Mund vermag dich zu nennen . . .
Wo die Kleinheit sich spreizt und die Größe verkommt,
Dort sollst, *meine* Fackel, du brennen!

Wo die Schuld sich freut, wo der Wahn sich dehnt,
Wo die Lüge regiert, wo das Unrecht nistet,
Wo Pflicht pharisäisch das Leben zermalmt,
Wo Härte als Tugend und Recht sich brüstet,

Dort wirf, meine Fackel, dein zündendes Licht
In die Herzen, sie schauernd zu schütteln!
Doch auf Stirnen des Grames wirf wärmendes Licht,
Sie auf aus dem Zweifel zu rütteln!

Ja! — Solange die Hand, die dich faßte und hält,
Solange die Hand nicht vermodert,
Solange sollen die Lügenden sehn,
Wie dein Licht ihre Lüge durchlodert!

Im Dezember 1887.

Die Selbstfindung

Zur zweiten Auflage

Glut war mein Geist und meine Seele Brand
In jenen Tagen, da dies Buch entstand.

Ein Sturm ergriff mich. Und der Sturm ward Wort.
Das Wort riß Andere im Sturme fort.
Ich ließ mich treiben durch den weiten Raum.

Wunsch ward mein Geist und meine Seele Traum.

Dann stieß mein Fuß. Ich schlug das Lid empor:
Auf Bergeshöhn stand ich im Nebelflor.
Die Nebel teilten sich. Und ob der Welt
Sah ich verlassen mich dahingestellt.
Zu meinen Füßen quoll ein Wolkenmeer —

Leer ward der Raum und meine Seele leer.
Was ich ersehnt, erhofft, was ich geglaubt,
Des letzten Haltes sah ich mich beraubt.

Wo war ich? Und wo fand ich Unterkunft?

Still ward die Seele und mein Geist Vernunft!
Die Woge meiner Jugend war verbrandet,
An meinem Strand war ich — als Mann — gelandet.

Und langsam fand ich mich. Ein Jahr zerrann
In letzten Kämpfen, bis ich mich gewann . . .
Von Nebelschleiern war ich dicht umhüllt —
Von Rufen aus der Tiefe wild umbrüllt —
Von Lockungen der Höhen süß umklungen —
Höhen und Tiefen habe ich bezwungen!
— — — — — — — — — — — — — — —

O Mensch, du bist Ahasver, der verflucht
Die Welt durchmißt und seine Heimat sucht!
Weil er an Gott noch und die Menschen glaubt,
Erlahmt sein Fuß und wird sein Haar bestaubt,
Kann er nicht sterben! — — —

Einst stand er zu Gott.
Dann ward ihm Gott Erkennen, Haß und Spott.

Nun glaubt er an den Menschen. Und er sucht —
Und sucht — und findet nie — und bleibt verflucht:

Und ewig wandert Ahasver . . . Und blickt
Er je zurück, er vor sich selbst erschrickt . . .
Und weiter irrt er — sucht — und schwankt verloren
Dem Lichtbild zu, das ihn zum Spiel erkoren!
Fata Morgana ist sein Glaube. Saat,
Die in der Frucht verdorrt, wenn er sich naht.

Herb wird sein Herz; aufschreit ein fahler Mund.

Erlösung heißt der Felsen, an dem wund
Der Glaube seine müden Flügel stößt.

Erlöst wird der nur, der sich selbst erlöst!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver-Mensch, wann endest du dein Wandern?
Wenn du verlorst den Glauben an — die andern!

Jedoch du hoffst — und irrst — und liebst — und glaubst,
Bis du dir selbst den letzten Glauben raubst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver-Mensch, dein wirrer Lebenslauf
Schlägt wie ein Buch sich heute vor mir auf:

Betäubt vom Dunsthauch einer toten Zeit,
Sehnend dein Herz nach der lebendigen schreit.
Wie ein Geheimnis wallt ihr Vorhang vor
Dem feuchten Blick, der sich — zum Licht verlor.

Und wie dein Fuß fortstrauchelt, lockt ein Licht:
Du wankst ihm zu — dem Lügenlicht der Pflicht!

Jahrtausende, sie sinken schweigend nieder.
Den blutgepeitschten Nacken hebst du wieder . . .
Und wie er sich in wilden Krämpfen hebt
Vor deinem Wutgebrüll die Erde bebt,
Dem Schreien des Enttäuschten, der verkauft
In Fetzen das Gewand der Lüge rauft! . . .

Ahasver-Mensch, bist du vom Traum erwacht?
Du wanderst.

Und ein Licht durchbricht die Nacht:
„Es gibt ein unveräußerliches Recht,

Das Keiner sich zu stürzen je erfrecht!
Es i st ein Bleibendes!“

Du jauchzest auf
Und du beflügelst deinen müden Lauf.

Der Mehrheit fügst du — der du (stets unschuldig)
Dich schuldig fühltest — feig dich und geduldig . . .

Jahrtausende, sie schwinden wie ein Traum.
In deiner Seele hat kein Wahn mehr Raum —
Der Anderen ewig-untertäniger Knecht
Hat endlich sich zu eigenem Sein erfrecht.

Und weiter gehst du freudig deine Bahn.
Wann langt dein wunder Fuß am Ziele an?
Unselige Sehnsucht kehrt zur eigenen Brust
Den Pfeil noch nicht gestillter Lebenslust.

„Ich habe von der ‚Pflicht‘ mich frei gemacht;
Das ‚Recht‘ der andern wird von mir verlacht —:
Den Glauben an die Menschheit — nie verliert
Die Seele i h n, der mich zum Ziele führt!

Die Liebe ist der letzte Stern, der mir
Den dunklen Pfad erhellt. Ich folge ihr!“

Jahrtausende, sie steigen in die Gruft.
Leer wird dein Weg. Und eisig wird die Luft.

Ahasver-Mensch, hast du dein Ziel erreicht?
Weshalb verstummt dein Mund? — Warum erbleicht
Dein Haar? — Warum erlischt des Blickes Glut? —
Und weshalb senkt die Flügel stumm dein Mut?!

An Allem zweifeln — du hast es gelernt!
An dich zu glauben — nicht! — Dir selbst entfernt
Hast du dich immer mehr — und mehr — und mehr,
Und leerer ward es rings, leerer, und — leer!

Ruhlos dein Geist die weite Welt durchmißt,
Er sucht die Wahrheit, die er — selber ist.

So treibt durch die Jahrtausende — o Bild
Der Schmach! — der mitleidlose Wahn sein Wild:
Bluttriefend, stöhnend, auf der Lippe Schaum
Rast das gehetzte durch den Erdenraum.
Es bricht zusammen — rafft sich auf — und flieht
Zu leerer Fernen endlosem Gebiet . . .

Die letzten Schläge schlägt, o Mensch, dein Herz —
Dann neigt es sich in unerhörtem Schmerz — —

Zum Schweigen sinkt der gelbe Sonnenball,
Und Herrscher wird der greise Mond im All . . .

Ein Tag wird kommen, wo der frevlen Jagd
Des Todes Bote jäh ein Ende macht.

Dann kehrst du dich zu dem Verfolger um
Und bietest ihm zum Todesstoß dich stumm.
Du wartest, während wild dein Herz erbebt —

Was hält die Hand, die sich zum Schlage hebt?

Sie zögert. — Immer noch? — Sie fällt nicht nieder?
Du hebst die staubbedeckten, heißen Lider —

Und schauderst — — Ist es Wahrheit? Ist es Hohn?

Wo ist er hin, er, vor dem du gefloh'n?!

Und leer liegt da die öde, kalte Welt,
Die nun des Sterbenden letzter Fluch durchgellt:
„O Menschheit, jetzt bist du von mir erkannt:
Er floh sich selbst, der jetzt erst selbst sich fand!!“ ...
— — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver-Mensch, du gingst zur Heimat ein!
Du bist gerettet, denn du wurdest dein!
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich kehrte bei mir ein. Mein ward die Welt,
Seitdem ich über sie mich kühn gestellt.

Und wieder braust mein Sturm jetzt durch die Lande.
Ich weiß: auch diesmal sprengt er stärkste Bande.

Nie kommt der Tag, der alle Menschen eint,
Ob den Entnachteten als Frieden scheint —
Wann aber kommt der Tag, der meinen Gruß
Der fliehenden Zukunft windet um den Fuß?
Ich weiß es nicht. Aus meines Lebens Buch
Riß ich das Blatt des Wahns — mir selbst genug.

Geendet ist der Kampf nicht, doch die Qual:
Ich ward mir selbst mein letztes Ideal!

Im Frühjahr 1889.

I know
That Virtue owns a more eternal foe
Than Force or Fraud: old Custom, Legal Crime,
And bloody Faith, the foulest birth of Time.

Percy Bysshe Shelley.

Ihr könnt das Wort verbieten —

Ihr könnt das Wort verbieten —
Ihr tötet nicht den Geist,
Der über Eurer Lüge,
Ein kühner Adler, kreist!
Ihr könnt das Wort verbieten,
Doch rollen wird sein Schall
Hin über Eure Häupter
In dumpfem Widerhall!
So lange wird es rufen
Zur Tat die schlaffe Zeit,
Wie nach der trägen Mutter
Das Kind verlangend schreit,
Bis auf den höchsten Höhen,
Bis in dem tiefsten Schacht
Der Mensch zum letzten Kampfe
Sich aufrafft und erwacht.

Hei, wie die Steine fallen
Von Eurer festen Burg!
Durch die gestürzten Mauern
Glänzt schon das Frühlicht durch!
Und wenn auch Mancher sterbend
An Eurer Lüge sinkt,
Sich auf den leeren Posten
Ein neuer Kämpfer schwingt!
Ihr mögt sein Wort verbieten!
Ich sehe seinen Geist,
Wie er, ein kühner Adler,
Ob Eurer Schande kreist! —
Dann steigt auf toten Trümmern
Die neue Zeit empor,
Und Allen leiht sie freundlich
Ihr immer offenes Ohr!
Dann werden die Tage kommen,
Wo nicht mehr fort und fort
Das Wort der bangen Sehnsucht
Auf durstigen Lippen dorrt;
Wo keiner Frevel nennen
Die kühne Wahrheit darf,
Wenn sie den Fluch der Lüge
Beleuchtet grell und scharf.
Dann sind wir endlich Sieger!
Und Euch, Euch bleibt die Schmach,
Die auf dem Weg der Freiheit,
Ein trüber Schatten, lag! —
Noch ist in Euren Händen
Die rohe, dumpfe Macht,

Die jedes freien Wortes
In Hochmutsdünkel lacht!
Noch könnt Ihr es verbieten:
Das Wort — doch schon sein Geist
Hoch über Eurer Lüge,
Ein freier Adler, kreist!

Weltanschauung

Anarchische Gedichte

Eine neue Zeit wird kommen, anders geartet als jene, welche war und welche ist. Langsam wird sie kommen, wie dem Kranken der Tod und dem Genesenden das Leben, aber sicher.

Sie wird den entsetzlichen und unwürdigen Wahn der Autorität und alle jene ihm entspringenden Begriffe, wie: Religion, Nationalität, Staat, Patriotismus, Gesetze, Pflicht, Recht usw., aus dem Bewußtsein und dem Gedächtnis der Menschen streichen und an deren Stelle setzen: Weltbürgertum, Allgemeinheit und Unabhängigkeit; Selbstherrlichkeit und Selbsthilfe.

Und ein neues Wort wird hinzutreten, dessen Segnungen noch Keiner von uns kennt, nur Wenige von uns ahnen: Freiheit!

Denn das Ewig-Einzige beginnt zu siegen über alles Ererbte! —

Ich weiß nicht, wann es siegen wird, aber ich weiß, daß es siegen wird, und zeichne in dieser Überzeugung hier in Umrissen die Grundzüge einer Weltanschauung auf, welche nur das eine Ziel kennt: natürlich und vernünftig zu sein.

Die Dichtung der Zukunft

I.

Kein Kind, das in mutwilligem Vergnügen
  Sich Blüten von dem Baum des Lebens nascht,
Weltfern, am Waldesrand, in Selbstvergnügen
  Nach eines holden Traumes Falter hascht —

Kein Weib, das um die Lüge unserer Tage
  Den Schleier stillzufriedenen Wahnes schlägt,
Und unser Herz, vorüber jeder Frage,
  Zu einem Paradies des Friedens trägt —

Und keine Greisin, die mit müdem Blicke
  Auf das von ihr Erreichte mutlos schaut,
Und still entsagt, sich selber dem ‚Geschicke'
  Hingebend, weil sie sich nicht mehr vertraut —

Nein, eine andere ist unserer Zeit
  Verstoßene Göttin Dichtung! — Neue Bahnen,
Zu Zielen führend, welche wir nur ahnen,
  Beschreitet sie in hoher Herrlichkeit!

II.

So wird die Dichtkunst unserer Zukunft sein:
Die Wahrheit wird sie ihre Göttin nennen.
In ihrem heißen, sonnenklaren Schein
Wird Tand und Wahn aufflackern und zerbrennen.

Wie dürres Holz aufraucht und sprühend knistert,
So fallen alle frommen, holden Lügen,
Dem glaubensseligen Menschen eingeflüstert,
Und aufwärts steigt in himmelkühnen Flügen

Der Adler Freiheit! — und vor seinem Flug
Rauscht auf die Luft; bei seiner Flügel Schlagen
Zerstäubt der Rauch — und in der Dichtung Buch
— Schau her! — ein neues Wort wird eingetragen!

III.

Sie wird die Bluttat immer Bluttat nennen.
Sie wird die Herrscher von den Thronen geißeln.
Sie wird den Mörder nicht zum Helden brennen
Und seinen ‚Ruhm‘ nicht mehr in Worte meißeln

Sie wird die Könige nicht mehr besingen —
Sie wird ihr Lied dem Allerärmsten weihn.
Sie wird nicht Rosen um die Schwerter schlingen —
Nein, sie wird auf in wildem Schmerze schrein!

Und die Gerechtigkeit wird zögernd kommen,
Warmleuchtend gießt sich über uns ihr Schein:
Wir werden keine ‚Reinen‘ mehr und ‚Frommen‘,
Wir werden endlich einzig Menschen sein!

Poesie

Hebt hoch des Urteils Wage und beschwert
Die eine Seite mit der Wucht der Fracht,
Die der Verstand, der grübelnde, beschert
Und in der Form der Dichtung dargebracht —

Legt auf die andere dann die leichten Blüten
Der Poesie, den kleinen, duftigen Strauß,
Der unverwelkt nach blinder Zeiten Wüten
Mit Duft füllt unsers Lebens enges Haus —

Laßt dann die Hand! —: Die Wagen werden steigen
Und fallen erst, bis eine höher schwankt,
Und deinem Sinn wird sich die Wurzel zeigen,
Aus der das Glück der Menschheit langsam rankt.

Kampfweise

Der kleine Geist läßt sich in Händel ein.
Der große kennt den Kampf nur um die Sache.
Und weithin flammt sein Wort wie Wetterschein,
Daß es zur Tat die Schwächlichen entfache.

Laß sie doch unten laut vorbei dir treiben
Mit hohlen Phrasen und mit rohem Spott.
Du wirst, der stets du warst, auch immer bleiben:
Vornehm und frei — ihr Gott ist nicht dein Gott!

Das fernste Land der Wünsche — kühn betritt es,
Selbst wenn kein Andrer noch den Pfad betrat.
Wie werden mühlos einst und leichten Schrittes
Die Enkel ernten unsere herbe Saat!

Vorkämpfer

Und als die Ersten sind wir auserlesen,
Die ersten Blöcke aus dem Weg zu räumen.
Darum hinweg mit schwächlich-feigen Träumen.
Sie schwinden — und wir fühlen uns genesen!

Warum denn noch mit Winseln und mit Jammern
Uns an die Brust der müden Mutter klammern?
Warum nicht frisch und stark auf eigenen Wegen
Dem Ziel, das unsere Zeit uns stellt, entgegen?

Das ist das Wahre: seiner Zeit zu dienen
Und dennoch sie beherrschen! — Klaren Blickes
In Zukunft schaun mit eisenharten Mienen
Und schnell mit kühner Hand in des Geschickes

Verworrene Fäden greifen, ehe sich
Zum unlösbaren Knoten unser Leben
Verschlingen kann —; wer rückwärts feige wich,
Der Klage nicht — der hat sich selbst ergeben!

Grenzen?

Sie ziehen Grenzen, Grenzen überall,
Und schachteln Alles ein: jedwedes Leben,
Gefühle und Ideen, der Worte Schall,
Die Taten, — ja das ungeborene Streben!

Des Einzelnen Geburt, Leben und Tod,
Und die Gesamtheit teilen sie und teilen.
O welchen, welchen Tages Morgenrot
Wird uns vom Fluche dieser Krämer heilen?!

Und nirgendwo sind Grenzen! — grenzenlos,
Was uns umgiebt, die wir uns Menschheit nennen!
Wir möchten uns umfassen, stark und groß,
Allein sie — scheiden, richten, mäkeln, trennen! —

Schrankenlosigkeit

Doch bist du frei, dann sei es schrankenlos
Und nirgends, nirgends, nirgends seien Grenzen!
Dann wird dein Denken klar und wahrhaft groß,
Der Welt gehören deines Geistes Glänzen!

Und lebe, wie du denkst! — Nicht aus Systemen
Wirst deines Lebens Bau du auferbauen.
Das Herz wird immerdar das Wort beschämen —
So laß hinfort uns keinem Wort mehr trauen!

Nirgends sind Grenzen! — Nur die Zeit umstellte
Uns Alle mit den künstlich-hohen Schranken.
Doch sie sind morsch! — und unsere Zeit, sie fällte
Die ersten Stützen. — Leuchtende Gedanken,

Sie stiegen auf, gleich Sternen, aus der Nacht,
In der in Irrnis wir versunken lagen —
Sie werden uns als Sieger nach der Schlacht
Zu neuen, nur geahnten Ufern tragen!

Heimat

Ihr klammert Euch in kleinlichen Gedanken
An jenes Land, wo Zufall Euch gebar,
Und fühlt Euch wohl in seinen engen Schranken.
Ob menschlich jemals solche Liebe war?

Heil Euch! — So mögt Ihr dort Euch auch begraben,
Genügsam und zufrieden, klein und klug!
Doch Jene, welche Blut im Herzen haben,
Sie fühlen solche Grenzen nur als Fluch!

Sie lieben auch die Heimat, doch sie breiten
Nach außen kräftig ihre Arme aus,
Und wenn sie heimwärts dann die Schritte leiten,
Wird ihnen zum Gefängnis nicht ihr Haus!

Vaterland

Nicht, wo der Zufall einst die Grenze zog,
Soll meine Liebe sterben und erstehen!
Ich will von freier Warte, weit und hoch,
Die Länder dieser Erde übersehen.

Und wo die Freiheit wohnt, dort will ich leben,
Und wo die Menschen wirklich Menschen sind,
Dort will ich wirken. Aber nimmer kleben
An einer Scholle, ein unmündig Kind,

Ein ganzes Leben. Und wenn immer frecher
Europa ihre freien Söhne bannt,
Dann rufe kühn: „Ich bin der Freiheit Sprecher,
Und gern vermisse ich mein ‚Vaterland‘!“

Unabhängigkeit

Vertraust du einem anderen dich an,
Er läßt am Fels des eigenen Glücks dich stranden —
Mit eigenen Händen steure deinen Kahn,
Nur so wirst du im Port der Freiheit landen!

Wie heißt der Quell, an dem mit müden Lidern
Für immer Du die große Sehnsucht stillst?
„Die Unabhängigkeit von deinen ‚Brüdern‘,
Daß gehn du kannst und weilen, wo du willst!“

Für immer auf die eigene Kraft gewiesen,
Erhebst du dich . . . wartest des Angriffs still . . .
Besiegst du — David — Goliath, den Riesen,
Der Mehrheit heißt und dich zertreten will . . .

Weltbürgertum

Ja, größer ist das Herz, der Geist ist freier,
Der Sinn ist edler, und das Wort wiegt schwerer,
Das rings in aller Kleinheit roher Feier
Dasteht der höchsten Freiheit kühner Lehrer!

Liebe die Erde! — Liebe nicht ein Land,
Weil dir ein Zufall dort die Pfade wies.
Ein Land ist niemals frei. Küßt du die Hand,
Die dich in Fesseln zwang? In Knechtschaft stieß?

Brich diese Ketten, die Beschränktheit schürzte.
Ein Frevler, der da sprach: Dies Land ist mein!
Fluch ihm, der dir und mir das Recht verkürzte,
Menschen und Bürger dieser Welt zu sein!

Staat

Der Staat — er falle! — ob er Monarchie,
Ob Republik, ob sozial sich nenne.
Denn nie kann es geschehn, — nie, sag' ich, nie —
Daß je im Staat der Freiheit Fackel brenne.

Der Staat ist Zwang. Er kennt nur Herr'n und Knechte.
Wir aber wollen keins von beiden sein.
Wir wollen unsere heiligen Menschenrechte,
Um sie zu deuteln, keinem Zweiten leihn.

Erst wenn sein Joch von unserm Nacken nahm
Die Hand der Freiheit, atmen Alle, Alle!
So lange aber dieser Tag nicht kam
Ertönt mein Ruf: „Der Mörder Staat — er falle!"

Anarchie

Immer geschmäht, verflucht — verstanden nie,
Bist du das Schreckbild dieser Zeit geworden ...
Auflösung aller Ordnung, rufen sie,
Seist du und Kampf und nimmerendend Morden.

O laß sie schrein! — Ihnen, die nie begehrt,
Die Wahrheit hinter einem Wort zu finden,
Ist auch des Wortes rechter Sinn verwehrt.
Sie werden Blinde bleiben unter Blinden.

Du aber, Wort, so klar, so stark, so rein,
Das Alles sagt, wonach ich ruhlos trachte,
Ich gebe dich der Zukunft! — Sie ist dein,
Wenn Jeder endlich zu sich selbst erwachte.

Kommt sie im Sonnenblick? — Im Sturmgebrüll?
Ich weiß es nicht ... doch sie erscheint auf Erden! —
„Ich bin ein Anarchist!" — „„Warum?"" — „Ich will
Nicht herrschen, aber auch beherrscht nicht werden!"

Partei

Partei ist heute Alles! — Jeder nimmt
Sich seinen Stand in einer; jeder stimmt
Der eigenen Wünsche unberührte Saiten
Nach ihrem Klang; ob innerlich auch streiten

Gedanken und Gefühle scharf dagegen,
Er ist ein Glied der Kette, darf nur regen
Sich innerhalb der streng gezogenen Grenzen,
Und alles Licht, er sieht's wie Schatten glänzen

Durch die papiernen Wände der Partei!
— Wo aber ist der Mensch, der kühn und frei,
Einzig allein die eigenen Wege geht?
Stark jedem fremden Einfluß widersteht?

Und der sein Denken, wie sein Wünschen nicht
Den Wünschen Anderer schwächlich unterstellt?
Der Licht nur will, und nichts als hellstes Licht,
Zu klären seines Daseins ganze Welt?!

Als Bruder kennt er nur den Freien an
Und reicht ihm gern zu gleichem Kampf die Hand
Und drückt sie fest — doch niemals darf und kann
Zur Fessel werden dieses freie Band!

Herren und Knechte

Ein Hund ist der, der einen Herren kennt!
Doch wir sind Herren nicht und sind nicht Knechte!
Schamlose Frechheit wagt es noch und nennt
Knecht einen Anderen, dem die gleichen Rechte

Wie ihm gelegt einst in des Lebens Wiege!
— Ein Jeder sehe, ob er gehen kann,
Doch Keiner sei so hündisch, daß er biege
Sein Knie in Furcht vor einem andern Mann.

Gleich hoch sei jede Menschenstirn gehoben,
Ob sie nun arm sei oder schätzereich!
Ich will mein Recht, du magst das deine loben:
Für mich, für dich, für Alle ist es gleich . . .

Arbeit

I.

Arbeit, du Wort, um das die Welt sich windet
In Krämpfen, welche heute so die Zeit,
Die kranke Zeit, durchschütteln, daß erblindet
Vernunft dem Wahnsinn ihre Zügel leiht!

Die Sklavin Arbeit will zur Herrscherin werden —
Wer jauchzt nicht, der die große Kunde hört,
Daß endlich die Verachtete auf Erden
Und heuchlerisch Gepriesene sich empört?

Sie sprengt das Tor der Zeit mit derben Händen.
Doch sie — die noch nicht ihren Wert erkannt,
Verkauft dem Wahn sich, ihre Schmach zu enden,
Ihm, welcher in ein neues Joch sie spannt!

II.

Noch immer will sie sich nicht selbst verwerten!
Die Händler treibt aus ihrem Tempel sie
Und setzt in seine Hallen, die sich leerten,
Den Götzen Staat — ihn, der erhört sie nie!

Er schützt den Einen und beraubt den Andern;
Die ersten trägt er mühelos ans Ziel
Und läßt die letzten tief im Staube wandern;
Und ruchlos treibt mit Allen er sein Spiel . . .

Erst — nicht wenn, wie Ihr wünschet, freigegeben
Die Arbeit ward — nein, wenn sie selbst sich frei
Von ihren Herren machte, kann ein Leben
Erwachsen, welches wert zu leben sei.

III.

Ihr sagt: „Nichts ist, was ich mir selbst verdiente,
Gemeinsam ward, was wir erreicht, getan.
Darum kannst du, den unsere Kraft umschiente,
Zurück nur geben, was du erst empfahn!"

So sucht zu Eurem Dienst Ihr mich zu zwingen
Und meine freie Kraft. Ich aber bin
Der Eure nicht. Es schwebt auf eigenen Schwingen
Der Eigene zum eigenen Ziele hin.

Ihr aber: bisher Sklaven nur der „Einen",
Ihr werdet Sklaven nun der „Andern" auch —
Der Freiheit-Sonne neuerwachtes Scheinen
Löscht trüber, düsterer, kalter Nebelhauch . . .

IV.

Gebt Raum, Ihr Allesgleicher! — Seht sie steigen
Und fallen, jene lebenquellende Kraft,
Sie, die den Einzelnen dem starren Schweigen
Eurer Zusammenwürfler kühn entrafft!

Ist mein nicht alle Arbeit, die ich tue?
Sie, die aufs Spiel gesetzt, wird sie verspielt?
Mein mein Betätigen? Mein meine Ruhe?
Und Feind nicht jeder, der sie mir bestiehlt?

Natur schuf uns zu ewig wachem Streite —
Glaubt nicht, daß Ihr zum Frieden je ihn bannt
Doch daß er sich zum freien Wettstreit weite,
Das, Zukunft, liegt in deiner starken Hand.

Gesetze

Ihr seid die Diebe, die Ihr ohn' Erbarmen
Dem Unbeschützten stehlt sein heilig Recht!
Ihr seid die Elenden, die Ihr dem Armen
Sein letztes Brot zu nehmen Euch erfrecht!

Und Ihr die Mörder, denn Ihr mordet ihn,
Der nicht, wie Ihr, in Glanz und Glück geboren,
Dem nicht wie Euch, die rohe Macht verlieh'n!
Sprecht: Wer hat Euch zu Richtern je erkoren?!

Ihr war't es selbst! Um Euer kleines Leben,
Das bluterkaufte, länger noch zu retten,
Habt mit Gesetzen Ihr Euch dicht umgeben!
Gewalt heißt Euer Recht, und Kerkerketten!

Recht spreche Jedem einzig sein Gewissen,
Und wo es schweigt, sei nicht das Urteil dein!
Wenn der Gesetze letztes Blatt zerrissen
Wird ausgelöscht die letzte Sünde sein . . .

Atheismus

Vielleicht, wenn einst die müden Augen brechen,
Wenn niedersinkt des Todes finstere Nacht,
Daß ein Gebet dann meine Lippen sprechen,
Das nie im Leben der Verstand gedacht.

Vielleicht, daß ich mit einer Lüge scheide
Von einem Sein, das Wahrheit nur gekannt,
Wenn ich des Lebens letzte Schmerzen leide
In Angst und Nacht und Irrsinn festgebannt.

Dann unterlag mein Geist; dann brach mein Wille!
Dann floh Vernunft! — Doch wenn ich es vermag,
Dann künde noch der letzte Schrei, der schrille,
Dann künde noch des Herzens letzter Schlag:

„Ich glaubte nie an einen Gott da droben,
Den Lügner oder Toren nur uns geben.
Ich sterbe — und ich wüßte nichts zu loben —
Vielleicht nur Eins: daß wir nur einmal leben!“

Kommunismus

I.

Glaubt nur an Liebe! — Ihr, die Atheisten,
Die, wie Ihr rühmt, von Gott sich frei gemacht,
Ihr seid die unverbesserlichsten Christen —:
Ihr folgt der Lehre, die Ihr doch verlacht.

O wunderlicher Zwiespalt der Gefühle!
Ihr fegt der Worte Oberfläche rein —
Aus ihrem wüsten, lärmenden Gewühle
Kehrt nie Ihr in der Worte Tiefe ein.

Ihr glaubt — und hofft — in selig=wirren Träumen
Irrt Euer Wahn um eine ferne Welt,
Bis — in unwirklich=wesenlosen Räumen
Verirrt — er seine letzten Flüche gellt ...

II.

Es ist nur eine lange, lange Kette,
Die jene Lehre um den Fuß Euch wand,
Sie, welche Liebe lehrte ... „Sie errette
Uns und die Welt!“ schreit Euer Unverstand.

Mich aber packt ein Grausen vor Euch Toren,
Das nah und immer näher mich umschleicht,
Wenn ich Euch sehe, wie Ihr — stets verloren —
Dem Feinde selbst den Griff der Waffe reicht,

Mit der er Euch vernichtet! — Und mein Grauen,
Es wird von keiner Hoffnung mehr erhellt:
Statt eine neue Welt Euch aufzubauen,
Glaubt Ihr — und schreit nach einer neuen Welt!

III.

Das Grauen vor der neuen Weltgestaltung,
Die weher Sehnsucht Wahnbild bleibt und ist . . .
Wo ist dann Freiheit noch? Und wo Entfaltung,
Wenn keiner sich mehr an dem andern mißt?

Was Staat jetzt heißt, wird dann Gemeinde heißen
Der Einzelne wird mehr und mehr umengt,
Ihm ist versagt, sich los und frei zu reißen,
Er ist in — Rosenketten eingezwängt!

Die ‚Liebe' breitet ihres Mitleids Schwingen
Über der Tage unentschiedene Schlacht:
Sie lähmt dein Leben, meines Geistes Ringen;
Mein Lachen und dein Weinen sind bewacht;

Und bleigrau-öde, trübe Langeweile
Sinkt auf die Welt herab, ein Leichentuch —
Erfüllung hemmt des letzten Wunsches Eile
Und schließt des Lebens unverstandenes Buch . . .

Freie Liebe

Frei sei die Liebe! — Keine Kette binde
Die Hände, die der freie Wille fügt!
Vielleicht, daß einst das Auge dir, das blinde,
Die Wahl des ersten, heißen Fühlens rügt.

Dann sollst du frei sein! — Kommen soll und gehen
Der Mann zum Weibe, und das Weib zum Mann,
So frei wie droben frei die Winde wehen!
Frei sei die Liebe! — Wahrlich dann erst, dann:

Dürft Ihr von Liebe sprechen, Sittenwächter,
Die Ihr uns unser Liebesglück nicht gönnt,
Und — echter Lebenslust arme Verächter —
Zu tadeln wagt, was nicht verstehn Ihr könnt.

Hinweg mit Euch! — Gezählt sind Eure Tage.
Natur, die starke, ist in uns erwacht,
Und sie zermalmt mit einem Flügelschlage
Gesetze, Sitten, Euch und Eure Macht!

Moralisten

Ich weiß nicht, wen ich heißer als sie hasse:
Die Moralisten — diese Heuchlersippe!
Sie sind wie Wachs, wo ich sie auch erfasse,
Und lachend spotten sie der schärfsten Klippe.

Wo die Natur schreit, seht Ihr sie beschwichtigen!
Wo Wahrheit redet, lächeln sie voll Hohn!
Sie haben überall aus Worten, nichtigen,
Aus halben Lügen sich erbaut den Thron.

Wo wir sie endlich ganz zu fällen trachten
Und mit Verachtung sie zu treffen wähnen,
Da stehn sie lächelnd: „Wie? — wer kann verachten
Uns, welche alle ‚Guten‘ doch umlehnen?“

O diese Selbstbewußten! — Wann kehrt endlich
Die eigene Lüge gegen jene sich,
Und klafft — für Alle plötzlich ganz verständlich —
Aus Tagen auf, von denen Wahrheit wich?!

„Ich“

Ich hebe mich empor! — Über die Anderen
Erhebt sich hoch und frei mein stolzes Ich!
Wie lange hat es — nach wie langem Wandern? —
Gewährt, bis endlich ich gefunden — Mich!

Nun wandere ich allein. Anders erscheint mir
Die Welt, seit ich mich ihr nicht gebe hin:
Kein Lachen lacht mir, und kein Weinen weint mir,
Ich bin kein „Einer“ mehr — nur Ich ich bin!

Nichts weiß ich heute mehr von jenem Wahne,
Dem letzten, der mich einzwang in sein Joch:
Der nicht mehr müden Hand entsank die Fahne,
Die Liebe heißt. — Ihr lacht? Zermalmt mich doch!

Gegenwart und Zukunft

Die Weiten liebe! — keine sei dir weit
Und keine frei genug, wo du magst gehen!
Doch rückwärts schaue nie! — der toten Zeit
Mußt dann du in die toten Augen sehen;

Wirst tausend Arme fühlen dich umklammern
Und tausend Leute hören, die dich hemmen,
Und du bist stark genug nicht, diesem Jammern
Entgegen dich, entgegen dich zu stemmen!

Der weiteste Gedanke sei der deine!
Greif' ihn bei seinem Fittich, lichtbesäumt!
Dort schweife in dem tagesklaren Scheine,
Wo kein Gefühl mehr von Gewesenem träumt!

Mehr kannst du nicht! — Und sollst du sterbend sehen,
Daß Hochgedanken, freier als die deinen,
Die Welt mit neuem Flügelschlag durchwehen —
Du mußt in Wahn zu sterben nicht vermeinen!

Du warst so frei, wie dir es möglich war . . .
Sind freier noch, die nach dir kommen, dann
— Auf! preise neidlos glücklich ihre Schaar!
Du siehst: es fällt die Welt aus ihrem Bann.

Du kämpftest gegen einen Gott noch — Jene,
Sie leben zweifelfrei in Wahrheit schon!
Du spanntest gegen Herrscher deine Sehne —
Sie wissen nicht mehr, was das ist: ein Thron!

Du kämpftest gegen Staat, gegen Gesetze —
Sie leben frei und wissen nicht mehr, daß
Wir ihnen stark erkämpft der Freiheit Schätze,
Denn fremd ward ihnen unser heißer Haß!

Wir in der Gärung — jene in der Klarheit!
Wir noch im Streit — und schon im Frieden sie!
Wir noch die Sucher — Träger sie der Wahrheit!
Und sie im Glück, das uns — gelächelt nie . . .

Egoismus

Ich nehme dich, du totgeschmähtes Wort,
— Denn ich verstehe dich! — in meine Arme.
Ich weiß: du bist der Freiheit letzter Hort,
Und darum sage ich zu dir: Erwarme!

Erstarke, Egoismus! — Sieh', die Flut
Des Wahns der Liebe regt und wächst und schwillt,
Und was an Wahrheit in der Tiefe ruht,
Zeigt sich als dein verzerrtes Ebenbild.

Nicht Haß, nicht Liebe liegt auf deinen Zügen,
Der Friede nur, der stets sich selber hält —
Wann räumst du auf mit allen frommen Lügen?
Und wann regierst in Jedem du die Welt? —

Hinter dem Tode

„Den Flammen sollt Ihr meinen Körper geben,
Sobald der letzte Atemzug getan,
Denn Tod ist Ende! — Daß ein zweites Leben
Entsprieße ihm, ist eitler Torenwahn!"

— So war dein letztes Wort, du großer Denker.
Sie aber taten nicht, wie du begehrt,
Die einst im Leben deines Geistes Henker,
Verlachten, was dein letzter Wunsch gelehrt.

Sie scharrten abseits dich der Kirchhofgrenzen,
Um dich zu schänden. Doch sie ehrten dich
Weit höher so, als mit erlogenen Kränzen:
Dein Leben und dein Tod — sie glichen sich.

Im Leben einsam, fernab ihren Schaaren;
Dein „Ich" behauptend in der feilen Welt —
Im Tod selbst Allen fern, die feind dir waren,
Von keinem Kreuz der Lüge mehr umstellt —

Das war, was du gewollt! — Wenn auch mit Beten
Kein Weinender zu deinem Grabe wallt,
So wird doch einst erschauernd zu ihm treten
Jenes Geschlecht, dem all dein Denken galt.

Freiheit

I.

Sagt nicht, daß frei wir sind! — Noch wird das Wort,
Das wie ein Hauch die dumpfen Zelte lüftet,
In die sie sich verkriechen fort und fort,
Noch wird es unterdrückt! — und wie zerklüftet

Auch unser Fühlen, unser Denken sei:
Die bange Seele muß den Atem halten
Und darf hinaus nicht rufen, stark und frei,
Was sie bedrängt! — Wie vor dem Schnee, dem kalten,

Der Frühling schaudert, schweigt ihr Wünschen sie
Und sucht es ängstlich, ängstlich zu verbergen ...
Das ist nicht Freiheit! Täuscht Euch nicht! Noch nie
Sahn wir befreit uns von der Knechtschaft Schergen.

II.

Sagt nicht, daß wir frei sind! Als Frevel noch
Gilt jedes Wort den blinden, feigen Scharen,
Das kühn zu sprengen sucht das Eisenjoch,
Das auf uns liegt seit so viel trüben Jahren.

Sie spritzen *ihre* Schmach auf uns, um dann
Mit frechem Finger auf uns hin zu zeigen:
„Seht Ihr den Makel dort an jenem Mann?
Er geht in der Verworfenen blutigem Reigen!“

So nennt Ihr Haß, was einzig Liebe ist!
So scheltet Aufruhr Ihr, was nur Empörung!
Und streut ins Ohr der Lebenden mit List,
Wie immer, leere Worte der Betörung!

III.

Jedoch Ihr fürchtet uns! Euch treibt das Grauen
Zu immer tolleren Wahnwitzsprüngen an!
Ihr könnt dem Freien nicht ins Antlitz schauen,
So werft Ihr ihn in dumpfer Kerker Bann.

Doch wähnet nie, die Freiheit aufzuhalten!
Armselige Toren, lernet: daß der Fluch
Der Unterdrückten kreist ob Eurem Schalten.
Lernt es aus der Geschichte blutigem Buch!

Lernt es und zittert! — Ehe noch gesunken
Dieses Jahrhundert wieder in Nacht,
Hat unsere Erde Euer Blut getrunken,
Ist sie vom Schlummer dräuend aufgewacht!

Zwischen den Tagen

Und unsre Tage wandeln weiter
In ihrer ausgetretenen Bahn,
Schon dehnt die Flut sich breit und breiter
Und sendet Grüße dem Orkan.

Der naht auf dunklen Wolkenflügeln.
Wie lange — er wird bei uns sein!
Schon auf den nachtumwehten Hügeln
Flammt es wie blutiger Widerschein.

Chicago

I. Vor dem Morde

An die Gemordeten

Ueber die Länder und über die Meere
Sendet Euch seinen aufschreienden Gruß,
Was in den Ketten zermalmender Schwere,
Was im Elend verkommen muß!

Daß nicht die Armut ihr Letztes verliere,
Während die Erde ihr Zerrbild umtanzt,
Habt Ihr — der Wahrheit Pioniere —
Drüben die Fahne der Freiheit gepflanzt!

Weil Ihr der Menschheit mißhandelte Knechte
Mehr als das eigene Leben geliebt,
Weil Ihr des Herzens edelste Rechte
Selbstlos in liebendem Eifer geübt,

Weil Ihr Menschen war't, sollt Ihr sterben!
Aber die Schmach fällt auf Jene zurück!
‚Mensch sein' — das heißt heute: verderben;
‚Mensch sein' heute: — entsagen dem Glück . .

Doch, Genossen, noch seid Ihr gefallen
Unter den Händen der Schlächter nicht,
Und unseres Schmerzes aufzürnendes Schallen
Drohend den Elenden Rache verspricht! —

Naht unser Tag nicht? — Hat ihr Verderben
Noch nicht die Mörder des Rechtes erreicht?! —
Dann, Genossen, dann sei Euch das Sterben
Für Euren herrlichen Glauben leicht!

Wißt: umsonst nicht als Schrankenbrecher
Stießet die Tore der Zukunft Ihr ein!
Wißt: wir Lebenden werden die Rächer
Eures geheiligten Todes sein!

16. Oktober 1887.

II. Nach dem Morde

An die Mörder

Es ist gescheh'n! — Und schaudernd wendet sich
Von Euch, den Mördern, eine Menschheit ab!
Nicht jene Menschheit, die in Nacht und Irrsinn
Begraben liegt am Morgen eines Tages,
Der schon die Erde segnend überleuchtet —
Nein, jene, welche durstigen Herzens schon
Die ersten seiner Strahlen in sich trank!

Schaudernd von Euch, den blutbefleckten Mördern!!

Vergebens waren alle jene Rufe,
Die Menschlichkeit — nichts mehr — von Euch verlangten.

Nur Menschlichkeit! — Daß nie Gerechtigkeit
Von Euch uns werden würde, wußten wir.
Nur Menschlichkeit! — Doch Ihr — verlachtet sie!

Es ist gescheh'n! — Von Furcht und Qual bedroht,
Von des Gewissens scharfem Biß gefoltert,
Habt Ihr — die feigen Knechte feiger Räuber —
Durch Eure Henker sie erwürgen lassen!

Es ist gescheh'n! — Hört unsern Fluch! den Fluch
Von Millionen, die in dieser Stunde
Sich schaudernd ab von Euch, den Mördern, wandten:
Es breite über jeden Eurer Tage
Der Schatten sich des Sterbens, bis der Tod
— Derselbe Tod, den Ihr zu meistern wagtet —
Euch einzig noch Erlösung scheint vom Leben;
Und dann — verlasse Euch der Tod! Dann — lebt!
Euch rühre jede Nacht in jeder Stunde
Die kalte Hand des Rächers an und reiße
Euch auf vom Lager! — Das sei Euer Leben! —
Und Euer Sterben dies: verlassen; freundlos;
Gehaßt von Euren Kindern; und verabscheut
Von Allen, die Ihr liebt; verflucht; verachtet
Erhebe sich vor Euren starren Blicken
In letzter Stunde einmal noch das Bild,
Das Eurer Tage nie versöhnter Schatten
Und Eurer Nächte dräuend Schreckbild war!
Dies unser Fluch! Vernehmt ihn! Lebt! Und sterbet!

Es ist gescheh'n! — Wohl starben unsere Brüder,
Jedoch sie werden leben in uns Allen!

Sie sind die ersten Opfer nicht der Zukunft,
Und werden nicht die letzten sein — uns Alle
Berührt der Fittich unserer dunklen Tage.
Wenn einst die Menschen nach unzähligen Kämpfen
Gelernt, was ‚Mensch sein‘ heißt, und ‚menschlich handeln‘,
Dann werden sie — wie wir in diesen Tagen —
Mit Abscheu sich von jenen Mördern wenden,
Und es versteh'n, warum in unsern Herzen
Die Liebe starb und Haß erstehen mußte.

13. November 1887.

III. Ein Jahr später

An die Überlebenden

Ein Jahr ging dahin. Die verzehrende Glut
Der Seele, nun ist sie verlodert!
Im Grab der Vernunft sind Verzweiflung und Wut
Und mein Haß zur Wehmut vermodert.

Und heute, wo ich endlich fand
Mich selbst in dem wilden Orkane,
Schreibt fest und langsam meine Hand:
„Auch Ihr seid gestorben im Wahne!“

Mein Glaube war nie der Eure: Ihr habt
Auf das ‚Volk‘ gebaut, auf ‚das treue‘,
Und als Ihr Euer Leben ihm gabt,
Da mußtet ihr sterben in Reue . . .

Mein Glaube war nie der Eure — und jetzt,
Jetzt weiß ich, warum Ihr gestorben:
Weil Ihr Euer Heil auf die Liebe gesetzt,
Hat sie Euch als Opfer geworben . . .

Mein Glaube war nie der Eure: der Feind
Lehrt Liebe auch und — verlacht sie!
Erst wenn er ihr bestes Glück verneint,
Hat er zur Erkenntnis gebracht sie . . .

Hier der ewige Winter. Doch auf Euer Grab,
Wo so herrliche Herzen verlohten,
Sinkt nun ein lächelnder Frühling herab —
Nur Euch lächelt er nicht, den Toten!

Der letzten Rosen betäubender Duft,
Zerfließend gleich schwindendem Wahne,
Umschmeichelt mein Haupt — ich grüße die Gruft
Dort jenseits der Ozeane . . .

Lebt wohl! — Es enthebt Euer blutiges Bild
Sich dem rasenden Zeitengetriebe.
Uns aber beschirmt ein ehernes Schild:
„Wir glauben nicht mehr an die Liebe!"

Lebt wohl! — — —
Noch einmal redet mein Mund,
Ein Mund, der nie gelogen,
Zu Euch, den Lebenden. Und Euch kund
Tut er, warum Ihr betrogen.

Es ist Eure eigene, doch sühnbare Schuld,
Daß so arm Euer Leben und Sterben!
Euer Wahn, Euer Glaube und Eure Geduld,
Sie sind es, die Euch verderben!

Was sind denn Treue? Was Recht? Und was Pflicht?
Nur Worte, Worte, Worte . . .
O seht, es bricht ein leuchtendes Licht
Durch der Lüge goldene Pforte!

Und es sinkt von den Stirnen, von Gram beschwert,
Der Lorbeer des Märtyrertumes,
Auf die sich in dunkelster Stunde geleert
Die Schale des schrecklichen Ruhmes —;

Und Freude wuchert aus Gräbern, die
In Wahrheit vergessen jetzt nicht mehr . . .
Wer hat sie gemordet? — Ihr, welche Ihr nie
Getaucht in der Wahrheit Lichtmeer!

Gott Volk, jetzt habe ich dich erkannt:
Ich erreichte im Ozeane
Die Insel, wo die Erlösung ich fand:
„Wer Gott stirbt, stirbt im Wahne!"

Wann hebst du dich endlich aus deiner Schmach,
Du, das an sich selbst verblutet? —
Wenn der letzte Nacken knirschend zerbrach,
Wenn die letzte ‚Liebe' verglutet!

Jetzt vernahmt Ihr es Alle, die Ihr bereit
Für die Zukunft steht im Gefechte:
Wenn Ihr die Stärkeren geworden seid,
Dann seid Ihr — „in Eurem Rechte!"

1888.

IV. An dem Grabe

I.

Hier also ruht Ihr! — Schweigend-ernste Stätte,
wie feierlich! —
So namenloser Leiden Schlummerbette,
still grüß ich dich! . . .
Ich neige mich . . . Doch dann, den Blick erhebend,
seh' ich dich, Weib,
Stolz, hochgerichtet, ob in Schmerzen bebend
den starken Leib,
Und frage dich: „Was schützst du deine Söhne
im Sterben erst,
Statt daß du sie die Freude, Lust und Schöne
der Freiheit lehrst?! —“

O lange, lang' genug nun Unterlieger!
Kein Opfer mehr! —
Es trete nur der Zukunft froher Sieger
noch vor dich her!
Wie deut' ich deine wilde Zorngebärde,
den stummen Schrei?
„Fünf modern hier in dieser schweren Erde;
doch drei — sind frei!
Und wie ich diese drei aus deinen Klauen,
Gewalt, dir riß,
So sicher werde ich den Morgen schauen
der Finsternis!“ —

So ward die Antwort meiner Zweifelfrage
an diesem Ort.
Und Hoffnung trag' ich statt der alten Klage
von hier mit fort! ...

II.

„Not murderers, but murdered."
Benj. R. Tucker.

„Gemordet, keine Mörder!" — Grabt die Zeilen
auf diesen Stein
Bei unserer Tage wahnsinnstollem Eilen
für ewig ein!
Daß jedes Herz fängt zornvoll an zu schlagen,
reu-übermannt;
Daß jedem Geiste es beginnt zu tagen;
daß, wer hier stand,
Sei es der Freunde einer, sei's ein Wanderer,
der achtlos kam,
Sich wendet, als ein Stärkerer und ein Anderer
in tiefer Scham! ...

— Still grüßt dich, großes Grab, mein letztes Neigen.
Mein Lied, es schweigt,
Bis einst aus deinem allgewaltigen Schweigen
der Morgen steigt!

Waldheim Cemetery, Chicago, 11. September 1893.

Die Feste der Freiheit

Mit Robert Reitzel und Christian Tarnuzzer am Wallensee in der Schweiz

Das erste Fest

Am Wallensee, 21. Juni 1889

„Wo drei von Euch beisammen
In meinem Namen sind —“
So sprach die Freiheit. Wie Flammen
Aufstieg sie, gewiegt vom Wind.

Wie Flammen, gewiegt vom Winde,
War, was wir gesprochen, dann.
Zu Häupten uns rauschte die Linde . . .
Wie schnell die Stunde verrann!

Und wir saßen, und sangen, und tranken —
O Tag voll Sonne und Glück!
Nur in meinen stillen Gedanken
Bleibt ewig dein Glanz zurück!

Du, der du über die Wasser
Gekommen, ein streitbarer Held:
Freiheitsfreund, Knechtschaftshasser
In alter und neuer Welt —

Und Du, der du im Innern
Die Fülle der Tiefe hegst,
Der du Hoffnung und Erinnern
Als Lied im Herzen trägst —

Wie hab' ich Euch liebgewonnen!
Mein Herz, es nahm Euch auf.
Ihr stieget als neue Sonnen
In meinem Leben herauf!

Und es flüsterten rings die Wellen,
Und höher und höher stieg
Die Freude —. Wir tranken den hellen
Wein, und die Lippe schwieg.

Und in dieser heiligen Stunde,
Die nie ein Wort bemißt,
Vereinte sich still zum Bunde,
Was getrennt nun untrennbar ist —

Und wir saßen, und schwiegen, und tranken —
O Nacht, wie keine war!
Du, die im Vorüberschwanken
Ein entschwundenes Glück gebar,

Wann kommst du dem Einsamen wieder? —
Wenn der Freund kommt über das Meer?!
— Es rufen dich meine Lieder!
Meine Sehnsucht ruft dich her!

Das zweite Fest

Am Wallensee, 11. Juli 1891

Wir feiern das Freiheits-Fest aufs Neue,
Wir feiern es wieder am alten Strand —
Das ist des Himmels herrliche Bläue,
Das ist der Firsten ragende Wand!

Das sind des Wallensees träumende Fluten,
Das ist derselbe freundliche Wein!
Und wieder flammen die Worte in Gluten —
Wie damals, so soll es auch heute sein!

Wir rufen ein Hoch den Knechtschaftshassern!
Ein Hoch der kettenbefreiten Welt!
Da sprüht die Sonne über den Wassern,
Auf denen sie ihren Schlummer hält ...

Es ist desselben Lichtes Gefunkel,
Das einst in unsere Gläser schien ...
Doch auf die Freude fällt Schattendunkel —
Wo bleibt der Dritte? — Wir rufen ihn!

Das dritte Fest

Am Wallensee, 13. September 1894

Und wieder seh' ich die drohenden Firsten!
Gewandert viel, geschlagen viel,
Hat mich ein Zufall hierher getragen —
Denn er treibt immer sein altes Spiel.

Da rief ich den Freund. Er war ja nah' mir ...
Ihn hatten zurück in sein Heimatland
— Ins Land der Bündner, das trotzige, stolze —
Der Zwang und die Sorge des Lebens gebannt.

Er kam. Wir reichten uns schweigend die Hände
Und sahen uns in die Augen lang.
Es galt der erste Gedanke dem Dritten.
Wo war er? Fern, ach, fern und krank!

Und er sprach trüb': Wir seh'n ihn nicht wieder
So weit trägt ihn sein Fuß nicht mehr ...
Ich aber sagte: Ein Etwas in ihm,
Ein Etwas treibt ihn wieder her,

Mit uns der Freiheit Fest zu feiern
Zum letzten, zum allerletztenmal,
Und kann er nicht gehen, so werden ihn tragen
Die Arme der Liebe in dieses Tal ...

Wir schwiegen. Gedanken hielten uns beide,
Wie Gram und Zweifel entstehen sie läßt.
Und schweigend feierten wir der Freiheit
Geliebtes, ersehntes, drittes Fest ...

Der Regen strömte; in Wolkenschleiern
Verbarg sich rings das trauernde Land.
Und dennoch blitzte ein Sonnenleuchten
Zuweilen hinter der schwarzen Wand.

War es der Freude reines Gefieder? —
Evoë! — Da wurden die Gläser leer ...
Und wir sprachen und tranken und sprachen wieder.
Gesungen haben wir nicht mehr.

*

Arma parata fero!

Ein soziales Gedicht

1886

Zu viel des Hohn's, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Doch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig:
Erhob'nen Armes, weh'nden Haar's, dasteht er wild und prächtig;
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indessen bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen,
Euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet, seid bereit! — — — — — — — — — — — — — —

Ferdinand Freiligrath. 1848.

„Nur der liebt die Wahrheit, welcher die Lüge bekämpft."

— — Die Stadt verließ ich, das engende Haus,
Und schritt in die dunkelnden Fluren hinaus,
Wo die Weltstadt ihr letztes Elend gebiert
Und der Pfad sich in freiere Weiten verliert ..
Seit langen Monden zum erstenmal
Entronnen der wirren, betäubenden Qual,
Entronnen dem knechtenden, eisernen Bann —
Wie mutet die Stille so seltsam mich an!
Dort hinter mir lagen zersplitterte Jahre,
Verloren dem Leben, gewonnen der Bahre,
Gewandelt im drückenden Alltagsgleis,
Das von befreienden Zielen nichts weiß.
Denn verloren der Tag, der in Nacht uns zerstob,
Bevor er zu lichteren Höhen uns hob!
Wie viele leben ein Leben lang,
Das niemals ein Strahl der Erkenntnis durchdrang,
Das niemals gemessen mit ewigen Maaßen
Des eigenen Daseins gewandelte Straßen! ...

— — — — —

Ein Herbsttag war es. Mit nebliger Kühle
Kämpfte der Sonne ermattende Schwüle.
Ich schritt gradeaus durch die dunkelnde Flur,
In Furchen verlor sich des Weges Spur.

Ein Hügel türmte sich vor mir auf,
Ich eilte ihn klimmenden Fußes hinauf.
Gesträuche deckten den Boden. Ein Baum,
Ein einsamer, krönte der Höhe Saum.
— Und schwüler ward es ... Ein Wetter zog
Von ferne herauf, und zitternd bog
Der Baum die Krone. Der Nebel verwehte.
Scharf in die Ferne mein Auge spähte.
Doch die lag mit dämmernden Schleiern verhängt,
Lichtlos in Abendschatten versenkt.
Zum Himmel sah ich empor. Dort zogen
Die Wolken herauf in düsternden Wogen.
— Ein Bangen ergriff mich, doch nicht vor dem Wetter ...
Ich liebe den Sturm den großen Erretter,
Vom Staube des Tages!

— — — — —

Es tat vor mir auf
Sich meines Lebens beengter Lauf,
Und ich schrie empor nach dem blendenden Licht,
Das die Ketten des menschlichen Könnens zerbricht!
— Da strömte der erste Regen hernieder,
Und wieder schrie ich empor! — und wieder! —
Die Donner grollten. In meine Qual
Zuckte hernieder der erste Strahl!
Da jauchzte ich auf in stürmischer Wonne:
Das ist mein Licht! Das ist meine Sonne! — —
Und Blitz auf Blitz nun, und Schlag auf Schlag —
Und jeder ein Glied der Kette zerbrach:
Mir war, als tobe in diesem Gebraus
Mein langgenährtes Zürnen sich aus,

Und von den Lippen floh mir ein Lied,
Wie in mächtigen Stunden es Herzen durchzieht:

O käme die Stunde, o käme sie bald,
Wo in Staub zerfällt, was morsch und was alt,
Und wo auf den Trümmern ein Bau sich erhebt
Geeinigter Ordnung, die einzig nur strebt,
Das Recht der großen, der elenden Schaaren
Mit sicheren Händen gerecht zu bewahren!
Dich rufe ich, dich, mein geliebtes Jahrhundert,
So viel geschmäht und so viel bewundert,
Das so Unendliches schon erreicht —
Bevor dein Fuß von uns scheidend weicht,
Schenke Gerechtigkeit allen den Seelen,
Die sich im Staube für andere quälen!
Du hast Taten getan, wie keines vor dir,
Genießen doch alle der Segnungen wir —
Ich muß dich lieben! — ich muß! ich muß!
Und fühle, ich sterbe an deinem Kuß!
Du hast den Geist und das Herz nicht beachtet,
Und nun, wo dein Abend uns schattend umnachtet,
Stehen wir da — und streben und fasten
Und haben nach Tages Mühen und Lasten
Verlernt, unsere Herzen und Sinne zu laben
An dem, was das Herrlichste: geistigen Gaben!
O mein Jahrhundert, du mein Jahrhundert,
So viel geschmäht und so viel bewundert,
Du hast Taten getan, wie keines vorher!
Die Erde beherrschst du, die Luft und das Meer,
Und hast doch im wilden Taumel vermessen
Der großen Wahrheit des Lebens vergessen!

— Über der Tat steht der freie Geist,
Der ihr erst die Pfade zum Ziele weist!
Das Herz verhärtet, erkaltet den Sinn,
So schleifst deine Kinder durchs Leben du hin,
In fieberndem Rasen dem Abgrund zu —
Wann schenkst du uns wieder beglückende Ruh'!

— — — — — — —

Und flehend sank ich zur Erde nieder:
O Kindheit der Menschheit, kommst nimmer du wieder?!
In wehem Schmerze barg ich die Stirn
In den kalten Händen, mein fieberndes Hirn
Wollte zum Lichte den Ausweg nicht finden
Aus Weh und Verzweiflung, aus Angst und aus Sünden!
— Die Donner grollten. Ein neuer Blitz
Zuckte hernieder auf meinen Sitz.
Ein Grabstein war es, und bei dem Schein
Las Züge von Menschenhand ich auf dem Stein ...
Wild riß da die wuchernden Ranken ich fort,
Mich dürstete nach lebendigem Wort.
Blitz sprühte auf Blitz weißleuchtend herab,
Und Ranke auf Ranke riß fort ich vom Grab.
Gegraben mit wenig geübter Hand
Ein Wort ich — ein zweites — ein drittes ich fand!
Und bei des Blitzes hellzuckendem Strahl
Las leuchtenden Blick's ich zum andernmal:
„Arma — parata — fero!“ — „Bereit
Trag' ich die Waffen — zum siegenden Streit!“
Da löste der Bann sich von meiner Brust,
Und ich rief die Worte in jubelnder Lust

In den Sturm hinaus, und die Wetterschlacht —
Das Wort war gefunden, das frei mich macht!

— — — — — —

Wer ruht hier! Wer ruht hier nach freudigem Streit?
Wer war noch im Tode zum Kämpfen bereit?
War er ein Krieger? Mit schneidigem Schwert
Und blitzender Rüstung zum Nahkampf bewehrt?
War er ein Denker, deß' strahlendes Wort
Die Lüge scheuchte, die Falschheit fort?
— Wer dieses Wort sich zur Leuchte ersann,
Wer er auch war — er war ein Mann!
Und ist sein Name in Nacht auch getaucht,
Sein Wort lebendigen Odem haucht — —
— Ich raffte mich auf und sprang empor,
Da grollte der Donner mir wild in das Ohr:
Auf, stelle dich in der Kämpfenden Reih'n,
Eines Toten Wort laß Richtschnur dir sein,
Nimm selber die schärfsten Waffen zur Hand,
Wirf selbst in die Herzen den lodernden Brand
Und glaube mir: Jeder ist Kind seiner Zeit,
Mit ihr dem Verderben unrettbar geweiht!
Den Nachgeborenen erkämpfe den Frieden,
Der dir nicht und deinen Genossen beschieden.
Du darfst nur von ferne das Morgenrot
Schaun, wie die Gipfel der Zeit es umloht,
Doch nimmer frohwandeln im Sonnenlicht,
Wie hell über spätere Geschlechter es bricht.
Siehst du die Wolken am Himmelsrand?
Sturmkündend fliehen sie über das Land.

Grau ist und düster der Himmel verhängt —
Ihr wandelt dahin, in Ketten gezwängt!
Verjagt den sonnehemmenden Flor
Und rafft Euch zum freien Lichte empor!
Siehst du der Blitze goldsprühenden Brand?
Sie hellen ein elendes, schmachtendes Land —
„Wann kommt das Licht?“ — Du fragst nach dem Wann?
Solange ihr zaudert, zu brechen den Bann,
Den lange Jahre um Euch gezogen,
Die Euch um das Glück eures Lebens betrogen;
Solange ein Mensch noch am Wege verhungert
Und ein anderer am brechenden Tische lungert;
Solange der eine sich Herrscher dünkt
Und den Fuß auf den Nacken des andern zwingt —
Solange ihr diese Bande nicht sprengt,
Ist Fluch über euch und Elend verhängt!
„Wann kommt das Licht?“ — So höre mich an:
Wenn mutig gebrochen der knechtende Bann,
Wenn vom Haupte der Herrscher die Krone fällt,
Auf den Trümmern des Thrones ihr Szepter zerschellt,
Der Schranzen verächtliche Brut zerstiebt,
Die immer sich selbst nur, nie andre geliebt,
Wenn die Menge nicht zitternd am Altar mehr kniet,
Und im Priester kein höheres Wesen mehr sieht,
Um das sie sich zagend und hoffend drängt,
Daß in neue Fesseln des Wahns er sie zwängt,
Wenn frei einem jeden der Weg durch das Leben
Zur Entfaltung der eigensten Kräfte gegeben,
Und das Recht zum Leben das gleiche — erst dann
Bricht leuchtend der Tag der Freiheit an!

— — — — — —

Mit Rosen bekränzt durch der Zukunft Tor
Wird lächelnd und segnend er treten hervor,
Kein Stillstand in müßigem Glücke wird sein,
Denn ewig ist, Menschheit, ein göttliches dein,
Die große Treiberin: äußere Not,
Und mehr noch: ein zwingendes, inneres Gebot,
Das von Stufe zu Stufe dich höher hebt,
Zum Sieger weihend, wer kämpfend strebt!
Es gibt nur ein Vorwärts, es gibt kein zurück,
In der Zukunft liegt das befreiende Glück!
Drum vorwärts zum Kampfe! . . . Schon gärt es im Innern,
Doch schreckt uns noch immer ein halbes Erinnern,
Das läßt uns im alten Gleise wandeln
Und scheucht uns zurück von dem blutigen Handeln!
Schon glutet dumpf-wühlend der wachsende Groll,
Die Armut heischt wild von den Glücklichen Zoll,
Und tausendzüngig zum Himmel schreit
Der Jammer der Not, die der Knechtschaft geweiht!
— — — — —

Sturmvögel seid! — — Auf brausendem Meer
Dem nahenden Sturme fliegt jauchzend vorher,
Eurer Flügel Schlag verkünde sein Nah'n,
Zufriedene schreckend aus ihrem Wahn!

So brauste es um mich! Der Sturmwind bog
Die Gipfel des Baumes — mir aber zog
Ein glutendes Wünschen durch Herz und Sinn,
Zum leuchtenden Kampfe und Siege hin!

O daß ich jene Zeit noch erlebte,
Erfüllt noch sähe, was ich erstrebte —
Doch sollte sie nimmer mein Auge erschauen,
Die Hand soll am Tempel der Zukunft bauen!
Was können mir jetzt die Menschen noch schaden,
Die „Höhergestellten“ von „Gottes Gnaden“?
Dein freies Wort — du hast es gesagt,
Und nun geht es vorwärts und nicht mehr verzagt!
Zwar habe noch Keinen bisher ich gefunden,
Dem ich mich in Treuen zum Kampfe verbunden . . .
So kam es, daß dies mich erlösende Wort
So lange gebändigt im Herzen gedorrt,
Doch heute fliegt es jubelnd hinaus
Und mischt sich des Sturmes wildem Gebraus:
— Möge zum Tempel der Freiheit ein Stein,
Zum Glücke der Menschheit ein Sandkorn sein
Jedes Einzelnen Tat, der selbstlos da kämpft,
Anstatt daß die Stimme des Zornes er dämpft!
Die Zeit ist groß. Aus dem gährenden Streben
Wird bald sich die Tat erschreckend erheben,
Die Tat, die nicht jammert mit Worten und klagt,
Die nach einzelnem Glücke nicht lange mehr fragt,
Und die an den Pfeilern des Unrechts erbittert
So lange rüttelt, bis krachend zersplittert
Der letzte Stein! — — und dann erst, dann ruht
Die rächende Hand, gerötet von Blut,
Dem Blut, das vergangene Schulden gestrichen,
Für kommende Zeiten die grausen geglichen!
Denn nur getrieben von blutigen Streichen
Wird von dem bequemen Sitze es weichen,

Das Unrecht, das frech sich eingenistet,
Und mit fremdem Marke sein Leben gefristet,
Und nimmer wird Menschenliebe es zwingen,
Sich selbst als Opfer des Ganzen zu bringen!
Ihr habt es gewollt! Drum beklaget euch nicht, —
Es sterbe, wer Feind ist dem rettenden Licht!

— — — — — — —

Die Donner vergrollten. Die Wolken wallten
Am Himmel in drohend-dunklen Gestalten.
Nun zuckte noch einmal ein letzter Schein . . .
— Arma parata fero! Und so soll es sein!

Moderne Jugend

Eine Anklage

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Schiller.

I.

Wieviel vergißt der Mensch doch! — — Eine Grenze
Ist scharf gezogen zwischen erstem Lenze
Der Jugendjahre und dem ersten Tage,
An dem das Leben uns mit ernster Frage
Begegnet: Bist du auf mich vorbereitet?
Bis hierher ward dein junger Fuß geleitet
Von anderen, jetzt muß er selber gehn,
Auf fremdem Boden soll allein er stehn! —

Wieviel vergißt der Mensch doch! — Er vergißt,
Wenn er die Bahn, die damals er betrat
Und die bis heute er gegangen, mißt,
Und sich erinnert, wie ein neuer Pfad
Sich auftat, — daß ein starkes Etwas ihn
Zwang diesen Weg zu gehn, auf dem er ziehn
Die Meisten sah; — vergißt, was da es war,
Das ihn hineinzog in die große Schaar,
Und ihn nicht ließ sich frei die Pfade wählen,
Auf denen fern dem Schwarme Jene schreiten,
Die ihre Kraft im Widerstande stählen! —

Ein Schatten will sich vor sein Auge breiten.
Doch er vergißt, daß dieser düstere Schatten
Schon seiner Jugend Glück sich durfte gatten,
Den Jüngling durfte in das Leben leiten!

Doch mancher, welcher weiter geht und denkt:
Woher der Schatten? — wird doch hingelenkt
Auf seine frühe Jugend — und mit Grauen
Muß er schon dort des Schattens Dunkel schauen,
Von dort sich hin über sein Leben recken
Und noch nach ihm die grauen Arme strecken.
Wem aber einer solchen Stunde Klarheit
Je kam, der künde ihre herbe Wahrheit!

II.

Vor deinem Blicke steigt die Jugend auf.
Du greifst aus ihrer Jahre ödem Lauf
Dir einen Tag heraus. Ein Sommertag
Hebt deinem Blick sich. Draußen Sonnenlicht,
Das lebensfreudig warme Strahlen bricht
Auf alles Leben; heller Vogelschlag
Und Blütenduft — und hier ein großer Saal,
Kahl seine Wände, und auf Bänken, schmal
Und eng, du eingepfercht mit einer Knabenschaar,
Die ungeduldig, unwirsch und zerstreut
Den trocknen Worten eines Mannes lauscht,
Der jeder Lust zu seinem Amte bar,
Von dessen Lippen aber wichtig rauscht
Der Rede Strom, die ewig wiederkäut,
Was weder ihn noch andere erfreut . . .
Und immer tiefer sinkt die Öde nieder.
Vor den getrübten Scheiben blüht der Flieder,
Und während er ans Fenster winkend nickt,
Wird drinnen deine Freudigkeit erstickt

In eklem Staub, wird drinnen unverhohlen
Von fremden Händen deiner Jugend Glück
Mit jedem Stundenschlage dir gestohlen! —

Du riefst dir eine Stunde nur zurück!

III.

Nur eine Stunde! Und schon bebt dein Herz
In jäh erwachtem, ungestümem Schmerz
Um diese eine Stunde, wo den Schein
Der Sonne man dir raubte und dich ein
In kalte Mauern sperrte ... Aber weiter!
Das war nur eine von den tausend Stunden,
Von denen nie du kannst — und nie — gesunden.
Wie schön dir auch das Leben und wie heiter
Es jetzt dir lachen mag — — des Staubes Schicht,
Die sich erstickend auf dein Herz gelegt,
Die nie ein freierer Lufthauch fortgefegt
In all den Jahren, da sie allzu dicht! ...
Weißt du, was alles unter ihr begraben
Für immer liegt? — Es ist des Lebens Mai,
Es ist der Jugend erste, frohe Kraft,
Es sind die starken, eingeborenen Gaben,
Die so beengt, sich nimmer voll und frei
Im ernsten Lebenskampf entwickelt haben.
Was einst so hoffenswert und groß gewesen,
Es ist geknickt im Keime, und erschlafft
Ist unter diesem Staub dein bestes Wesen,
Dein eigenstes — und fühlst du je es kranken,
So wisse: deiner Jugend mußt du's danken!

IV.

Du kannst ja nichts dafür! — Ach nein, es wäre
Dein Fuß wohl lieber froh dahingesprungen,
Statt daß dein junger Geist sich matt gerungen
Schon früh und mit unsinnigen Wissens Schwere
Belasten mußte, die dich jetzt noch hemmt,
Noch deinem Können sich entgegenstemmt.
Dafür hast du, du Armer, nichts gekonnt ...
Sie haben früh zur Schule dich gesandt,
Dich früh an töricht-strenge Pflicht gebannt,
Mit Bücherstößen früh dich schon beladen —
So kam dein frischer, junger Geist zu Schaden,
Und selten hat er sich beglückt gesonnt
Am Licht der Weisheit, jenem echten Licht,
Wie nie durch unsrer Schulen Nacht es bricht!
Da saßest du, über die Bank gebückt,
Die zarte Brust gekrümmt und eingedrückt,
Mit heißem Auge, wirrem Sinn; auf Wegen
Geleitet, deren Ziel dir unbekannt —
Und allzu früh gereift war dein Verstand
Vorausgeeilet deines Herzens Schlägen,
Die noch den kindlich-frohen Spielen schlugen
Und noch mit kleinen Wünschen gern sich trugen,
Noch hoffend, noch vertrauend. Aber schon
Klang durch dein Denken hin der schrille Ton
Des Mißklangs unseres Daseins. Früh genug
Ahntest du alles Lebens grausen Fluch —
Warum war ihm vergönnt, auf grüne Matten
Der Jugend schon zu werfen seinen Schatten?!

V.

Was hast du alles nicht gelernt — doch sag':
Was hast von alledem du denn behalten?
— Wie war so heiß einst deines Herzens Schlag,
In totem Wissen mußte er erkalten,
Denn selbst die glühendste Begeisterung,
Die Jugend leih'n mag, muß allmählich weichen,
Wenn jahrelang ihr harte Steine reichen
Statt Brot die Hände, die den hohen Schwung
Hin auf die rechten Pfade lenken sollten.
Wer hat gezählt, wie viele Perlen rollten
Hin in den Sand, die in der Menschheit Krone
Als edelste zu glänzen würdig waren,
Und die nun in den tatenlosen Scharen
Der großen Menge spurlos untergingen? —
Du birgst dein Haupt, und willst, daß ich dich schone —
Doch nein, ich will dir herbste Wahrheit bringen.
Du sollst der Jugend Jahre wieder gehn',
Und dann mir sagen, daß ich recht geseh'n.

VI.

Du warst ein Kind noch, als der Mutterhand
Man dich entzog und an die erste Pflicht
Den heitern, leichten Sinn des Knaben band.
So lähmten sie den ersten Flug der Schwingen.
Und nun begann das freudelose Ringen,
Das Stufe dich für Stufe — aufwärts nicht,
Nein, abwärts führte; das gequälte Klimmen
Von Klasse auf zu Klasse; Jahr für Jahr
Das öde, feige Mit=dem=Strome=Schwimmen,
Das ohne Zweck und ohne Ziele war.

Wie oft hat dein gesundes Fühlen sich
Dem aufgezwängten Joche heiß empört,
Wie oft gefragt, im Innersten verstört,
Wenn du es sahst, wie eine Stunde wich
Der anderen in zwecklos-starrem Quälen:
Wer hat das Recht, die Jugend mir zu stehlen?
Und doch bist mit den andern du gegangen,
Denn die Gewohnheit trieb auch dich zu ihnen
Und zwang dich, ihrem hohlen Schein zu dienen,
Und so bist du mit Hangen und mit Bangen
Geschoben halb so langsam aufgerückt,
Zum Ende auch gelangt. Da standst du nun:
Von nutzlos-dumpfem Wissen schwer bedrückt;
Erlahmt die allzu hoch gespannte Kraft;
Dein Geist zu eigenem Denken schon erschlafft;
Und ohne Lust zu fernerem, frohen Tun;
Noch jung dem Jugendboden schon entrissen —
Doch aufgebläht von dünkelvollem Wissen.
Voll Hochmut nieder auf die andern schauend
Und doch der eig'nen Tatkraft nicht vertrauend,
Ein Zerrbild deutscher Jugend! . . . Schon vergangen
Der Glanz der Augen, und das Rot der Wangen,
Und übersättigt mit der trockenen Kost
Nutzlosen Wissens — — doch dir blieb der Trost,
Daß du in deinen Händen hieltst das Pfand,
Das dir mit Ziffern deines Wissens Größe
Bezeugte, mächtig groß — nicht groß genug,
Um deines Geistes tiefgeheime Blöße
Zu decken . . . . So beladen mit dem Fluch
Der Selbsttäuschung nahmst Abschied von dem Land

Der Jugend du — und dich empfing das Leben.
Du konntest ihm dein Bestes — nicht mehr geben.

VII.

Wenn kaum die Nacht vorbei, schon hin zur Schule,
Und noch der Tag in halbem Schlummer lag,
Und in der Luft, die wie aus einem Pfuhle
Erstickend dir entgegenschlug, den Tag
Verbracht! . . . Doch wenn er endlich dich erlöste,
Daheim noch über Büchern stundenlang! . . .
Und wenn der Schlaf dich übermannte, flößte
Er Angst dir vor dem nächsten Tag noch ein! . . .
Und diese grausam nieerlahmte Pein
Schob sich in deine Träume, wirr und bang! . . .
Dazwischen wohl ein fahler Sonnenschein,
Wie er im Herbst durch kahle Zweige zittert,
Doch selten eine ungetrübte Stunde,
Die nicht vom nächsten Tag voraus verbittert!
Und das so Jahre lang! Und diese Wunde,
Hier offen, hier verhüllt, sie frißt an Allen!
Wohl lachst du heute . . . Doch gesetzt, du wärst
Mit deinem Denken frei herausgetreten
Und hättest es gesagt: „Das, was du lehrst,
Ist für mich nutzlos; heuchlerisch dein Beten“ —
Wie wären sie nicht alle hergefallen
Über den Frechen mit ergrimmtem Eifern:
„Er wagt es, seine Lehrer zu begeifern!“
Und damals fehlte dir der Scharfblick noch
Das Ganze zu durchschaun; die Kraft, das Joch

Mit einem Rucke von dir abzuwerfen.
Und als die Jahre kamen, wo sich schärfen
Dein Auge mußte, wolltest vor dem Ziele,
Das dir den Weg ins Leben bahnen sollte,
Du nicht im Rückstand bleiben gegen Viele.
Du sahst die Zeit, die stetig abwärts rollte,
Und schwiegst und unterdrücktest deinen Groll,
Und als das Maaß zum Überlaufen voll,
Hat dir der Mut, der lang gebändigte,
Gefehlt: dein dumpfer Sinn verständigte
Sich mit dem Tage, den er hassen mußte.
— Und so bist du ins Leben eingetreten,
Das erst nichts mit dir zu beginnen wußte,
Und nahmst die Lüge mit von jenem Ort.
Die wucherte nun munter fort und fort —
Du wurdest nicht so stark, sie auszujäten!

VIII.

Und immer wieder kehrt der starre Blick
Zu längst Vergessenem mit Scheu zurück.
Und immer klarer wird er: was schon lang
Im Strom der Jahre spurlos untersank,
Taucht wieder auf, und feine Wurzeln legen
Sich deinem Spüren bloß: du siehst, daß eng
Verknüpft sie sind mit deines Lebens Wegen.
Der Wahrheit Blick ist unerbittlich streng!
Du schlägst die Hände vor die heiße Stirn,
Und bitterer Groll zuckt durch dein fiebernd Hirn —

Ich rief sie dir! — Und all die Stunden steigen
Dir wieder auf, verbracht in stetem Bangen,
Du siehst, wie sie nach dir die Hände langen . . .
So elend waren sie — nun hilft kein Schweigen!
Siehst ihr Gefolge: all die kleinen Lügen,
Nicht zu umgehn; das häßliche Betrügen,
Von Not gefordert; der gehässige Streit
Mit den Genossen; und der schlimme Neid
Auf diese; frühen Ehrgeiz, hingelenkt
Auf falsche Ziele; und das feige Bücken
Um Gunst; das Hinten-um-sich-Drücken —
Und Alles in den Schulstaub eingezwängt,
Mit stetem Schweiß und steter Angst vermengt!
Und früh sahst du, wie nur dem Strebertum
Die Krone des Erfolges winkte: Ruhm.
So war der Kreis, in dem man fest dich hielt,
In dem sich deine Jugend abgespielt —
Frag' dich: was du verlorst, was du erzielt!

IX.

Für Schönheit schlug dein Herz. Du hättest gern
In vollem Zug am Borne der Hellenen
Sie eingesogen. Doch du sahst den Stern
In Staub versinken, dem dein junges Sehnen
In heißer, ungestümer Liebe schlug.
Denn wenn dich die Begeisterung aufwärts trug,
Zwang man sie nieder in der Sprache Bann,
Und statt, daß ihren Sinn verstehn du lerntest,
Um sich zu freun an ihrer Schönheit, sann

Man nur darauf, daß du dich mehr und mehr
Im Schwulst sinnloser Regeln ihr entferntest.
Man gab dir die Gesänge des Homer ...
Du lasest sie und konntest dich nicht laben
An ihren schlichten, zaubervollen Gaben,
Und nahmst du sie zur Hand in späten Jahren,
Dann mußtest du mit bittrem Zorn erfahren,
Daß dir derselbe Staub entgegenflog,
Den damals deine Seele in sich sog ...

X.

Du hast nach Wahrheit und nach Licht verlangt,
Doch statt den Blick dir für das Falsch' und Echte
Zu öffnen, lehrten dich die feilen Knechte,
Daß Ruhe sei die erste Bürgerpflicht.
Da war kein Einziger, der dir frei gesagt:
An ungezählten Vorurteilen krankt
Die Menschheit, nur wer voller Mut es wagt
Und ihre Ketten Glied für Glied zerbricht
Mit eigenen Handelns Kraft, der liebt die Welt
Mit wahrer Liebe als ein echter Held!
Und da war keiner, der dir diesen Mut
Zur Wahrheit eingeflößt — auf dich gestellt
Und zwischen Wahn und Irrtum hingetrieben,
Ward kühler mählich dein begeistert' Lieben,
Und was an eigener Kraft in dir geruht,
Ging langsam unter in dem großen Schwarm ...
Von Haß und Liebe ist dir — nichts geblieben!
Du schwiegst — und schwiegst — so blieb es kläglich-arm,

Dein Leben, das so reiche Keime barg,
Und fragst du jemals dich nach ihrem Sarg —
— Frag' deine Jugend! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

XI.

Man lehrte dich, es sei ein Gott da droben,
Man müsse seine weise Allmacht loben.
Sie ließen für sein Dasein Zeugnis legen
Am Altar dich. Doch du wardst nie gefragt,
Ob deiner Seele tiefstes, bestes Regen
Dir je es unumstößlich klar gesagt:
Es ist ein Gott! — Du sprachest stammelnd nach,
Was sie dir sagten. Kaum ein Zweifel brach
Hin durch die Nacht, mit der sie dich umdüstert.
Und ob die Wahrheit oft in dir auch sprach,
Ob Reue auch dich oftmals wach geflüstert:
Du sahst, die Andern taten das Verlangte,
Und du — gehorchtest, ob dir heimlich bangte ...
O Schmach und Schande! War denn Keiner da,
Kein Einziger, der dich warnte: Hast du auch
Zuvor geprüft dich, ob des Mundes Hauch,
Der schwörende, aus deinem Innern weht?
War keiner dir in dieser Stunde nah? — —
Du schwurst — und logst! Denn Lüge das Gebet,
Das nicht dem tiefsten Glaubenssinn ersteht!
Du logst! Und wußtest nicht, wie sehr du logst,
Daß du mit dieser Lüge dich betrogst
Um deines Wesens bestes, wahrstes Heil! ...
Und doch — du hattest nur geringes Teil

An diesem Trug. Die Schuld fiel Jenen zu,
Die ihre hehrste Pflicht mit Füßen traten,
Und in gewissenlos gewohnter Ruh'
Dich zwangen, eine Formel zu erfüllen,
Statt deinem Blick die Wahrheit zu enthüllen.
— Und was für Früchte keimten solchen Saaten?

XII.

Ein Jeder hat der Ketten Druck gefühlt,
Die jahrelang die Seele wund gerieben.
Und hat das Leben mählich abgespült
Die Last auch, etwas ist dennoch geblieben.
Schamlose Heuchelei und Unverstand
Träger Gewohnheit Feigheit, die noch schlimmer
Als jene beiden, haben sich noch immer
Verbunden. Fester weben sie das Band
Noch jetzt von Tag zu Tag. Dasselbe Joch,
Das einst auf unsern Stirnen ehern lag,
Es liegt auf unsrer Kinder Nacken noch,
Und keine Hand kam, die es mutig brach.
O Schmach der Zeit! Wohin wir heute sehen,
Schweift durch die Lande freieren Windes Wehen,
Doch an die Wurzel alles Übels legen
Die Axt wir nicht, die Fäule auszuroden.
Die wuchert munter fort auf altem Boden,
Erstickend schon im Keim der Zukunft Segen.
Wohl hie und da ein schwächlich-kleines Klagen,
Doch nirgend ein befruchtend-freies Wagen.
Und Keiner unter uns ist frei von Schuld,
Der weiter geht in schmählicher Geduld!

XIII.

Erinnerung hat vor ihres Thrones Stufen
Dir deine Jugend nun zurückgerufen,
Doch hat sie dir ein trostlos Bild gezeigt.
Dein Mund will reden, doch er zuckt — und schweigt.
Es ist zu spät, zu klagen, anzuklagen! —
Doch er muß immer wieder bitter fragen:
Wo waren die, die mit erhabener Liebe
Bewachten deiner Kindheit erste Triebe,
Daß sie die Keime dann zertreten ließen,
Die sie gepflegt?! — Sahst du denn, Mutter, nicht,
Wie sich dein Knabe mühsam jahrelang
Hinquälte in so grausam-hartem Zwang,
Daß er verlernte, was es heißt: genießen?
Du sahst es und du brachtest ihm kein Licht?
Und liebtest ihn so zärtlich — aber stärker
War die Gewohnheit, die es mit sich bringt,
Daß man die Jugend einsperrt in den Kerker,
Wo sie verlernt, wie schön die weite Erde,
Wie hold die Blume blüht, der Vogel singt,
Wo sie vergißt, daß in der eigenen Brust
Ein junges Herz ihr klopft voll heißer Lust,
Das nichts verschuldet, daß es elend werde . . .

XIV.

Die Jugend sei für uns die Mutter-Erde,
Aus der, Antäus gleich, wir neue Kraft
Uns ziehen dürfen immer, immer wieder,
Daß unser Können immer stärker werde,
Wenn unser Mut dem Strebensziel erschlafft

Und uns das harte Leben beugt danieder.
Zu ihrem reichen, ungetrübten Glück
Soll jeder Arme wiederkehren dürfen,
Wenn ihm das Leid kein andres ließ zurück.
Aus ihrer Quelle soll er Labung schlürfen,
Wenn ringsum wasserlose Wüste starrt.
Du schweigst und sinnst . . . ja dir, du Ärmster, ward
Die Jugend nicht gegönnt, doch deinen Kindern
Vermagst du gleiches Schicksal zu verhindern.
Laß ihre Jugend ungetrübter sein
Als deine war; laß vollen, klaren Schein
Der Wahrheit über ihnen sich entfalten,
Dann werden sie einst kommen und dir danken,
Daß du ihr Bestes ließest nicht erkalten,
Zu freien Menschen sie gemacht, statt kranken.
Du fluchst der Hand, die aus dem Paradies
Der goldnen Jugend schuldlos dich verstieß —
Du legst die Hände müßig in den Schoß,
Und deine Kinder trifft dasselbe Los!
Zu schwach, gewohnte Ketten zu zersprengen,
Laß dich nicht in die alten Gleise zwängen,
Laß nur auf ihnen die Beschränktheit schreiten —
Für deine Knaben suche freiere Weiten!

XV.

Und unsere Zeit bedarf der Mannestaten,
Der freien Stirnen und der warmen Herzen,
Um rücksichtslos die Lüge auszumerzen.
Dann wird der großen Schaar sie gern entraten,

Die auf das Alte unverständig schwört,
Dem Ruf der neuen Zeit ihr Ohr verschließt,
Weil ihr verhaßt, was ihre Ruhe stört.
Doch muß der Quell vorher gereinigt werden,
Aus dem das Ewig-Neue sich ergießt,
Dann wird ein neuer Frühlingstag auf Erden
Uns künden, daß schon wieder eine Nacht
Des Irrwahns an dem Licht der Wahrheit starb.
Und wie mein Wort, von tiefem Zorn entfacht,
Hier für das ewige Recht der Jugend warb,
Das täglich, stündlich sie mit Füßen treten,
So weiß ich, wird die Flut der großen Zeit
Auch dieses Übel mit der Wurzel jäten.
Dann wird, von Unnatur und Zwang befreit,
Uns eine starke Jugend schön erstehen,
Von der erfüllt wir unser Streben sehen,
Und wo wir selbst in Wolken Staub's gegangen,
Wird heiteres Sonnenlicht die Nachgeborenen
Mit warmen, vollen Strahlen mild umfangen . . .
Und mußten wir die Jugend auch dahin
Dem Wahne geben — ziehn doch Spätgewinn
Wir so noch aus der schmerzlich uns verlorenen! . . .

Propaganda

Dein Wort sei wie der lohende Blitz,
Der aus grollender Wolke schlägt,
Und der Lüge Haus und der Hohlheit Sitz
In rauchende Trümmer legt;
Der der Zeit, die in Nacht versunken ist
Den Weg des Heiles erhellt,
Daß der Fuß, der ehrgeiz-trunken ist
Nicht am Steine strauchelnd zerschellt!

Dein Wort soll sein wie des Hammers Wucht,
Der das Eisen schmiedet und dehnt,
Daß das weiche Herz zu stählen er sucht,
Sonst fällt es im Kampfe entsehnt.
Im Kampfe, der allwärts entsponnen ist,
Der entfesselt nun nimmer ruht —
Wer da zu siegen gesonnen ist,
Der trinke aus ihm sich Mut!

Nicht sei dein Wort wie des Frühlings Wehn
— Uns keinen Frieden es bringt.
Uns ziemt es nur, rastlos im Kampfe zu stehn
Um das ewige Ziel, das uns winkt!
So sei deiner Zeit Prophete du,
Steh' mit eherner Stirne im Streit:
Wo am stärksten er wogt, dahin trete du,
Gegen Haß und Verkennung gefeit!

Der Proletarier

Entbehrung und Schläge und Hunger und Not —
Das war es, was seine Jugend ihm bot.
Zehn Jahre im Frohn dann: vom Morgen zur Nacht
Um den Lohn seiner Arbeit durch Schurken gebracht.
Und dann nach dem Dunkel ein hellerer Tag,
Wo mit eisernen Händen sein Joch er zerbrach.
Ein Flüchtling nun zog er von Ort zu Ort
Und warb für die Sache und riß sie mit fort:
Die Brüder, die rings in den Landen weit
Der Knechtschaft, der Schmach und dem Elend geweiht.
Und die Herzen erwachten, wo er erschien . . .
Doch die Schergen ergriffen und fesselten ihn.
Zehn Jahre hielt seine wutbebende Hand
Des Gefangenen klirrende Kette umspannt.
Seine Stimme erlosch, seine Wange ward bleich,
Doch im Herzen sein Haß, er blieb immer sich gleich.
Und wieder nun zieht er von Land zu Land:
Sein Auge sprüht Blitze, seine Worte sind Brand,
Und in tausend von Herzen die Saat sich ergießt,
Aus welcher der Menschheit der Segen entsprießt,
Und er ruft die Genossen von fern und von nah:
„Auf! Stürzet die Welt! Denn der Tag ist da!"

Der Fluch der Arbeit

Der Segen der Arbeit? . . . Er heißt uns Vergessen,
Und unsere verkauften Tage durchmessen
Von seinem Joche wir wund gedrückt.
Und naht dann der Abend, dann sind wir zufrieden:
Wir verdienten uns Freude, die uns nicht beschieden,
Bevor wir den Nacken nicht tief gebückt.

Armseliger Wahnsinn verblendeter Toren!
Zur Freude bist du und bin ich erkoren —
Durch dein Leben allein hast du sie verdient.
Nur um leere, um kleinliche Tage zu kürzen,
Mit dem Trugbild von Pflicht sein Denken zu würzen,
Hat sich mit Phrasen dein Geist umschient.

Und unermessen ballt sich zusammen
Ein Chaos von Arbeit und droht zu verrammen
Für immer, für immer der Freude Tor! —
Der Segen der Arbeit? — Ja, in ihrem Segen
— Als Schatten liegt er auf all unsern Wegen! —
Fast der Schimmer der Freude sich schon verlor!

Gebückte Nacken gilt es zu heben,
In tote Adern zu gießen ein Leben,
Das Freude, Freude, Freude nur kennt;
Den Staub zu waschen von grauen Stirnen,
Den Staub zu wehn aus vertrockneten Hirnen,
Ein Licht zu entzünden, das heiter brennt.

Das Licht der Vernunft, das — vorbei an den Worten
Des Wahnes züngelnd — die ehernen Pforten
Der Zukunft mitleidlos offen stößt:

Wir wallen hinein in die leuchtenden Hallen,
Ein Taumel der Freude hat uns befallen,
Und vom Bann der Vergangenheit sind wir erlöst!

O Fluch der Arbeit: dir opfern vergebens
Wir Glück und Genuß und Freude des Lebens,
Zu tief sind in Wahnsinn und Nacht wir getaucht! —
Wann kommen nach Arbeit, nach Leid und nach Klage,
Nach Pflicht und nach Kümmernissen die Tage,
Wo die Menschheit nichts mehr zu vergessen
braucht?!

Die Stimme der Freiheit

I.

Ich rufe Euch, die Ihr in Not und Grauen
Geboren seid und lebt: Ihr sollt mich schauen!
Ich rufe, Mann, dich, der mit eherner Kraft
Verhungernd Glück und Glanz dem Reichen schafft —
Laß ab die Hand vom Werk! Dich ruft mein Schrei:
Erwache! Folge mir! — und du bist frei!
Und du, der du mich einst so heiß begehrt,
Du hast im Dienst der Lügner dich verzehrt:
Ich rufe dich — sei mein! Von morgen an
Bist unter Freien du ein freier Mann!
Und dich, du Weib, du sahst in Not und Gram
Die Kinder sterben — weißt du, wie es kam?
Weil Hunger Euch und Elend festgebannt,
Griff sie des Todes immer gierige Hand!
Ich will es stürzen, jenes feile Gold,
Dem Ihr verkauft seid: folget mir und wollt!

II.

Ich rufe nach Euch Allen, die gebückt
Am Schein des Glückes Ihr vorbei Euch drückt!
Warum habt Ihr gelitten, daß verbannt
Ich flüchtend irren muß von Land zu Land?
Ach, Ihr verstießet Euer eignes Glück —
Ich will bei Euch sein: Auf, ruft mich zurück!
Bei Euch, die ich geliebt! Gebt Liebe mir,
Haß Euren Feinden, und ich bin bei dir,
Mein Volk, das ewig bis zum heutigen Tag
In Schmerz und Knechtschaft tief entwürdigt lag!
Ich rufe heute dich zum letztenmal:
Ermanne dich! Nach allzu langer Qual
Nimm in die Hand die Fahne, die mein Zeichen,
Laß flattern sie, und Alle werden weichen,
Die dich und mich gebannt, verfolgt, entehrt —
Und zu Euch wieder sich mein Antlitz kehrt.
Wenn über allem Volk Ihr sie entrollt,
Dann bin ich bei Euch! Zaudert nicht und wollt!

III.

Was zögert Ihr? Ich will Euch Alles geben:
Glück und Gerechtigkeit, Frieden und Leben.
Nur wollt! Ruft mich, und morgen bin ich da!
Was habt Ihr zu verlieren? Ich bin nah
Und stehe wartend schon — seid Ihr bewehrt?
Ist Euer Herz gestählt, gezückt das Schwert?
Tod oder Leben gilt es zu gewinnen —
Was laßt Ihr nutzlos Tag auf Tag verrinnen?

Tod ist das Leben, das bis jetzt Euch brach,
Und Leben ist das Glück, daß ich versprach!
Doch eh' Ihr nicht die fluchbeladene Welt,
Die Euch betrog, bis auf den Grund gefällt,
Kann ich nicht kommen! — Hört Ihr, wie sie tollt,
Indessen Ihr verschmachtet? Auf und wollt!

Selbstgespräch eines Proletariers.

Ich habe einen Arm, den Arbeit stählte,
Und eine sehnige, eisenstarke Hand
Und einen Blick, der nie sein Ziel noch fehlte —
Und dieser Blick, er ist auf Euch gewandt!

Auf Euch: ein jeder Eurer blutigen Tage,
Der lustdurchrasten, wird von mir belauscht,
Indessen an mein Ohr der Meinen Klage
Wie Ruf zum Kampf, wie Ruf der Zukunft rauscht.

Ich habe meiner Sklavenkette Glieder,
Glied sie um Glied gezählt, geprüft, zerfeilt
Und weiß die Stelle, wo der Hammer nieder
An jenem Tage fällt, der sie zerteilt.

Und dann, an jenem Tag, da es zum Retten
Zu spät, tret' hin ich vor Euch drohend dicht
Und schlage die wie Glas zerbrochenen Ketten
Euch in das — nicht mehr lächelnde — Gesicht!

Ein Lied des Hohns

Daß ein Schurke in blutigen Händen
Hoch das Szepter der Züchtigung hält,
Sollst in Schmach und in Mühen du enden
— Glorreiches Opfer! — Du Sklave der Welt!

Daß der Wüstling in einer Stunde
Lachend den Schweiß deines Jahres genießt —
Dafür verblute an deiner Wunde,
Die erst mit deinem Tode sich schließt!

Daß sich die Dirne in Seide kleide
Schleiche dein Weib in Lumpen einher ...
Hungert dein Knabe? — Er hungere und leide —
Hungern und leiden — ist's nicht dein Begehr?!

Lehre ihn Treue zum Vaterlande,
Das ihn am Wege verdursten läßt,
Wenn er, verzehrt vom Sonnenbrande,
Blutend die Schwelle der Fremde küßt.

Lehre ihn Treue! — Und laß es geschehen,
Das er den Vater im Kampfe erschlägt:
Dich, der aufsteht in Sturmeswehen,
Weil er den Jammer nicht mehr erträgt!

Dann wird der König-Gaukler zufrieden
Mit seinem treuesten Volke sein.
„Gott, der Herr hat den Sieg Mir beschieden!
Sein sei die Ehre! — Der — Ruhm sei Mein!"

Und es preist ihn der Müßig-Gänger,
 Der sich in Frechheit wieder erhebt ...
Aber die Armut erzittert bänger,
 Während ihr Traum der Freiheit entschwebt ...

Der weiße Zar

Nach dem Englischen des James Thomson

Kein Titel in der Welt ist wie der meine
So stolz — ich bin kein Fürst, gesetz-gebunden,
Nicht nur ein Kaiser, Herrscher unumschränkt:
Der weiße Zar, sichtbar als Gott verehrt,
Als Gott des Himmels, wie als Gott der Erde —
 Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Durch halb Europa dehnt sich mein Bereich
Und fort durch Asien halb bis zu den Ufern
Des Ozeans, der die Neue Welt bespült;
Es zieht der Nordpol selbst ihm keine Grenze,
Im ewigen Eise erst verliert sie sich —
 Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Achtzig Millionen Untertanen dienen
Mir, ihrem Vater, Priester, Herrscher, Gott;
Das Leben meiner Kinder ist das meine,
Sie geben es auf meinen Wink als Opfer
Für unser heiliges Rußland, groß und wert —
 Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Mit Eisenketten kneble ich und binde
Die gottvergessene Hand, den Mund, der sich
Mit einem Worte gegen mich vermißt;
Die Hälfte Asiens dient als Kerker mir,
Der ungezählte Tausende vergräbt —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Doch ketten kann ich die Gedanken nicht
Der Frau'n und Männer, die das Gift des Westens,
Des tollen Westens, bis zum Wahnsinn treibt:
Gedanken heute, morgen Dynamit!
Mein Vater sank verstümmelt in sein Grab —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Zu ewiger Frohn erwachen meine Bauern
Und sinken hin, erschöpft von ihrer Frohn,
Ohne die Hoffnung auf ein besseres Sein.
Wohl hoffnungslos, doch ohne Todesfurcht
In Frieden essen sie ihr hartes Brot —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Mir sind die eigenen Schlösser Kerker nur;
Kein Bissen, der nicht Gift mir bringen kann;
Kein Schritt so sicher, daß er nicht vermag
Den Tod zu wecken, jählings wie ein Blitz —
Mir graut vor jeder Nacht, vor jedem Tag,
Zehnfach vor jenem, der mich krönen soll!

Gesang der Arbeiter: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrhunderte wir harrten,
Zaudern schon noch einen Tag;
Warten noch der rechten Stunde,
Um dann plötzlich in der Runde
Zu ersteh'n mit einem Schlag.
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Die Jahrtausende geknechtet,
Mit der Frechheit nicht gerechtet,
Stehn zum letzten Kampf bewehrt.
Schaut entlang nur unsere Reihen!
Bebt! Aus Eurer Saat gedeihen
Früchte, die Ihr nicht begehrt.
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Aus des Hungers fahlen Reichen,
Auf der Stirn der Knechtschaft Zeichen,
Kamen wir, die Ihr verbannt:
Unserer Weiber blutige Tränen,
Unserer Kinder scheues Sehnen,
Haben uns hinausgesandt.

Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Was das Elend uns gelassen:
Ein vom Schmerz genährtes Hassen
Werfen in die Wage wir.
Glaubt es unsern bleichen Mienen,
Es ist Ernst! — Wenn einst erschienen
Unser Tag, dann zittert Ihr!
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Euer Hohn und Euer Lachen,
Unsern Zorn soll es entfachen
Heißer, bis Ihr nicht mehr lacht!
Bis die Schande Eures Lebens
Euch zermalmt, und Ihr vergebens
Euch verbergt im Schoß der Nacht!
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrtausende wir harrten,

Warten eine Stunde noch.
Doch die Stunde naht dem Ende . . .
Und mit einem Druck der Hände
Werfen ab wir unser Joch!
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Der Alte und der Junge

Ein Arbeiter-Zwiegespräch

Sieh' —: die Sonne der Freiheit steht über den Höh'n!

Der Alte:

Ist wieder ein Tag nun der Sorgen vorbei?
Kaum mag ich noch glauben, daß es so sei...
Doch die Sonne des Abends sinkt hinter die Höh'n,
Und zur Ruhe ladet der Glocken Getön.
Zur Ruhe! — O Hohn, von Ruhe zu sprechen
Zu denen, die täglich im Joche brechen,
Deren Leben ein einziger Arbeitstag,
Der Stunde für Stunde sie stückweis brach!
Und der Tag meines Lebens — wie wird er mir lang!
Und jetzt kommen Stunden, da wird mir so bang
Und doch so leicht, als wollte beim Wehn
Des Abends die Hoffnung mir wieder erstehn —

Der Junge:

Ja, Vater, das Wehen der neuen Zeit
Umrauscht deine Schläfe — wir stehen bereit.

Der Alte:

Eine neue Zeit? — Ich glaub' nicht daran.
Die alte war schlecht — eine neue, was kann
Die Besseres bringen? — Mein Sohn, es ist immer
Die Hoffnung der Lüge lügender Schimmer!

Ich habe gelebt — und in siebenzig Jahren
Die Leiden von siebzig Leben erfahren.
Ich wollte, ich wäre vor fünfzig gestorben,
Ich hätte mir fünfzig der Ruhe erworben!
Du kennst es, mein Sohn — so wie es begann,
So vom ersten zum letzten Tag es zerrann:
Es war Arbeit des Sklaven in stündlichem Frohn,
Und der Arbeit des Sklaven ward niemals ihr Lohn.
Ich habe geschafft und hab' sie bereichert —
Sie haben gepraßt und haben gespeichert,
Indes ich gehungert von Tag zu Tag.
Ja, so war das Leben, das auf mir lag,
Das Leben, zu dem wir — Mann, Weib und Kind —
Die in Armut geborenen, verstoßen sind . . .
Und das ist der Schluß: daß nun preisgegeben
Der Gnade Jener mein kraftloses Leben!
Doch lieber, als an ihren Tischen lungern,
Die ich gedeckt, will am Weg ich verhungern!
— Ja, das Leben des Alters ist heute schwer,
Und der Wunsch seiner Jugend: der Tod, sein Begehr.

Der Junge:

Ich halte dich, Vater, und werde dich halten,
Bis einst deine müden Lippen erkalten.
Doch erst sollst der Zukunft ins Auge du sehn,
Ihr Atem, er soll noch dein Alter umwehn.
Denn wisse die Kunde: in allen Landen
Sind in Schaaren die Brüder und Schwestern erstanden,
Und sie haben die Hände zum Kampf sich gegeben,
Und sie schreiten entgegen dem neuen Leben,

Und Keiner hält ihren stürmischen Lauf,
Dem Glück und der Freiheit entgegen, mehr auf!
Auf dem Throne der König, der Pfaff am Altar,
Im Golde der Räuber erbleicht unserer Schaar!

Der Alte:

Mein Sohn, o wie gerne möcht' ich dir glauben!
Nicht will ich die Hoffnung und Freude dir rauben.
Doch sieh', auch unsere gemordeten Tage,
Wir trugen nicht stets sie mit nutzloser Klage.
Auch wir, wir haben uns oftmals geeint,
Um die Freiheit, die schöne, zu kämpfen gemeint,
Um das Banner der Führer uns treulich geschaart —
Und nicht eine Enttäuschung blieb uns erspart!
Sie haben geredet, getröstet, versprochen
Und uns, den Vertrauenden, Alles gebrochen.
Wir haben gekämpft und wir wurden vernichtet,
Und sie, unsere ‚Helden', wer hat sie gerichtet?!
Wir banden uns fester nur unser Los
Und blieben im Elend, und sie — wurden groß!
Es sind Lügner, mein Sohn, und wer ihnen glaubt,
Ihm wird Hoffnung und Glaube und Liebe geraubt!

Der Junge:

So war es, mein Vater, und aus Eurem Erliegen
Ersteht uns die Hoffnung auf freudiges Siegen!
Denn wir haben die köstliche Lehre gezogen
Aus der Lüge derer, die Euch belogen:
Hinfort nur uns selbst — uns selbst! — zu vertraun,
Und so werden die Zukunft wir auferbaun!

Der Alte:

Deine Worte, sie klingen verheißend und gut,
Doch mir, dem Enttäuschten, mir fehlt jetzt der Mut.
Und sage: Ist jeder unter Euch stark,
Sich selbst zu vertrau'n bis ins innerste Mark?

Der Junge:

Er ist es! — Der Freiheit, zu der wir geboren,
Ihr haben wir einzig uns Alle verschworen.
Doch nun höre die Lehre:
„Der Mensch ist frei!
Nicht sei er beherrscht, von wem es auch sei!
Sein ist seine Arbeit, und sein ist ihr Lohn,
Und er stehe hinfort in Keines mehr Frohn!
Sein ist sein Dasein! — Nicht braucht er zu geben
Den Andern: dem Staat, sein Glück und sein Leben!
Er kennt keinen Gott mehr: nicht ist mehr dem Wahn
Des Glaubens der Andern er untertan!
Frei ist seine Liebe! — Und sein ist das Recht
Zum Leben: sein Feind nur, wer sich erfrecht,
Ihm dies Leben zu schmälern. —" ... So ist die Welt,
Die neu nun sich baut, und die alte zerschellt.

Der Alte:

Ich sinne — und sinne — und kann's nicht verstehn ...
Soll jeder die eigenen Wege nur gehn?
Gelenkt nicht von oben, die Puppe am Draht?
Verpflichtet nicht mehr jenem Räuber, dem Staat?

Nicht Arme, nicht Reiche? — Noch Starke und Schwache?
In sich selber nur dienend der Menschheit Sache?
Kein Gesetz mehr, kein Zwang, keine Autorität?
Ob dann alle Ordnung nicht untergeht?!

Der Junge:

Die ‚Ordnung' von heute, ja, die wird vergehn!
Doch auf eigenen Füßen wird Jeder stehn,
Seine Würde als Mensch über alles schätzen
Und darum die keines andern verletzen!
Doch frei muß er sein — in der Ketten Geflecht,
Der Herrscher und Sklave ist friedlos und schlecht!

Der Alte:

Wohl leuchtet dein Wort wie ein zündender Blitz,
Doch es findet im Hirne so leicht nicht Sitz.

Der Junge:

Ihr vertrautet den Andern und mußtet erliegen,
Wir vertrauen der Freiheit, und wir werden siegen!
Auf des Einzelnen unerschüttertes Selbstvertrau'n —
Da gilt es die neue Erde zu bau'n!

Der Alte:

Wie könnte das Streben nach Freiheit ich tadeln!
Doch wird sie Euch Alle, Euch Alle auch adeln?

Der Junge:

Sie wird es! Denn sieh, mit der Armut Verderben
Muß Verbrechen und Laster verschwinden und sterben.

Der Alte:

Und die Lehre, die neue, wie nennt Ihr sie?

Der Junge:

Nach der Freiheit nannte sie sich: Anarchie!
Jeder Einzelne von uns ist stolz ihr Träger,
Ist der Zukunft Sprecher und der Gegenwart Kläger!

Der Alte:

O die Tage der Freiheit, könnt' ich sie Euch geben!
Ich wollte mein Leben noch einmal leben.

Der Junge:

Du kannst sie nicht geben, mein Vater, und keiner,
Denn die Freiheit besitzt nicht ein Volk oder Einer,
Die Freiheit Aller ist Freiheit des Einen,
Und die Freiheit küßt Alle nur, oder keinen.

Der Alte:

Und wann kommen die Tage, die sie Euch bringen?
Sie kommt nicht von selbst, Ihr müßt sie erringen,
Mit eisernen Händen die flatternden Falten
Des luftigen Gewandes der Flüchtigen halten.

Der Junge:

Sag', hörst du nicht oft in den Stunden der Nacht,
Wenn die Welt verstummt, und dein Auge wacht,

Die Erde in Krämpfen erzittern und beben,
Als wolle ein neues, ein reineres Leben
Der Welt sie gebären?

Der Alte:

Ich höre es wohl.

Der Junge:

Und hörst du ein Brausen nicht, grollend und hohl?
Horch, das ist das Echo von künftigen Tagen,
Es kommt, uns die Kunde der Zukunft zu sagen . . .
Und lauter und lauter das Echo ertönt,
Unter eisernen Füßen die Erde stöhnt . . .
Und Thron und Altar beginnen zu wanken,
Und die Götzen des Goldes geraten ins Schwanken . . .
Und der Marschtritt der Massen wird lauter und lauter,
Und der Zuruf der Brüder wird freudiger und trauter . . .
Und sie kommen hervor aus den Höhlen der Not,
Und wie Eins klingt nach Freiheit der Ruf und nach Brot . . .
Und die Massen wachsen — was entgegen sich stemmt
Wird verschlungen vom Strom, der die Welt überschwemmt!
Und dann: auf den Trümmern zerborstener Paläste
Erhebt sich die Menschheit zum Freiheitsfeste,
Und was uns geknechtet, liegt alles bezwungen:
Die Erde ist unser! Der Sieg ist errungen!!

(Pause.)

Der Alte:

Ich lausche . . . Dein Glaube, er lehrt mich verstehn.
Nimm den Wunsch denn des Alters: Du mögest sie sehn,
Die Tage des Glücks und der Freiheit, mein Sohn,
Und sie, die sie schafft: die Revolution!

Der Junge:

Ich werde sie sehen, und sollte mein Leben
Der Zukunft der Welt zum Opfer ich geben. —
Sieh' —: die Sonne der Freiheit steht über den Höh'n
Und sie leuchtet, wie nie sie geleuchtet, so schön! . . .

Revolution

Gesänge der Empörung

Das ist der grause Fluch des Lebens,
Vor dem des Herzens Schlag erbebt,
Vor dem Vernunft sich zweifelnd wendet,
Vor dem ersterben muß, was lebt:

Sie, die in Lüge leben — glücklich!
Die Wahrheitssucher — elend wir!
Und unaufhörlich pocht die Frage:
Was ist's — das — zwischen dir und mir?

Was ist's? was ist's? — und über Tiefen
Und Höhen taumeln fort wir, fort,
Bis unser Mund kein Wort mehr findet
Bis unsers Hirnes Kraft verdorrt . .

Das Leben

Ein Fragment

(1884)

— — nur ein Leben
Voll heißer Sehnsucht nach der Menschheit Glück...
Shelley.

Ich hasse das Leben,
Das furchtbare Leben,
Mit glühendem Haß!

— — — — — —

Ich kann nicht anders!
Wohin ich auch sehe:
Nur trostloses Elend
Und siegloses Kämpfen
Und wilde Verzweiflung,
— Und alles zersplitternd
Im besten Vollbringen,
Und alles erliegend
Auf halbem Weg! ...
— Wie jammervoll Alles!
Und doch — wie titanisch=
Gesteigert die Kraft!
Sind das dieselben
Menschen, die sich in
Jahrtausendlangem

Entsetzlichen Kampfe
Von Stufe zu Stufe
Emporgerungen?
Empor vom Tiere
Zum denkenden Menschen,
Und immer empor,
Und weiter empor?!
Dieselben Menschen,
Die zitternd und furchtsam
Vor einem Phantome
Im Staube sich krümmen?!
Und aus derselben Hand
Ihr Heil erhoffen,
Derselben Hand,
Die einst, wie sie glauben,
Erschaffen sie hat?
Sind es dieselben?!

— — — — — — —

Sie nennen ihn Gott!
Und beten ihn an,
Ihn — der so sie erschaffen!
Ich glaube nicht!
Denn der Gedanke,
Uns so zu schaffen,
Er wäre nicht göttlich,
Nein, teuflisch gewesen!

— — — — — — —

Und wenn man es hört:
Erst schuf er die Erde,
Und dann sandte er nieder

Den einzigen Sohn
Sie zu erlösen — —
Ist das nicht Hohn?
Der blutigste Hohn?!
Und an ihn glauben,
Und ihm noch dienen
In „kindlicher Demut“ —
Das sollen wir?
— — — — — — —

Was wollte er denn?
War es ein Spiel?
Ein furchtbar-grausames?
Ein Experiment,
Einmal zu versuchen,
Wie stark denn ein solches
Elendes Menschengeschöpf
Im Ertragen von Weh sei?
Was war es denn sonst?
Eine Laune? — —
Nein! nein! es kann nicht,
Es kann nicht so sein! —
— — — — — —

Wenige nur fühlen
Den Schmerz um die Menschheit,
Den markdurchbebenden,
Der weher schmerzt
Als weheste Qual!
Und wenige haben
Den Mut zur Wahrheit,
Den leuchtenden Mut,

Der kraftvoll verkündet,
Das, was er muß!
Doch ist es nicht nutzlos?
Laß sie gehen!
Die Menge muß blindlings
Dem Wahne folgen,
Und schlagen wir heute
Den Götzen zu Trümmern,
Sicher ersteht
Schon morgen ein neuer,
An den sie sich klammert!
Nein, ich sage anders:
Unselige Wahrheit
Ist tausendmal besser,
Als glückliche Lüge!
Und so sage ich denn:
„Und ehe du, Menschheit,
Die alten Fesseln,
Die alten Lügen,
Nicht von dir geworfen,
Denkst nimmer du frei!“

— — — — — —

Was ist das Leben? —
Schmerzen bereitend,
So trittst du hinein —
Schmerzen bereitend,
Verläßt du es wieder.
Und was liegt dazwischen? . . .
Umlauert vom Tode
Und zahlloser Krankheit

Und nie endender Wirrnis
Und der ekelsten Schmach —
Das ist die Spanne,
Die du Leben nennst.
Ich nenne es Sterben!
Denn das Sonnenleuchten,
Das dich umgaukelt
In heiteren Stunden,
Es zeigt dir nur herber
Die Schatten hernach!

— — — — — —

Ich hasse das Leben!
Denn ich muß sehen,
Wie Tausend- und Aber-
Tausende mühen
Tagtäglich mit allen
Fasern der Kräfte
Qualvoll sich ab . . . .
Warum? — ja, warum?
Um das elende Brot!
Das Stückchen Brot,
Daß der Körper noch länger
Dem Tode trotze!
Wir Alle lügen,
Doch keiner lügt mehr,
Als der das sich selbst
Zu verhehlen noch sucht
In frecher Zufriedenheit!

— — — — — — — —

Doch wer es erkannte —

In einer Stunde
Reißt oft der Vorhang
Dem Blicke entzwei —
Und dann sich sagte:
Es ist umsonst!
Wer dann so groß war,
Daß eigenes Elend
Er mannhaft vergaß,
Und ein letztes Erbarmen
Hinüber gerettet,
Und furchtlos hinging,
Die eigenen Kräfte
Der Menschheit zu weihen
In selbst auferlegter
Erhabener Pflicht,
Und der doch wußte,
Daß die andern Alle
Ihn steinigen würden,
Bis er erlahmte —
An den — glaube ich!

— — — — — — — —

Ihm ist ja ein Trost,
Ein letzter, geblieben:
Einst kommt ein Tag,
Der das Ende bringt . . .
Das Ende — den Tod!
Den Tod — der das Glück!
Denn was ist süßer,
Als wenn der Gedanken
Wildwogendes Meer

Zur Ruhe sich sänftigt,
Und der matte Leib
Zum ewigen Schlafe
Befreit sich legt?
Nichts, nichts ist süßer!
Zum ewigen Schlafe! ...
Zum traumlosen Schlafe! ...
  Wer ist wohl auf Erden,
Der müde gehetzt,
Nach ihm sich nicht sehnte
In glühendstem Wunsch? —
— — — — — — — — —

Das selige Ende! ...
Denn wäre der Tod
Noch nicht das Ende — —
Was dann? — was dann?! —
— — — — — — — — —

Fluch den Gesetzen!

Fluch den Gesetzen! den Werken der Kleinheit,
Die sich in törichtem Wahne vermißt,
Einzuschmieden zu tödlicher Einheit,
Was mit Gewalt nie zu einen ist!

Seht sie, die Narren, die kläglichen Tröpfe:
In ihrem Tun, welche Ärmlichkeit!
Schüttelt die weisen, bepuderten Köpfe
Ob Eurer eigenen Erbärmlichkeit,

Statt in den hallenden, starrenden Sälen,
Fern von dem Leben, das nie Ihr begreift,
Zitternde Opfer zu Tode zu quälen,
Ehe der Henker zum Richtblock sie schleift . . .

Fluch den Gesetzen! — Zerbrechet die „heiligen
Tafeln", die frech die Gewalt beschreibt,
Daß das Wrack des Staates im eiligen
Strom an den Strand dieser Zukunft treibt!

Was sich die klügelnde Narrheit erdachte,
Was sie in starrende Formen goß,
Alles, was um unser Glück uns brachte,
Weil es uns eisern zusammenschloß,

Häufet zu ragenden Stößen zusammen . . .
Ihr seid befreit, wenn Ihr lachend seht,
Wie der Wind in die lodernden Flammen
Greift und die Asche dann spurlos zerweht.

Fühlt, wie erfrischend die Hauche nun wehen!
  Freigewunden vom engenden Netz
Lernet die höchste Wahrheit verstehen:
  „Jeder sich selbst sein eigenes Gesetz!“

Nirgend mehr Kerker, die selbst wir uns bauen! —
  Alles Erkannte, es führt uns dahin,
Ihr nur zu glauben, ihr zu vertrauen:
  Freiheit, der mühlosen Ordnerin! . . .

Fluch den Gesetzen! — Zerbrechet die heiligen
  Tafeln, die frech die Gewalt beschreibt,
Daß das Wrack des Staates im eiligen
  Strom an den Strand der Zukunft treibt!

Ein Nachtbild

London, 1886

Die Straße lag im Abendschatten.
Nur mühsam warf das Licht die matten,
  Verwehten Strahlen in die Nacht.
Und heimwärts von verirrtem Gange
Trug ich das Herz, das schwere, bange,
  Gejagt von zwingend-düsterer Macht.

Entschlafen war des Lebens Reigen.
In fremdem, wunderbarem Schweigen
  Ermüdet lag die Riesenstadt:
Der langen, fiebertollen Tage,
Der niegestillten, wehen Klage,
  Des eigenen, wirren Lebens satt.

Nur meiner eigenen Schritte Hallen
Vernahm ich noch. Dem Tod verfallen
Sonst alles meinen Sinnen schien.
Selbst durch der Brücke hohe Bogen
Sah ich die Themse fortgezogen
Wie unbeweglich weiter ziehn.

Ich sah mit starrem Blicke nieder.
Und eine Nacht stieg auf mir wieder: —
Es war vor langen Jahren schon.
Da ging ich, einsam und verlassen,
Durch einer andern Weltstadt Gassen —
— Und horch! — dort — einer Stimme Ton.

Ich bannte meinen Schritt, und flüstern
Vernahm ich eine Stimme. Lüstern
Und wollustbebend zu mir drang:
„So gib mir Geld — ich bin die Deine! —“
Und dann sah ich beim Lichterscheine
Wie er sie wild und schnell umschlang.

Und in der Häuser Schatten eilen
Sah ich das Weib, und kurz verweilen —
Dann wieder stehen bei dem Mann.
Wie: — „Vater . . .“ war's zu mir gedrungen.
Schon aber sah ich festumschlungen
Die Beiden weiterschreiten dann.

Und als nun in des Hauses Schatten
Ich eilig trat, sah einen matten,

Gebrochenen Greis ich stehen dort;
In seiner Hand wie Gold es funkeln;
Sein Auge Tränenflut umdunkeln —
Und das Entsetzen riß mich fort!

Und rückwärts muß ich oft mein Denken
Zu jener Stunde schaudernd lenken,
Gebannt von einer dunklen Macht.
Wenn heimwärts von verirrtem Gange
Das Herz verlangt, das schwere, bange,
Aus sternenloser, kalter Nacht . . .

Härten

I.

Ich hasse diese wohlgenährten,
Zufrieden lächelnden Gesichter,
Das jeden seiner matten Schritte
Ängstlich abwägende Gelichter!

Und jene zimperlichen Herzen,
Die immer nur nach Anderen fragen
Und kein Gefühl des eigenen Wertes
In ihrem leeren Innern tragen!

Und jene gleißend-falschen Mienen,
Die immerdar im Staube kriechen,
Die niemals Zornesglut verschönert,
Die fromm dem Tod entgegensiechen!

Und dann im Alter, höchst beschaulich,
Behaglich-schmunzelnd, ruhig-fröhlich,
Auf ein zufriedenes Leben schauen
Und sprechen: „Wir — wir werden selig!“

Armselig seid Ihr! — Ob auch nimmer
Ich einen Euresgleichen fasse,
Ob weit sich unsre Wege scheiden,
So fühl' ich doch, daß ich Euch hasse!

II.

Und wenn wir nun einmal gestellt sind
Auf ewig in dies dunkle Tal
Und nun einmal auf dieser Welt sind,
Rings eingeengt in Angst und Qual,
Und glauben sollen, daß ein Haupt sei,
Dem dieser Jammer untertan,
Dann fordere eins ich: Daß erlaubt sei
Zu rütteln an dem frechen Wahn!

III.

Es ist ein allzu langes Sinken,
Ein allzu qualvoll-herber Tod!
Wer gab es einst denn, das Gebot,
Den Kelch so Zug um Zug zu trinken?

Und wenn nun mit der letzten Stärke
Der Mensch zum Widerstand sich hebt,
Wer muß, der mit auf Erden lebt,
Nicht Beifall spenden solchem Werke?

Nicht Jeder ist zum Joch geschaffen,
Ein Lasttier, das geduldig trägt,
Nicht Jeder schweigt dem, der ihn schlägt,
Und glaubt dem Lügenwort der Pfaffen!

Es gibt auch solche, die, zu Erben
Gesetzt, verschmähen ihren Teil,
Verachten alles Seelenheil
Und ihrem Schicksal fluchend sterben!

Die Knechtin

Sie war die Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder
all ihr Leben.
Sie sollte sich als Opfer geben, und konnte sich nicht
freudig geben,
Weil sie ein Recht zu eigenem Leben — gleich jenen —
auch im Innern fühlte,
Das erst der Tage Sorge und der Nächte Kummer von
ihr spülte.
Es hatte ihr so gar natürlich, so menschlich einst auch
ihr geklungen:
„Dein ist dein Leben!" — Aber Alles ward in das Joch
der Pflicht gezwungen.
Ihr Mann beherrschte sie brutal-gewaltsam, und die
eigenen Kinder,
Nun, sie beherrschten sie — zwar anders — jedoch von
Tag zu Tag nicht minder.

— Und als ihr Mann endlich gestorben und ihre Kinder
groß geworden,
Und sie verlassen stand an ihres verlorenen Lebens frem=
den Borden,
Da kam ihr der Gedanke wieder, der immer, immer
unterjochte,
Und — seltsam! — stetig stark und stärker an ihre
müde Stirn er pochte:
Es wäre doch vielleicht gerechter, und sicher menschlicher
gewesen
Du hättest dir ein eigenes Leben zu eigenem Glücke einst
erlesen . . .

Unschuldig verurteilt!

Wie ich zum Sünder wurde? — Nun wohlan,
Weil ich just in der rechten Stimmung bin,
Will ich's Euch sagen, und Ihr werdet dann
Vielleicht ein wenig ändern Euren Sinn — —
Vielleicht auch nicht — was liegt denn mir daran,
Ob Ihr die Heuchlermienen frömmelnd legt
In strenge Falten, oder mitleidsvoll
Bedauernd Eure Schultern zuckt! — Bewegt,
Von Allen Denen, die mich angespien,
Wird doch kein einziger — ich weiß das wohl!
Ich will's auch nicht! — Ich hab' Euch nie verzieh'n
Und fordere von Euch auch kein Verzeih'n.
Den Haß, den glühenden, will ich behalten,
Und nie soll er in meiner Brust erkalten,

So lang' ein Atemholen sie noch hebt,
So lange sie dem Tod entgegenbebt! — — —
Denn dieser Haß ist Alles, was noch mein!
Er ist die Nahrung mir, an der ich zehre,
Der Trank, den gierig ein die Lippe saugt —
Ihn zu vermehren ist, was ich begehre:
Er ist der Born, in den mein Wesen taucht,
Das Ziel, dem all mein Sein entgegenstarrt — —
Vernehmt, wie dieser Haß mein eigen ward.
Ja, ich war auch ein fromm-unschuldig Kind,
Und in mir trug ich seliges Vertrauen
Zu allen Menschen, o ich war so blind,
Daß ich in ihnen mich konnt' wiederschauen! —
So lebte lange Jahre ich dahin,
Da war ich das, was man „zufrieden" nennt —
Ich aber jauchze, daß ich's nicht mehr bin,
Denn heute meine Seele Alles kennt.
Alles: den ganzen Zwiespalt jedes Seins,
Die jammervolle Hohlheit alles Scheins ...
Ich bin nicht glücklich mehr, das ist vorbei!
Ein Tag schlug alles Glück in mir entzwei — —
Das war ein grauen-schreckensvoller Tag,
An den nicht gerne ich mehr denken mag! — —
Wohl bin ich stark geworden: o ich wühle
In allen Tiefen der zerrissenen Brust
Mit Wollustqual; wohl bin ich stark: ich fühle
Die Stirne heut' in fremdem Weh mit Lust!
Jedoch der Tag — der Tag, er war zu gräßlich,
Was er zerstörte, war zu unermeßlich ...
Jedoch ich will erzählen. Zwanzig Jahr

War alt ich, jugendfrisch und stark mein Mut,
In mir noch Kraft, die Erde zu durchstürmen,
Und Fels auf Fels zum Himmel aufzutürmen;
Voll Freude war mein Blick, noch braun mein Haar,
Noch floß mir in den Adern heißes Blut,
Und nach Genuß rief in mir Lebensglut . . .

Da griffen sie mich, schleppten zum Gericht
Mich hin — und klagten mich des Mordes an! —
Ich lachte und verteidigte mich nicht.
„Des Mordes mich, und keinem Kinde kann
Ein Haar ich krümmen! — Ein Versehen nur,
Wie bald — man kennt des rechten Mörders Spur!“ —
Man kerkerte mich ein — und immer noch
Hab' ich — verdrießlich halb gelacht. — Jedoch
Dann kam ein Tag, an dem ich nicht mehr lachte . . .
Ein Tag, der Alles nahm und Alles brachte!
Da ward es blutiger Ernst: in einen Saal
Ward ich geführt, und unter tausend Blicken,
In derer keinem leisestes Mitleid wohnte,
Ward von dem Manne, der dort oben thronte,
Ich ausgefragt — kein Ende nahm die Qual —
Man glaubte mir nicht. Hinter meinem Rücken
Ward ich verurteilt — keiner glaubte mir — —
Ich aber mußte glauben, was ich nicht
Erfassen konnte, was ein Unding schier!
Ich ward verurteilt: plötzlich ward mir Licht . . .
Ich sah vor mir in grauenhafter Klarheit
Alles — alles — — und noch einmal die Wahrheit
Schrie wild mein Mund hinaus — es war vergebens!
„Verurteilt zu Gefängnis — Zeit des Lebens!“ —

Da drang ein gellend Lachen mir vom Munde,
Das kam aus meines Innern tiefstem Grunde,
Und wie vom Schlag getroffen brach ich nieder . . .
Ich fand mich zwischen Kerkermauern wieder.

Ja, ich erwachte! — Wär' das nie gescheh'n! — —

Was soll ich von den nächsten Jahren sagen?
Es lebt kein Mensch, dem ich es könnte klagen,
Was ich erduldet, was in all den Jahren —
In zwanzig Jahren! — ich, durch nichts verschuldet,
In meinem Innern Bittres hab' erfahren — —
Und wollt' ich's schildern, was ich da erduldet,
Es würde mich ja doch kein Mensch versteh'n!
Wer könnte ahnend nur ermessen auch,
Wie in mir langsam jeder leise Hauch
Der Menschlichkeit erstickt ward mehr und mehr? . . .

Erst war ich ruhig. „Bald wirst du befreit."
Der Glaube schwand gar bald. Die Einsamkeit
Begann mich zu ersticken — und dann rief
Ich ungehört hinaus, was in mir schlief.
Ich rief hinaus, was Edles in mir lag:
Rührender Schall, der an der Wand sich brach . . .
Ich schrie hinaus die Angst, den Zorn, die Kraft,
Bis mit den Worten jeder Nerv erschlafft . . .
Und sah in stummer Pein und dumpfem Sinnen
Die Stunden — Jahre mir — hinunterrinnen!

Und dann — dann ward es in mir trostlos-leer,
Nichts regte sich mehr im erstorbenen Herzen.
In mir war Alles tot: tot alle Schmerzen,

Tot alle Hoffnung — alles, alles tot!
Ich lebte kaum mehr — nur mechanisch nahm
Ich hin die Speise, die der Wärter bot.
Fast ob der Schwachheit überkam mich Scham,
Jedoch der Körper forderte sein Recht,
Er war zu schwach, zu leugnen sein Geschlecht.
In mir war alles, alles tot — mir war
Gleichgültig alles, doch ich lebte noch,
Nicht ließ mich ganz des Seins verfluchtes Joch! —

Da kam es langsam — —: der noch in mir lag,
Der letzte Funke Lebens, er gebar,
Was jetzt mich ganz erfüllt: glühendsten Haß!
Wie der an meinem Herzen fraß und fraß!
So wie im Frühling eine Knospe brach
Er in mir auf, aus Bitterkeit geboren,
Erst klein, dann wachsend, ward er riesengroß.
Ich fühlte, Alles hatt' ich nicht verloren,
Er ward Ersatz mir für mein grausig Los.
Und jede Stunde noch vermehrte ihn,
Jedweden Augenblickes herbster Streit
Trug einen Stein zu meinem Hasse hin —
So ward ich langsam meinem Ziel geweiht!
Mein Mund ward stumm, ihm fehlte jetzt die Klage,
Mein Auge starr, es sprach nicht mehr beredt
In Worten, die ja doch kein Mensch verstand;
Mein Sinn, so wirr und schwankend, er ward stet
Und einzig hin nur auf mein Ziel gewandt.
Ich zwang den siechen Körper auszuhalten,
Und stärker ward er jetzt von Tag zu Tage;
Und in mir lebten wieder auf die alten,

Zu Grab getragenen Hoffnungen — ich wußte:
Ein Tag wird kommen, der dir Freiheit schenkt! —
Und mehr und mehr ward es mir eingesenkt,
Daß dieser Tag für mich — einst kommen mußte ...

Es kam der Tag! — — und ich war wieder frei,
Die zwanzigjährigen Fesseln fielen nieder,
Ein neuer Zufall schnitt sie jäh entzwei. —
Was einst ich war, ich sollt' es werden wieder:
Ein guter Mensch! — Ich aber ward es nicht!! — —
Dort hinter mir in Nacht — und Weh — und Gram,
Dort lag mein Leben, das nie wieder kam —
Vor mir lag nichts — nur einzig noch mein Ziel!
Nicht Freiheit! — Denn ich hatte längst verlernt,
Was frei sein heißt. — Nicht Sonnenlicht! — Das fiel
In meiner Seele Nacht vergebens. — Licht?! —
Man hatte zwanzig Jahre mir's entfernt,
Mir war es fremd geworden! — Nicht das Glück!
Das einst mir lachte in der Kindheit Tagen:
Ich wünschte seinen Schein mir nicht zurück!

Was vor mir lag?! — muß ich es Euch erst sagen? —
Die Nacht, an deren schaurig-kalter Brust
Ich zwanzig Jahre lang in Ketten lag ...
Die Nacht, die in mir auch die kleinste Lust
Ertötete ... und dann die ekle Schmach,
Die in mir alles Menschliche erstickt,
Und die mir folgt, so lang' man mich erblickt ...
Das war, was vor mir lag! Und ohne Zaudern
Trat ich zu meinem Ziele an den Gang —
Ich ging den Weg — und ging ihn ohne Schaudern,
Auf den mich ungerechte Willkür zwang! — —

Ich war befreit ... man bot mitleidige Grüße
Und Geld — es war nicht viel — ich aber nahm's
Und warf es ihnen ruhig vor die Füße ...
Wie der Verachtung Zorn mich überkam's!
Dann ging ich, und hinaus in's offene Leben,
Das sollte meinem Ziel Erfüllung geben!
Nun tat ich Schlechtes — mir erschien es Gutes!
Durch Ströme schritt ich hin vergossenen Blutes,
Von mir vergossenen Blut's! — So kalten Mutes,
Wie der Soldat in ihm gebotenem Kampf
Kühlt' ich die Stirn in frischen Blutes Dampf! —

Jedoch, wozu Euch alles das erzählen?! —
Ich könnte Eure zarten Nerven quälen!
Ich wollte Mitleid nicht. — Mitleid? — Ich lache!
Jedoch ich fordere eins: so heiß entfache
Ich auch in Euch des Abscheu's Grauen — schweigt!
Du — das mich einst verdammte — feig' Geschlecht,
Schweige! — Denn das zu fordern ist mein Recht.
Steh' stumm vor mir und schamerfüllt gebeugt —
Ich bin der Sünder größter wohl auf Erden, —
Ich bin's geworden, — weil ich's mußte werden! — —

Ich bin am Schluß: noch liegt vor mir mein Ziel,
Dem manches Lebensglück zum Opfer fiel —
Erst dann läßt mich sein grausam-grauser Bann,
Wenn ich's erreicht — dann, wenn ich sagen kann:
„Ich bin gerächt — es ist genug gescheh'n!"
Dann will ich lachend aus dem Leben geh'n ...

Frühlingswind

Und wieder fährst du durch die Lande
Auf warmen Flügeln, Frühlingswind —
Und siehst du, daß am Wegesrande
In sich gekauert weint ein Kind?
Ein Kind, das noch im vorigen Lenze
Das froheste von allen war,
Und nun schon an der letzten Grenze
Hinwankt in der Verstoßenen Schar?

Und wieder fühlst du ihre Wange,
Wie du vordem sie oft gefühlt.
Doch jetzt verbirgt sie sich dir bange,
Wie deinen reinen Kuß sie fühlt.
Weh' weiter! — auf des Segens Schwinge
Hinfliege zu des Glückes Haus!
Laß diese! — ihre Schmerzen ringe
Sie ohne deine Hilfe aus.

Du willst mit allen gleicher Güte
Verteilen deiner Gaben Wert.
Doch wisse: wer rechtlos verblühte,
Dem nie ein Frühling wiederkehrt!
So reiche deine hohen Gaben
Nur den Besitzern reinen Lichts,
Die Andern wollen sie nicht haben —
Gib jenen alles, diesen nichts!

Und wehst du wieder durch die Lande
Auf warmen Flügeln, Frühlingswind,
So weh' vorüber aller Schande,
So weh' vorüber diesem Kind.

Es wird sein Leben schweigend tragen,
Es weiß, bald endet sich sein Lauf —
Was rufst du ihm in diesen Tagen
Erinnern noch an dich herauf?

Ein Fürst

Er hat sein Volk ein Leben lang geknechtet,
An seiner Söhne Mark sich satt gezehrt,
Hat seines Landes Töchter frech entehrt —
Sie aber haben nicht mit ihm gerechtet.
Nun ist er endlich tot! — Sie aber stehen
An seinem Grab und weinen — ach, es sind
Doch wahrlich vielgetreue Untertanen!
Zwar sind sie, bei dem rechten Licht besehen,
Vor lauter untertäniger Feigheit blind,
Und eigentlich die reinsten Hundeseelen,
Die nicht, was Menschen=Wert und =Würde ahnen —
Und schließlich kümmert's dich, wenn sie sich quälen?!

Träume der Zukunft

Jugend-Phantasien

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

Goethe.

Der Stern der Freiheit

I.

Trüb hebt zu verlorenen Sternen
Sich noch unser Auge empor,
Eh' in unerreichbaren Fernen
Auch der letzte dem Blick sich verlor.

Wenn Glaube auf Glaube gesunken,
Wenn Hoffnung auf Hoffnung zersprengt,
Ein Licht ist's — vielleicht nur ein Funken —,
Um das unsere Sehnsucht sich drängt.

So vielen galt einst unser Lieben,
Und alle erloschen in Nacht! —
Nur ein Licht, das dem Glauben geblieben,
Uns es grüßt in verschwindender Pracht.

Noch hängt unser Blick an dem Funkeln
Des Lichtes der Freiheit mit Fleh'n,
Es darf in den Tagen, den dunklen,
Der Knechtschaft nicht auch uns vergehn!

Wie lange noch, daß in der Wolke
Der Zukunft es pfadlos zerstiebt?
O leuchte, du Hoffnung, dem Volke,
Denn am heißesten wirst du geliebt!

II.

Doch kann es auch plötzlich geschehen,
Bevor du uns völlig zerschellst,
Daß wir Alle geblendet dich sehen,
Wie du Erde und Himmel erhellst.

Wie befreit von der schattenden Wolke
Du segnend am Himmel stehst,
Voran dem aufjubelnden Volke
Als Leitstern und Sonne gehst!

Dann — nach tausendjährigem Schlafe —,
In dem Elend und Schmach uns umengt,
Hat endlich entschlossen der Sklave
Die verhaßten Ketten zersprengt.

Dann dürfen von Neuem wir glauben,
Die wir lange zu glauben verlernt,
Denn die Hände, gestreckt schon zum Rauben,
Sie haben das Schlagen verlernt.

Die Geißel ist ihnen entwunden! —
Stern der Freiheit, der nie mehr zerstiebt,
Nicht umsonst bist in dunkleren Stunden
Von uns du am meisten geliebt!

Eile, eile! neues Jahrhundert!

(1883)

Eile, eile, neues Jahrhundert! — Steige segenbringend herauf,
Eine Menschheit harrt dir entgegen, darum beflügele deinen Lauf!
Rette uns aus den ehernen Banden, die um uns Alle der Zeitgeist schlingt —
Müde sind wir und jauchzen entgegen dir, das uns Licht und Befreiung bringt!
Licht statt knechtender Vorurteile; Licht, das stürzet von seinem Thron
Einen Glauben, dem wir gehuldigt; das eine neue Religion
Über die Zeiten führet und Lande, welche heute ein Wahnbild zwingt,
Daß statt finsterer Gesetze die Liebe ihr allmächtiges Szepter schwingt! — —
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Nimm zum Genossen den brausenden Wind,
Rüttle uns auf aus dem bleiernen Schlafe, in dem befangen noch immer wir sind,
Scheuche die Wolke, die über dem Haupte uns Vernichtung drohet und Tod,
Senke in unsre erschlafften Gemüter einen Funken, der himmelwärts loht! —
Siehe, schon suchet im Grabe das alte für enttäuschte Hoffnungen Ruh,
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Eine Menschheit jauchzet dir zu! — — —

Ein Lied der Zeit

Es ist des Posthorns Klingen nicht mehr, dem der ruh-
lose Wanderer lauscht,
Der von gebändigter Kraft durch weiteste Fernen getragen
Auf stöhnender Eisenschiene an dir vorüberrauscht,
Bevor du recht noch mit ihm dir Frage und Antwort
getauscht,
Bevor du noch recht es vermocht, ein Wort ihm der Liebe
zu sagen.

Vorbei ist die Zeit der zarten Gefühle, die zärtlich in
Worte gebannt,
Wo Freundin und Freund in Liebe der Seelen tiefsinnig
verbunden.
Jetzt wird ein flüchtiges Wort, vergessen so schnell, wie's
entstand,
Mit Sturmeseile hinaus über Meere und Lande gesandt:
Die Zeit hat den klingenden Draht deinem maßlosen
Wünschen erfunden.

Sie sitzen nicht mehr, wenn Abends die Stunde der
Ruhe schlägt,
Vor ihren eigenen Türen und lassen die Rede nicht
wandern
Von Mund mehr zu Mund, daß Jeder sein Wort zu den
übrigen legt.
Sie lesen die Zeitung mit hastigem Blick und finden,
was Jeden bewegt,
Sie gibt ihnen Kunde tagtäglich — wer fragt da nach
Andern?

Sie haben gelernt, sich zu nutzen die Zeit: denn die Zeit ist Geld.
Sie pressen die Seele zu stündlichem Frohn und häufen ihr Wissen.
Sie kennen es wohl und treiben es Alle, das Triebrad der Welt,
Was schadet es da, wenn der Frieden des Glücks an dem rasenden Schwunge zerschellt?
Sie fühlen es kaum — sie sind Alle hinein in den Strudel gerissen.

Da dampft er hinaus, der Beherrscher der See, es bäumt sich sein Bug.
Er führt uns die Brüder hinweg von der Heimat zufriedenen Borden.
Da gellt uns im Ohre ein Pfiff: auf der rasselnden Schiene der Zug
Rast dröhnend daher — o Dämon der Zeit, der Alle uns schlug,
Wo ist die menschliche Kraft, die dir nicht dienstbar geworden?

Wohl haben bei deinem gewaltigen Flug das Glück wir entbehren gelernt,
Im duftenden Moose zu träumen, zum blauenden Himmel zu schauen.
Doch haben ein schwächlich Gelüsten im Kampf wir ums Dasein entfernt,

Und haben die köstliche Frucht mit stählernen Händen
entfernt,
Und haben es endlich verstanden, der eigenen Kraft zu
vertrauen.

Wir lenken den Blitz und wir dünken uns Herrscher im
Weltenraum.
Wir heben nicht mehr zum Himmel die müßig betenden
Hände.
Wir schlürfen ihn nicht, wir blasen ihn fort, den nichtigen
Schaum,
Und suchen die leuchtende Wahrheit in jedem dämmernden
Traum —
So ringen wir fort und empor uns — und fragen uns
nicht nach dem Ende.

Es ist eine mächtige Zeit, durchpulst von gesteigertster
Kraft.
Wer das erschauernd gefühlt, der wird sich bewundernd
ihr neigen,
Und ist er einmal hinein in den brausenden Strudel
gerafft,
Und hat er gefühlt, daß er Kind seiner Zeit — dann,
bis sie erschlafft,
Legt er mit Hand an das Werk des Jahrhunderts in
staunendem Schweigen!

Der Letzte

I.

Was groß und was schön war, Ihr habt es zerstört!
Auf die Stimme der Zukunft habt Ihr nicht gehört!
Euch duftete keine Blume, für Euch kein Vogel sang:
Das Glas an Eurer Lippe, das Euch laben sollte, zersprang.

Für Euch war nicht dieser Himmel, sein siegendes Morgenrot;
Für Euch nicht seine Sonne; für Euch nicht sein schweigender
Tod:
Was groß und was schön war, dahin, dahin, dahin —
Was lache ich immer wieder, der Einer von Euch ich
doch bin?!

Ich lebe! — Doch fliehend ruht nur auf meinem Scheitel
das Licht:
Nein, auch mir nicht dieser Morgen, auch mir dieser
Abend nicht!
Was groß und was schön war — armselig-feile Welt,
Du würfeltest um die Schönheit: auf den Letzten der
Siegwurf fällt!

II.

Der Letzte von uns, er ahnt nicht, was Schönheit und
Freiheit ist!
Er kennt nur die Langeweile, die seine Tage zerfrißt.
Er streichelt seine Hunde, küßt sein erkauftes Weib,
Und tastet mit mattem Finger an ihrem vergifteten Leib . . .

Er gähnt und reckt die Arme. Dann ruft er nach seinem
Pferd
Und reitet hinaus in die Lande, bis auf die Füße bewehrt.
Doch grüßt er nicht auf zum Himmel. Es fällt sein
träger Schuß
Das Wild, das seiner Laune blutend erliegen muß.

Und kommt ein König gegangen, wirft er sich in den Staub,
Doch des Kärrners letzte Rose pflückt er in frechem Raub,
Und er achtet doch ihres Zaubers, wie des Lächelns des
Abends kaum.
Er reitet nach Hause. Die Nacht naht. Sie schenkt
ihm keinen Traum.

III.

Der Letzte von uns: da sinkt er auf seinen goldglitzernden
Pfühl,
Stets müde und nie ermüdet. Nur widerndes Gefühl
Hält seine stumpfe Seele, den breiten Fuß gebannt.
Zuweilen hebt er zitternd im Schlafe seine Hand,

Als möchte von seinem Haupte ein Unheil er halten fern ...
So naht ein letzter Morgen. Und wenn der letzte Stern
Die letzten seiner Strahlen auf die Erde ausgeleert,
Dann hat der letzte Erbe sein Erbteil aufgezehrt.

Dann — — doch wie mag ich wissen, was dann in
der großen Welt
Die Wage zwischen Sühne und Schuld gelassen hält? —
Ich ahne, daß Recht und Unrecht dann nur noch Worte sind,
Wenn auf der müden Erde der letzte Kampf beginnt! ...

Gerechtigkeit

I.

(1887)

Gerechtigkeit — du bist nicht blind! Jedoch
Ein Gott schlang einst um deine Stirn die Binde,
Da er die Erde haßte, weil sie war.
Nun taumelst du mit kindisch-kleinen Schritten
Doch unsere Schaaren, und die Klugen fassen
Dich bei der Hand und leiten dich zu ihrem
Eigenen Vorteil, und du läßt dich lenken
Und siehst die Andern nicht, die jammernd dir
Mit aufgehobenen Händen folgen und
Dich nie erreichen, bis am Wege endlich
Sie liegen bleiben und nicht weiter können.
Gerechtigkeit — wann kommt der freie Mensch,
Ein Held, voll Löwenmut, voll Löwenstärke,
Der dir die Binde von den Augen reißt
Und dich hinführt vor das versammelte Volk,
Daß Alle, denen du vorübergingst,
Mit lautem Jubel bittend dich umfragen
Und alle Ungerechten heulend flüchten? —
Jedoch, du bist zu dicht umstellt von Jenen,
Die alles frech und ruchlos an sich rissen,
Und keiner kann hindurch durch ihre Mauern.
Sie halten ihrer Lüge Speere vor,
Und jeder, der zu dir gelangen will,
Verblutet an Gewalt! — Gerechtigkeit —?
Zu Füßen deines Throns lagern die Fürsten

Und legen deine Hand auf ihren Scheitel —
Du aber glaubst des Ärmsten Haupt zu rühren!
An deinem Throne lagern feile Priester,
Und durch ihr Singen, durch ihr lautes Beten,
Dringt nicht dein Ruf, der Alle kommen heißt,
Dringt nicht das Schrein der ungezählten Schaaren,
Die nach dir rufen, immer, immer wieder!
An deinem Throne lagern sich die Krämer
Und bergen mit dem Leibe ihre Schätze,
Um die sie tausend Andere betrogen!
Gerechtigkeit — zu deinen Füßen stehen
Die Vielen, welche deine klaren Worte
Verdeutelt tragen in das Volk, das hofft
Und deine eigenen Worte nicht versteht!
Gerechtigkeit — du bist ein Kind geworden,
Weil sie dem Weib zu lange schmeichelten!

— Und wir verlernten, ferner dir zu glauben.
Weil wir dich niemals sahn von Angesicht
Zu Angesicht — so lernten wir dich hassen!
Zu klar ist unser Blick, um noch zu glauben!
An dich? —
Vielleicht, weil wir es täglich sehen,
Wie du den Armen strafst, der hunger-gierig
Ein Stücklein Brot sich nahm von fremdem Tische,
Und wie sein Bruder, der mit schlauer List
Unzähligen das letzte Stücklein stiehlt,
Im Überflusse frevelnd weiter praßt?
Oder vielleicht, weil du die letzte Stunde
Dem Glücklichen vergällst — sollen wir glauben,

Daß diese Stunde seine Strafe sei,
Die Strafe für ein Leben voller Glück?!
Wir lachen, denn auch wir sind klug geworden.
Wir glauben auch nicht mehr an deinen Himmel
Und deine Hölle, denn wir wurden klug!
Und warum sollen wir dir ferner glauben?
Vielleicht, weil du den Mörder tötest, der
Den Wüstling schlug, der ihm sein Weib entehrt,
Und weil den Mörder du mit Purpur krönst,
Der hin sein Volk gemordet, sich zu Ehren?!
Weil jener reine Leidenschaft nur kannte?
Und dieser aller Lüge hohle Phrasen,
Und es verstand, aus edelreinem Triebe
Unmenschliche Gelüste sich zu modeln?! —
Gerechtigkeit, du bist es nicht, die straft,
Du bist es nicht, die irrt — ach, ich vergesse,
Daß sie die Augen dir verbunden haben,
Die selbstisch-frechen — — Du bist immer groß,
Jedoch du weilst nicht mehr auf unserer Erde
In deiner ersten, heiligen Gestalt! —
Wann ward das Heilige jemals nicht unheilig,
Wenn schmutzige Menschenhände es berührten? —

Nie aber stand'st du über unserer Erde!
Du hattest nie ihr Schicksal in der Hand —
Wir sind es selbst, die dich geschaffen haben,
Die Andren waren es, die dich verzerrten!

Gerechtigkeit — wann sendest deine Kinder,
Die Zwillingsschwestern: Menschlichkeit und Liebe

Und ihren Bruder Freimut — du hinaus,
Daß unsere Erde endlich glücklich werde? —

Allein dein Bruder ist dir immer treu.
Er wandelt noch mit ewig gleichem Schritte
Über die Erde, ernst und segenspendend.

Ich sehe nicht den Tag, wo uns der Kühne,
Der Freie, Starke kommt, der dir die Binde
Von deinen Augen reißt. Ich sehe nur
Den Bruder Tod mit seiner harten Hand,
Die Falten glättend, welche du gezogen,
Die Herzen heilend, welche du gebrochen,
Die Sinne einend, welche du verwirrt!

II.

(1889)

Gerechtigkeit, wie groß hat und wie schön
Der meißelnde Gedanke dich erschaffen:
Als Quelle, die dem Müden Labung spendet
Als Schooß, in dem er weinend sich verbirgt,
Als Leitstern, der die Heimatlosen ein
In ihre Heimat führt ... Die „Heimatlosen“ —
Was sage Euch ich, wenn ich jetzt zerreiße,
Was Euch vor Jahren auch ich auferbaut?!

Leicht ist es, eine neue Lüge geben:
Der Fluch des bleichen Mundes, der am stein-
Gewordenen Brote wund sich biß, er trifft
Dich nicht, der du — leichtfertiger Lügner — es

Dem schreienden Volke reichtest. Aber schwer
Ist es in diesen Tagen der Verwirrung,
Wo Liebe und Selbstlosigkeit zum Mantel
Verächtlich-feiler Seelen stets geworden,
Die Wahrheit, welche nichts verheißt, als sich,
Die Wahrheit, die auf Trümmern Schutt's, auf Haufen
Gefallener Leichen und auf Gräbern wuchert,
Aus seines Herzens leergewordener Zelle
Dem schreienden Volk als Labe hinzureichen ...
Sie starben, die Ermüdeten, verhungert,
Doch ihre Seelen sättigte ein — Wahn!
Dennoch, Euch Heimatlosen, nichts als Wahrheit!

Gerechtigkeit, Phantom, lebloses Wesen!
Du Waffe in der Schwachen Hand, die Starken
Mit ihr zu schlagen — niemals richtest du
Dich gegen jene Brust, die dich erzeugte;
Sie ist gefeit, denn sie verlacht dich nur!

Verlacht sie auch, wie Jene sie verlachen!
Ergreife das Gespenst mit starken Händen,
Erwürge es — dann strecke weit hinaus sie,
Und hinter Dunst und Nebel, welche schwinden,
Liegt offen deinem Willen eine — Welt!

Sieh' hin in eine Zeit voll Wahn und Irrsinn,
Was ist Gerechtigkeit?
— Nichts ist gerecht,
Was unsres Lebens Wagen lenken will,
Und Alles ist gerecht, was ich mir nehme,
Auf daß ich sie zu meinem Ziele führe!

Bist du der Sieger, bist du der Gerechte . . .
Bist der Besiegte du, bist du im Unrecht . . .

Ich sehe eine Welt — nein, nicht voll Schuld
— Denn es gibt keine Schuld — nein, nur voll Narren,
In der der ‚Bruder‘ seinen ‚Bruder‘ — ‚richtet‘.
Der Tor sitzt auf dem Sessel. Und der Weise
Geht stumm am eklen Possenspiel vorüber.
Ihr aber — wartet auf Gerechtigkeit!

Ja, wartet, bis sich Euer Leben neigt,
Ja, wartet, bis Jahrhundert nach Jahrhundert
Sich in den dunklen Schooß der Zeit verkroch.
Ja, spielt mit diesem Wahnbild Eurer Träume,
Das fern Euch ewig, wie der Himmel, bleibt!

Nie kommt der Held voll Löwen-Mut und -Stärke!
Und käme er, er hätte nichts zu tun,
Als machtlos zuzuschauen, wie die Welt
Das Bild des Götzen mit erdarbten Kränzen,
Von deren Blättern blutige Tränen träufen,
Und hündischem Gewinsel hoffend schmücken —

„Wir sind es selbst, die dich geschaffen haben“ —
Ja, aber Alles, was wir sehnend ‚schufen‘,
Ist Rauch und Wahnsinn, der als Eisengeißel
Erbarmungslos gekrümmte Rücken peitscht!

Ich sehe nicht den Tag, an dem dein Bild
In Trümmern hinstürzt, nimmer zu erstehen —:
Ich sehe nur (— und nichts mehr hoffe ich —)

Den Retter Tod, mit seiner starken Hand
Die Falten glättend, welche du gezogen,
Die Herzen heilend, welche du gebrochen,
Die Sinne einend, welche du verwirrt! . . .

El Escorial

El Escorial, 30. November 1886

In El Escorial, dem Dome,
Stehen düster-hohe Säulen,
Und die Schatten toter Zeiten
Gleiten zwischen ihnen hin.

In El Escorial dem Dome,
Ist ein Kreuzgang. Schwarzes Grauen
Weht von seinen Wänden nieder
Auf den Wanderer, der ihm naht.

In El Escorial, dem Dome,
Steht im Kreuzgang, halb im Schatten,
Ein geweihtes Wasserbecken.
Kaum befeuchtet ist der Stein.

In El Escorial, dem Dome,
Tritt ein Jeder zu dem Becken,
Beugt sich über seine Brüstung
Und befeuchtet seine Hand.

In El Escorial, dem Dome,
Hat im Lauf der dunklen Zeiten
Dieses Marmorbeckens Ränder
Tief der Frommen Schaar gehöhlt.

In El Escorial, dem Dome,
Wo die Zeiten spurlos sterben,
Zwingt des Wahnes dunkler Wahnsinn
Selbst den Stein zu seinem Dienst.

In El Escorial, dem Dome,
Sinkt der Mut der Wahrheit nieder.
Wieviel Jahre wird es währen,
Bis der Fels des Wahns sich höhlt?!

Die Fanatiker

Sie:

Ich reiche dir meine Hände,
Die du so oft gedrückt,
Über die bei Tageswende
So oft du dich gebückt . . .
Wie kam es, daß ich dir glaubte?
Daß ich, die Glück-beraubte,
Dich, den die Schmach bestaubte,
Unsagbar hoch beglückt?!

Es war die Schmach der Andern,
Ihr Rufen, wild und bang,
Das zu ruhlosem Wandern
Dich, den Verfehmten, zwang.
Als mich noch Lust umlenzte,
Dich schon der Schmerz umgrenzte.
Ich sah dich, und — bekränzte
Die Stirn dir, scheu und bang.

Denn unter Allen ihnen,
Die fremd und feindlich dir,
Den Feigen, bist erschienen,
Du hoch und herrlich mir . . .
Der Würfel ist gefallen!
Getrennt von ihnen Allen
Kam ich, vereint zu wallen
Verlassenen Weg mit dir!

Ich reiche dir meine Hände
Als des Glückes Gebieterin:
An des Tages stiller Wende
Kam ich, die Königin . . .
Ich komme aus hohen Gelassen,
Noch fremd ist mir dein Hassen,
Doch ich weiß: Du bist verlassen —
Hier bin ich, nimm mich hin!

Er:

Du bist zu mir gekommen,
Und sagst zu mir, du kamst,
Weil Alles mir genommen,
Die selbst du Vieles nahmst.
Nun willst du mit mir gehen,
Mit meinen Augen sehen,
Mit meinen Gedanken spähen,
Spähen, bis du erlahmst?

Das ist ein Weg, ein weiter —
Ich weiß, wie weit er ist!
Wie breit und immer breiter
Um uns die Flut sich gießt:

Keine Schmach darf dich verletzen,
Keine Tiefe dich mehr entsetzen,
Keine Lust dich mehr ergötzen —
Nacht ist, was uns umschließt!

Wie Nacht, in der die Sterne
Der Freude erblichen sind!
Du wirst lernen, was in der Ferne
Der Völker Geschicke spinnt:
Wirst lernen die Herrscher verachten,
Und den Sklaven in ihren Schachten,
Die dir dein Wohlsein brachten
Dient dein Leben, bis es zerrinnt!

Ich nehme, was du mir gegeben,
Als Freiheitsopfer an,
Bis zum Tage, wo Keiner sein Leben
Dem andern mehr opfern kann;
Bis zum Tage, wo wir, die Verlorenen,
Sehn, wie die Nachgeborenen,
Die zu Freiheits-Wahrern Erkorenen,
Im Glücke wachsen heran ...

Und nie darfst du vergessen,
Nie, auch wenn du erlahmst,
Daß du von Schranzen und Tressen
Auf immer Abschied nahmst;
Daß du in diesen Tagen
In unerhörtem Wagen
Deine ganze Jugend zerschlagen
Und als Freie zum Freien kamst!

Die Lacher

I.

Er war ein Knabe noch. Sein Lachen quoll
Von seinen Lippen froh und frei: es scholl
  Ins Herz von Allen, die es hörten.
Es rieselte wie Silberstrom vom Stein;
Wie Lebenswärme drang's durch Mark und Bein —
  Doch fremd klang es den Seelen, den verstörten.

Und Jahre gingen. Da im Freundeskreis
Saß er: die Stirne freudehoch und heiß.
  Ein Fremder saß ihm gegenüber.
Da — als er lachte in dem alten Mut,
Traf ihn ein Blick aus dessen Auge: Glut
  Und Spott gemischt, wie Schattenhauch, wie trüber.

Und schärfer sah er auf den Fremden hin.
Und plötzlich ward ihm klar des Blickes Sinn.
  Er fühlte, jener Mann verlachte ihn.
Und schärfer sah er in sein Angesicht,
Das ernst und bleich zwar, aber höhnisch nicht,
  An ihm vorüber jetzt zu sehen schien.

Und er stand auf und stieß den Stuhl zurück.
Und schon war's ihm, als weiche alles Glück
  Von seinen Wegen, weit und weiter.
Und er ging heim — auf seiner Stirne lag,
Auf seiner Jugend wie mit einem Schlag
  Ein Schatten — und er wurde breit und breiter . . .

II.

Nie lockte ihn des Lebens Schmeichelton.
Er ging in seiner Jugend Pfade schon,
  Wo selten viele Menschen gehen.
So war er meist allein; gewohnt, daß ihn
Der Schmerz mit seinem Dämmerlicht beschien;
  Gewohnt, das Fernste stets sich zu erspähen.

Sein Lächeln war des Schmerzes Lächeln nur;
War wie des Sternes Licht, wenn er die Flur
  Der Erde flieht im Niedergleiten.
Er sah die Andern und verstand sie nicht,
Denn trüb, wie Qualm sich mischt mit Morgenlicht,
  Zog durch sein Haupt hin der Gedanken Streiten.

Nur einmal saß auch er im frohsten Kreis.
Die Worte schwirrten lachend, laut und heiß
  Um ihn. Doch er blieb still in sich gesenkt.
Er dachte Fernes. Einmal nur sah er
Wie ungeduldig auf. Da sah er, — der —:
  Der ihm genüber saß, den Arm verschränkt,

Sah ihn mit kaltem Blick des Hohnes an,
Fast mitleidig — doch als er wieder dann
  Ins Aug' ihn faßte, sah er lachend fort,
Mit jenem frechen Lachen, mit dem so
Sich über unverstandene Schmerzen roh
  Der Seichte hebt, wie ein gedunsenes Wort

Sich stets die klarste Wahrheit dienstbar macht.
— Doch er fuhr auf! und hat gelacht! Gelacht
  Zum erstenmal, indessen Pupurflammen

Sein Antlitz überzog. Ihm klaffte jäh
Ein Abgrund auf, und nieder zwang sein Weh
Er stark und lachte! — Vor ihm aber schwammen

Die Bilder seines Lebens. Und von Stund'
Ging er in laute Menschenschwärme und,
Und lachte, lachte, lachte — lachte! — lachte!! —
Doch kam sein Lachen nicht so recht von Herzen.
Es war, als spotte er der eigenen Schmerzen
Darum allein, daß man sie nicht verachte!

Der Letzte seines Stammes

Er steht am Gartentor — ein schlichter Mann,
Der Letzte seines adligen Geschlechtes.
Weil er sich seines angeborenen Rechtes
Begab, ward er in Acht getan und Bann.
Hinaus stieß bebend ihn die Vaterhand.
Da kehrte er dem Heimathaus den Rücken —:
Er konnte dem, was er veraltet fand,
— Unfreien Vorurteilen — nicht sich bücken.
Er wollte frei sein! Und so schuf er sich,
Der Letzte seines Stammes, ein eigenes Leben.
Und in dem unermüdlich-harten Streben
Das Bild der Kindheit mehr und mehr verblich.
So ging ein Leben, das zum Spiel geboren,
Wie tausend andere, nicht der Zeit verloren.

Er sah den Vater nie, die Heimat wieder,
Seitdem er seinen Namen abgelegt
Und so von seiner Höhe stieg hernieder,
Daß er — zur Arbeit seine Hand geregt.

Da drang die Kunde in sein stilles Schaffen,
Daß tot der Vater sei — und er enterbt,
Da er „durch die Ideen der Zeit verderbt";
Doch sei er „stark genug sich aufzuraffen,
Und zu entsagen seinem tollen Treiben,
So solle Herr er seines Erbes bleiben".
Da wollte ihn der Schmerz der Wehmut fassen.
Er sah noch übers Grab hinaus dies Hassen,
Das nicht von Altererbtem lassen wollte.
Und er — er mußte gegen Alles hadern,
Was heilig ihm gewesen . . . Warum rollte
Dasselbe Blut nicht auch in seinen Adern?
Wie kam's, daß er so aus der Art geschlagen?
Daß ihn sein Denken auf so anderen Bahnen,
Als den von seines Hauses hohen Ahnen
Geebneten, zu andern Ziel getragen?
Doch wollte er die Heimat wiedersehn,
Noch einmal auf der Jugend Pfaden gehn.

So stand er denn am Gartentor. Es knarrte
Mißmutig, als die Hand, die arbeitsharte,
Die rostzerfressenen Stäbe offen stieß.
Und er betrat den übergrünten Pfad und ließ
Die Blicke durch die grünen Hallen schweifen.
Langsamen Schrittes ging er alte Wege,
Die er seit seiner Kindheit nicht gegangen.
Wohl fühlte er nach seinem Herzen greifen
Erinnerungen, welche längst entschlafen:
Die führten ihn verschlungen=krause Stege
Zu ersten Jahren in der Jugend Hafen.

Doch scheuchte er zurück dies feige Bangen —
Er fühlte auch: er war sich treu geblieben.
Er hatte einst die Zügel seines Lebens
In seine eigene, starke Faust genommen,
Und sicher hingelenkt durch Haß und Lieben.
Da sollte jetzt ein Längst-Vergessenes kommen,
Um seine freie Stirne zu umnebeln,
Ihn rückwärts drängend mit vermorschten Hebeln?
Er fühlte klar, das war fürwahr vergebens!
— Und da lag vor ihm seiner Väter Schloß,
Aus dem sie noch vor wenig kurzen Tagen
Den Vater in die Ahnengruft getragen.
Es wartete auf ihn — den letzten Sproß.
Der aber schritt durch seine weiten Hallen,
Die fremd dem fremden Mann geworden waren.
Er hörte seine festen Schritte schallen
Von Wand und Decke nieder, diesen kalten;
Sie schienen scheu vor ihm sich zu verwahren:
Hier dürfen keine fleißigen Hände schalten!
Hier heißt es einzig: in den alten Pfaden,
Den abgezirkelten, still weiter gehn,
Nach rechts nicht und nach links nicht um sich sehn,
Und nicht mit ‚Neuem‘ unnütz sich beladen! ...

Ein Lächeln spielte über seinen Lippen.
Ihn lockte nicht dies übertünchte Grab
Von seines Wollens klaren Zielen ab.
Nicht unter den vermoderten Gerippen
Erstorbener Zeit vermochte er zu wandeln —
Ihn trieb es an zu unablässigem Handeln!

Er hatte eine Stunde hier verträumt —
Das war genug. Es war genug versäumt.
Der Jugend war ihr volles Recht geworden.
„Nun wieder stark hinaus ins reiche Leben,
Ans Herz nun wieder deiner wachen Zeit!
Die Heimat ist dir an den fernsten Borden,
Wo du zu jeder Stunde bist bereit
Dein Bestes für der Menschheit Glück zu geben! . .“
Aus seinem Auge brach ein seltsam Leuchten.
Er aber schämte sich des Blicks, des feuchten,
Und von ihm ab fiel auch der letzte Bann.
Zum Tore trug ihn schnell sein Fuß hinaus,
In Nacht sank hinter ihm sein Vaterhaus . . .
Die Ferne um ihn ihre Zauber spann —
Der Letzte seines Stamms ein freier Mann!

Ein Zukunftstraum

Einen Vorhang seh' ich wallen,
Der das ‚Heut‘ von ‚Morgen‘ trennt —
Jenes ‚Morgen‘, das uns Allen
Sehnsuchtsvoll im Herzen brennt.
Leis sinkt er zu Boden nieder,
Und es sieht der frohe Blick,
Wie die nachgeborenen Brüder
Lenkt ein sanfteres Geschick.

Sieht, wie sie der Menschheit Grenzen
Kraftvoll weiten mehr und mehr,
Ob sie auch nicht zitternd kränzen
Ein Gebild, das hoch und her,

Noch in unserem Denken lebte
Und der Kleinen Geist umspann —
Nur dem Geist, der weiter strebte,
In das leere Nichts zerrann.

Sinnend ich mein Auge wandte;
Doch als ich es wieder hob
Und den Blick zur Zukunft sandte,
Sie in Nacht mir jäh zerstob.
Wieder, wie vordem, das ‚Morgen‘
Schied der Vorhang schleiergleich,
Doch in mir lag wohlgeborgen,
Was geschaut ich, klar und reich.

Licht ward's in mir . . . Weit und weiter
Spann der Traum der Zukunft sich;
Durch die Nacht brach Sonnenlicht heiter,
Und vom Haupt die Sorge wich:
Einst, wenn über alle Lande
Brausend ein Sturmwind Freiheit trug,
Der der Knechtschaft grause Bande
An dem Fels des Rechts zerschlug —

Wird von seinem Throne steigen
Jeder Fürst, des Schmuckes bar,
Und sich voller Demut neigen
Vor dem niedrigsten der Schaar,
Und dann werden Seit' an Seite
Treu die Brüder zusammenstehn
Und zur Arbeit, nicht zum Streite,
Frei und stark als Menschen gehn.

Dann trägt jeder seines Wertes
Voll Bewußtsein in sich fort,
Schätzend so den Wert des Andern, —
Und das freigegebene Wort
Wird auf Morgenschwingen tragen
Wahrheitslicht zum fernsten Raum! . . .
— — — — — — — — — — —
Schweige! Nie in Erdentagen
Winkt Erfüllung diesem Traum . . .

Vernunft und Wahn

I.

Über die Erde wandeln die Geschlechter
Wie die Zeiten des Jahres: in ewigem Wechsel!
Und unabänderliche Gesetze
Schreibt ihnen allen die Mutter Natur.
Noch immer folgte dem Völkerfrühling,
Herbeigesehnt und herbeigerufen
Aus lichtloser Irrnis untätiger Zeiten,
Ein weichlicher Sommer des schlaffen Genießens,
Bis erntend die Späteren köstliche Früchte,
Gesät einst in dürren, unfruchtbaren Boden,
Mit lächelnder Miene der stolzen Freiheit
Erhobenen Hauptes nach Hause trugen.
Und immer noch folgten auf Zeiten des Lichtes
Lichtlose Zeiten: — statt Wissen der Glaube!

Bis endlich aus Nacht und Öde des Lebens
Holdlächelnd der Frühling der Freiheit wieder
Sich über die durstende Menschheit dehnte,
Herbeigesehnt und herbeigerufen!
Doch niemals, so lange die Menschen wandeln
Hin über die Erde, war ein Gewinn,
Dem nicht der Verlust auf dem Fuße gefolgt.
Noch nie war ein Anfang, der ohne Ende.
Anfang- und endlos ist einzig — die Welt!

Über die Erde wandeln die Geschlechter!
Den Spätgebornen lebt kein Erinnern.
Sie sind vergangen und kehren nicht wieder,
Und wie sie gelebt und wie sie gestorben —
Wir ahnen es nur, wir wissen es nicht.

Doch wie wir wurden, wir wissen es Heute!
Mit Adlerkühnheit hat freie Forschung
Den Schleier vom Haupte der Wahrheit gerissen,
Und alles, was Wunder und Glaube hieß,
Es ist gesunken in jene Nacht,
In die zu den Göttern vergangener Zeiten
Der Gott nun stürzte, den lange Jahre
Die Menschen den ‚Allerbarmer' nannten,
Und dahingestäubt ist dies Wort des Entsetzens,
Das der Wahn und der knechtische Sinn einst erdachten.
Vor unseren Augen liegt klar nun die Erde,
Auf der wir geboren, auf welcher wir sterben,
Und heimatlos stirbt der hoffende Glaube,
Ob Tausende jammern ihm schwächlich nach.

Sie bergen die Augen und wollen nicht sehen.
Zu grell ist das Licht noch für ihre Blicke,
Die immer in dämmernde Nacht nur geschaut.
Zu schwach ist ihr Fuß, um sicher zu stehen:
Er hat zwischen Irrtum und Hoffnung geschwankt
Und kann nun nicht wurzeln im Erdreich der Wahrheit.

Doch nimmer wieder wird auf den Sockel,
Von dem das Bild seines Gottes gefallen,
Der enttäuschte Glaube ein neues stellen —
Das ist vorbei! — Und das ist errungen! —

Jedoch wir wollen nicht thöricht vertrauen,
Denn immer noch folgte dem Tage die Nacht,
Und stärker als Wahrheit war immer der Wahn!
Über die Erde wandeln die Geschlechter
Mit trägen Füßen und dumpfen Herzen!
Sie sinken hinab in die Nacht des Vergessens,
Und Keiner ist mehr, der nach ihnen fragt.
Sie traf das Los, das sie sich verdienten.
Wer aber hob im Laufe der Zeiten
Den menschlichen Geist von der niedersten Stufe
Hinauf zu den Höhen der freien Erkenntnis?
— Das waren nicht Jene, von denen Geschichte
Uns prahlend meldet in blutigen Büchern,
Das war nicht die rohe Gewalt der Arme —
Das war jene flutende Kraft des Geistes,
Die fessellos frei in den Stirnen der Denker,
Im Herzen der Dichter gelebt und gewaltet!

Sie gingen voran, und die Massen — sie folgten!
Sie folgten nicht dankbar und freudig — nein, blind,
Wie immer, sie folgen dem herrschenden Führer,
Mag er sie heute in gräßliche Schlachten
„Für König und Vaterland“ frevelnd treiben,
Mag er sie morgen zum Tempel leiten
Zur höheren Ehre des „liebenden Gottes“ . . .
Sie folgen — so werden sie folgen der Wahrheit;
Mitdenken und fühlen, das werden sie nicht!

Über die Erde wandeln die Geschlechter!
Einsam wandeln die Streiter der Wahrheit.
Ihr Auge ist kalt und ihr Mund ist herbe.
Ihr Herz ist verblutet im Kampf um die Wahrheit.
Doch ihr Fuß ist nicht müde. Nur schreitet er nicht mehr
Hindurch durch die Schaaren — an ihnen vorüber
Führt jetzt sein Weg. Er kennt nur noch eine,
Noch eine von allen Göttinnen der Erde,
Die strengste und reinste, die mitleidlose:
Vernunft! — Sie leitet ihn klar und sicher,
Und ihr allein gehört noch sein Hoffen,
Und ihr allein gehört noch sein Lieben,
Und ihr allein gehört noch sein Glaube!

II.

Doch das Licht liegt schattend über der Erde.
Die es besitzen, genießen es nicht,
Und die es erkämpfen, besitzen es nicht,
Weil immer weiter zu schwindelnder Höhe
Der Sporn heißfiebernden Suchens sie jagt.

Wo sind die Glücklichen unter den Menschen?
Die Glücklichen sind die unendlichen Scharen,
Die freudig genießen den wechselnden Tag,
Und die nach Gestern zurück nicht blicken,
Und die auf Morgen nicht hoffend vertrauen;
Die nehmen, was ihnen der Zufall bietet,
Und geben, was Pflicht von ihnen verlangt;
Die tun, was die Anderen tun, und die lassen,
Was Andere lassen; die hassend und liebend
Dieselben sich bleiben ein ganzes Leben.
Sie beten zum Gott, der der Gott ihrer Zeit ist,
Und leben in Glück und sterben in Frieden.
Und niemals greift Wahrheit mit stählerner Hand
Nach ihrer Stirn und nach ihrem Herzen.
Der Gewohnheit Kinder sind alle glücklich!

Die Glücklichen unter den Menschen — wer sind sie?
Die Glücklichen sind jene Toren, die träumen,
Die immer in dämmernder Ferne Erfüllung
Des heißesten Wünschens des Herzens vermuten.
Die im Herzen die Wonne und im Auge die Träne
Sich selber für elend und unglücklich halten;
Die in tönende Worte die Lüge kleiden,
Und die es verstehen, sich selber zu täuschen,
So meisterlich, daß sie am Ende glauben,
Sie seien die Besten von allen Menschen,
Und seien die Wahrsten — und sind doch nur Träumer,
Die halb nur gelebt, ob ganz auch sich selbst.
Die Kinder des Wahnes sind immer glücklich!

Wer sind die Glücklichen unter den Menschen?
Die glücklichen Menschen, das sind die Gemeinen,
Denn die Gemeinheit ist immer zufrieden!
Sie steht am flachen Ufer des Lebens.
Sie hat nicht den Mut, sich ins Weite zu wagen,
Und doch nicht die Kraft, am Ufer zu bleiben.
So rührt sie mit schmutzigen Händen am Rande
Das Wasser und freut sich des eigenen Unfugs
Und wirft mit Steinen nach eilenden Seglern
Und spritzt mit Kot auf die Schaaren am Ufer.
Sie lebt von dem, was sie neidisch beschmutzt,
Und schaut verachtend vom sicheren Standpunkt,
Vom seichten, hinüber zu alle den Andern.
Auch das sind die Glücklichen unter den Menschen!

Und viele Andere sind glücklich=zufrieden . . .
Wo aber weilen denn Jene, die niemals
Die Täuschung, die Schlauheit, die Rohheit sich dienstbar
Zum Baue des eigenen Lebens gemacht?

Wo ist ihre Heimat? — „Sie haben nicht Heimat!"
Doch wo ist die Stätte, wohin sie sich flüchten,
Wenn müde gehetzt sie nach Ruhe sich sehnen? —
„In der eignen Brust nur; sonst nirgends — nirgends!"
Und eint sie kein Band? — „Der Gedanke allein!"
Und ist kein Zeichen, an dem sie erkennbar? —
„Das Lächeln des Schmerzes auf schweigender Lippe!"
Sie reichen sich niemals die Hände zum Bunde? —
„Nein, niemals! — für sich kämpft ein Jeder allein!"

Und was ist ihr Lohn? — „Ihr Lohn? — den empfangen
Die Andern für sie —“ Doch sage mir Eins noch:
Sie sind nicht glücklich? — „Ach, fragt mich nicht mehr!“

Die Insel der Freiheit

(Fragmente)

1.

Eine Insel liegt leuchtend gebreitet
Um die Halle von Marmor und Gold.
Zu Häupten der Himmel sich weitet,
Zu Füßen die Woge ihr rollt.

Ein Himmel voll ewiger Bläue,
Ein Meer voll unendlicher Pracht —
So begrüßt jeder Tag sie aufs Neue,
So scheidet von ihr jede Nacht.

Ist es jenes selige Eiland,
Von welchem die Vorzeit uns sagt,
Um welches die Helden von weiland
Ihr Heil und ihr Leben gewagt?

2.

Auf dieser Insel feiern alljährlich
Die Kinder der Freude ihr herrliches Fest ...
Kein Ort ist zu weit, kein Pfad zu beschwerlich:
Sie kommen von Osten, sie kommen von West.

Sie kommen in Schaaren nicht: einzeln und einsam
Entfliehn sie verstohlen dem heimischen Strand.
So wandern sie lange. Und selten gemeinsam
Begehen die Wanderer das heilige Land.

Nur wenn sie die selige Küste betreten,
So sind sie ermüdet, erlahmt und bestaubt.
Doch sie fallen nicht nieder mit Küssen und Beten —
Sie heben zum Himmel ihr Heldenhaupt!

3.

Du kommst als Freier nur: Enthüllung
Der Wahrheit — hier nicht wird sie dir.
Hier winkt dir deines Glücks Erfüllung —
Einmal im Leben winkt sie dir.

Du bist die Wahrheit. Diese Wellen
Sie tragen keine Sklaven her.
Toren und Träumer — sie zerschellen
An diesem uferlosen Meer!

4.

O wunderbares Fest der Freude,
Das diese dunkle Nacht erhellt,
Heut' schallst du durch dies Prachtgebäude,
Bald ziehst du durch die ganze Welt!

Wie werden dann die Herzen schlagen,
Wie dann die weißen Fahnen wehn,
Wenn in der Zukunft großen Tagen
Die freien Völker dich begehn!

Am Ausgang des Jahrhunderts

Eine Welt-Dichtung in dreizehn Gesängen

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, Revolution!

Erster Gesang

Bist du in dunkler Nacht, wenn Alle du verlassen,
Geschritten schon durch einer Weltstadt wirre Gassen,
Die noch vor Stunden hell im Lärm des Tages lagen?
Die Häuser ragen stumm. Um die geschwärzten Dächer
Webt sich ein Dämmerlicht. Doch schwach und immer schwächer,
Denn schon beginnt im Morgen es zu tagen.

Du schreitest lässig heim. Scharf in die Stille fallen
Hörst du mit müdem Ohr der eigenen Tritte Hallen
Und klar ihr Echo an den Wänden.
Wie schwül die Sommernacht! — Der Mond wirft seine Strahlen,
Bevor das Sonnenlicht zerstreut die seltsam-fahlen,
Weithin mit weißen, schmalen Händen.

Doch sieh' die Häuser dort, wie sie im tiefen Schatten
Sich schweigend, drohend-ernst fest aneinandergatten —
So steht das Schlechte eng zusammen
Und birgt sich feig in dunklen, dumpfen Ecken,
Um langsam immer weiter sich zu strecken,
Wenn rings erlöschen will der Wahrheit Flammen.

Und du eilst an den Häusern schnell vorüber.
— Doch schien es da dir nicht, als sei vorbei ein trüber,
  Formloser Schatten dir gezogen?
Du schaust dich um — doch alles still und leer!
— Doch dort! — und wieder! — Ist da nicht ein Heer
  Von solchen Schatten dir vorbeigeflogen?

Und du erschauderst. — Wesenlose Wesen,
Ins Heute ragend, die Gestern gewesen,
  Dem Lebenden, der weiter eilt, ein Fluch!
Ein Recht verlangend, das sie schon verloren,
In ihrer Sterbe-Stunde neu geboren,
  Und tot noch selbst sich nicht genug!

Mit beiden Füßen schon im Reich des Todes stehend
Und doch mit durstigem Blick noch müde rückwärts sehend
  In jene Welt, die ihre Heimat war;
Vielleicht im Leben ruchlos-frech geknechtet,
Vielleicht im Jubeltanz, vielleicht geächtet —
  Und festgebannt stand ihre Schaar!

So schien es deinen Sinnen, doch es schien
Dir einzig so . . . um deine Stirne fliehn
  So Träume nach durchtobter Nacht!
Die, wenn das Tageslicht die Wallenden bescheint,
Das, was sie sind, dir werden: spurlos und unbeweint
  Die Bilder eines — Traums dein kecker Mund verlacht.

Doch was sie wirklich waren, weißt du nicht.
Nicht ahnst du, daß die ‚Sterbenden am Licht‘
  Mehr sind als Bilder eines Wahnes,

Und weniger noch als wesenlose Schatten!
Ein Korn ist Wahrheit —: die die Kühnheit hatten,
Die *sahen* sie, die Geister des Orkanes!

Die sahen sie in solchen stummen Nächten,
Wenn Trug und Wahrheit fest sich ineinanderflechten,
Die sahen sie, wie du sie sahst.
Und anders doch —: Dir sind sie eitler Schein,
Doch ihnen wurden sie zu Erz und Stein.
Geh' weiter — sie sind fort, wenn du dich wieder nahst.

Sie sahen, sahen sie, wie sie mit sicherem Schreiten
So jede Nacht durchziehn der Weltstadt stumme Weiten
Und niedergehn beim ersten Hahnenschrei.
So ziehn sie jede Nacht: die Geister der Zerstörung,
Den Haß im Auge und im Herzen die Empörung,
Und sehn, wie weit ihr Werk geschritten sei!

— Noch einmal schaust du um. Doch alles still und leer.
Doch an der Ecke dort, siehst du auch dort nichts mehr?
Wie ein Gewand fühlst du es wallen,
Und wie ein Moderduft weht es um deine Stirn,
Und heißer jagt dein Blut durch dein ermattet Hirn,
In deinen Ohren tönt ein langgezogenes Hallen . . .

Da packt ein Schauder dich! Und du gehst schneller, schneller —
Und jagst dem Morgen zu, der stetig heiterer, heller
Die Angst von deinem Herzen lacht . . .
Doch oft noch fährst du auf in anderen dunklen Nächten,
Wenn Träume der Verwesung um deine Stirn sich flechten —
Und dann gedenkst du dieser, denkst du *dieser* Nacht!

Zweiter Gesang

Wenn meine Lebenswünsche im Schattentanz entflohn;
Wenn unter mir, ein Nachhall, des Lebens Schmerzenston
In jene Ewigkeit des Friedens hingestoben;
Wenn von dem Handgelenk die letzte Fessel fiel;
Wenn — im Verlieren — ich des Tages letztes Spiel
Zusammenwerfe, dann —: in ungezähmtem Toben

Bricht das, was mir Natur gegeben, aus!
Dann richte ich mich auf: das enge Haus
Wird mir zum ungeheuren Raum der Welt.
Sie schlafen Alle, und kein Menschenohr vernimmt,
Wie meiner Schritte Echo dann an der Wand verschwimmt,
Und wie mein Aufschrei wild durch nächtige Stille gellt.

Doch ist es nur ein Aufschrei: bei diesem einen Schrei,
Da kommen Alle schon, die ich mir rief, herbei —
Sie — jene Geister der Zerstörung,
Wie du sie einst gesehn in stummer Sommernacht.
Wie ein Gedanke waren sie dir, nur halb gedacht;
Und waren dir nicht, was sie sind: Empörung!

— Und dann beginnt ein Kampf. Und zwischen mir und ihnen
Ist er geendet erst, wenn hell der Tag erschienen.

Und ihre Kraft ist stärker; doch größer ist mein Mut.
Es ist ein stummes Ringen, kein Richter steht zur Seite.
Sind mit dem Frühlicht sie geflohen in das Weite,
Dann trockne ich die Stirn — und an dem Tuch klebt Blut.

Und an dem Tuch seh' ich des Schweißes blutige Flecken;
Und fühle noch nach mir sich ihre Hände recken;
Und fühle noch des Atems schwülen Brodem;
Und fühle noch, wie sie die Kehle würgend packen;
Wie sie die Nägel tief in das Gehirn mir hacken —
Und schwer und keuchend fließt mein Odem . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Das ist der Kampf, den allnächtlich, bevor das Dunkel zerrinnt,
Einsam und gramvoll auskämpft des Jahrhunderts verlorenes Kind.
Das bist auch du — das ist jener — da bin nicht ich allein! —
Zwischen Leben und Leiden fließen die Ströme im Sonnenschein.
Und sie schaukeln auf den Wellen, und jauchzend ihr Lachen erklingt,
Doch plötzlich verstummt ihr Lachen, wie ein Glas am Munde zerspringt —
Und es sind zu ermattet zum Helfen, die dann am Ufer noch stehn,
Doch sie müssen es Alle sehen, — und sie müssen es sterbend sehn! —

Dritter Gesang

Das ist der Kampf, der hundertmal sich ausgekämpft in Allen,
Auf die ein Strahl des Wahrheitsdrangs aus Zeiten-Nacht gefallen,
Und hundertmal wird er gekämpft mit jedem aufleuchtenden Tage.
Und er ist stets derselbe, ob er dort sich kämpft im Wissen,
Ob ihn allein der Dichter kämpft, in seinen Strom gerissen:
Er schreit wie Grollen und Zürnen hier, dort klingt er wie Flehen und Klage.

Derselbe stets, ob ihn der Mensch in Taten kämpft, in Worten,
Die noch berauschend gestern blühten, heute schon verdorrten:
Wenn die Tage der Freiheit gekommen, dann sind sie von Allen vergessen.
Derselbe, ob du durch ihn kämpfst, weil selbst du noch ein Sklave,

Ob du ihn kämpfst, die Knechte aufzurütteln aus dem Schlafe,
Ihr Recht an dem Rechte des Herrn, der sie ruchlos geknechtet, zu messen.

Ob der Gefangene ihn kämpft stumm hinter Kerkermauern,
Ob ihn der Arme zweifelnd kämpft in brütend-stummem Trauern —
In Allen, in Allen ist endlich das Bewußtsein der Würde erwacht.
Ob ihn ein König schaudernd träumt auf seinen Purpurkissen,
Ob ihn der Priester bebend ahnt, aus seinem Wahn gerissen —
Sie hören die Stimmen der Rächer schon wie Wettergedröhn vor der Schlacht.

Und wer nicht weiß, der denkt; und wer nicht denkt, der fragt;
Und wer nicht fragt, der zweifelt; wer noch nicht zweifelt, klagt —
Doch ein Bangen, ein Ahnen, ein Sehnen hat Alle, hat Alle ergriffen:
Ein Ton fiel hörbar niederwärts, er fiel in unsre Mitte.
Nun lauschen wir ihm immerfort bei jedem Schritt und Tritte —
Es ist ein Laut wie das Stöhnen der Wut, die noch das Schwert nicht geschliffen.

So rollt durch alle Adern er, der Kampf: schwer,
unablässig,
Sie mögen schüren ihn zum Brand, ersticken ihn gehässig:
„Ich verlange, was nie mir geworden: mein Menschen-
recht, das entehrte!“ —
Es ist derselbe blutige Kampf, ob aufschreist du in
Schmerzen.
Ob du in bangem Ahnen sinnst, den Makel noch zu
merzen.
Doch die rächende Hand hält Keiner mehr auf, die eisern
bereits bewehrte!

Vierter Gesang

Wir standen am Scheidepfahle, wo sich zwei Wege
gewendet:
Der eine wies in die Ferne, der andre ist bald geendet;
Schon blicken Jene zurück und wissen nicht mehr wohin.
Wir schritten vorwärts und sahen durch Nacht schon die
leuchtenden Weiten
Und reichten der Zukunft die Hand, hin über den Abgrund der Zeiten.
Stahlhart war unser Wille und klar und bewußt
unser Sinn.

Sie müssen sich Allem entgegen, was wahr und frei sich
nennt, stemmen,
Sie müssen, Verzweiflung im Herzen, ein Meer versuchen
zu dämmen,
Und fühlen es klarer von Tag zu Tag: sie gehen zugrunde.
Schon sehn sie zurück und messen den Weg, auf welchem
uns gehen
Mit freudig-pochenden Herzen und blitzenden Augen sie sehen.
Heil uns: die Zukunft ist unser! — Fluch ihnen: sei
ihnen die Stunde!

Von Zweifeln zernagt, von Angst gejagt, gefoltert vom eigenen Gewissen,
So sind vom erstohlenen Lager sie jäh in die murrenden Lüfte gerissen,
Und sie kämpfen den Kampf, denn sie wissen: der Kampf ist der letzte! —
Doch unser der Sieg: hinein in die Masse, die furcht-durchklaffte!
Wer ist unser Feind? — Nur eine zerrissene, lusterschlaffte,
Absterbende Kranke, die schon der Hauch der Verwesung zersetzte! —

So sieht im Spiegel die Zeit ihr angstzerfressenes Gesicht:
Der Vater erkennt sich wieder in dem eigenen Sohne nicht —
Recht nennt er, was jener fluchwürdigen Frevel nennt!
Unheiliges Wünschen die Sehnsucht, der schon die Erfüllung winkt!
Unersättlich und unrein die Lippe, die am Kelche der Zukunft trinkt!
Unlauter die heilige Flamme, die unsere Herzen durchbrennt!

Wohl wiegt er in Zweifeln das Haupt, doch hat ihn der Strom nicht ergriffen,
Ihm hat seiner Wünsche Schneide noch die wirbelnde Zeit nicht geschliffen:
Er kann uns nimmer verstehen. Und wir — verstanden ihn nie!

Noch wähnt er, das Siegel des Knechts auf des Sohnes
Stirne zu drücken,
Und sieht doch in machtlosem Zorn seines Wahnes
Kränze zerpflücken
Die Hand, der ein höherer Gedanke, als Rücksicht,
die Kraft verlieh!

Wir standen am Scheidepfahle. Wir gingen hinein in
die Weite!
Uns gibt die Hoffnung auf hellere Tage — auf Tage
des Glücks! — das Geleite!
Und mag über Leichen und Trümmer der Weg zum
neuen Leben auch gehn:
Wir wollen, daß endlich zu Ende sich kämpft der ewige
Kampf um das Rechte!
Wir wollen, daß endlich der Tag des Zorns aufleuchte
diesem Geschlechte!
Und der Sonne der Zukunft — ihr wollen auch wir
in die herrlichen Augen sehn!

Fünfter Gesang

Du warst, Erkenntnis der Natur, es, die den Schleier hob!
Vor der ‚der Traum des Ideals‘, der lügende, zerstob!
Du hast, was ‚Glaube‘ hieß, vernichtet!
Du hast den Wahn, die Phantasie, die Hoffnung vor die Stufen
Der freien, echten Wissenschaft mit Zauberkraft gerufen
Und hast die Törichten gerichtet!

Du zeigtest uns, daß nichts wir sind als Glieder in den Ketten,
Daß keine Hand sich zu uns neigt, uns liebend zu erretten,
Das ‚Mitleid‘ nur ein Wort, ein lebenbaares.
Daß ewig wir gezwungen sind, auf eigener Kraft zu stehen,
Statt mit umflortem Auge in die ewige Nacht zu sehen —
Ein Bild des Lebens gabst du uns, ein klares!

Du zeigtest uns, daß Alle wir am Anfang noch der Bahn
Zu neuem Leben stehen; daß wir wenig noch getan;
Daß wir es sind, die erst beginnen sollen!
Doch zeigtest du uns auch, daß wir nicht aus den Himmelshöhen

Geschleudert auf die Erde sind; daß wir noch Ziele sehen,
Die wir uns unterwerfen dürfen — wollen!

Und so hast du geboten uns (— und auch die Kraft verliehen —):
Aus jeder Lebensfrage stark den letzten Schluß zu ziehen
Und keinem ‚Gott‘ mehr zu vertrauen.
Und während noch um uns die Wut der Todgetroffenen gellt,
Sehn wir die Wahrheit, groß und ernst, hinschreiten durch die Welt,
Die Zukunft langsam aufzubauen . . .

Sechster Gesang

Mit Blut befleckt, doch lebensstark, so wurdest du geboren:
Das jüngste Kind der Mutter Zeit zum letzten Kampf erkoren,
Gezeugt in einer Nacht voll Finsternis und Glut.
Der Lärm der Revolutionen klang in deinen Ohren.
Und nie hast das Erinnern du an diesen Klang verloren:
Er zuckt in deinem Hirn und er durchpulst dein Blut.

Zuweilen hat er dich gepackt und aus dem Schlaf geschüttelt,
Und dann hast an den Ketten du in dumpfer Wut gerüttelt —
Doch tiefer schnitten sie hernach nur in dein Fleisch.
Und stöhnend bist in Nacht und Schmerz du da zurückgesunken.
Dir war, als hätte nie dein Blick das Frühlingslicht getrunken! —
Doch heute, wo du stirbst, fühlst du, wie Fluchgekreisch —

Ein grauenvoller Racheklang! — wie Grollen, Bitten, Klagen,
Gleich Meereswogen, welche wild das nächtige Ufer schlagen,

Gewaltig dich umbraust — Du sinnst und stehst bewegt:
Das sind die alten Töne, die dein Wiegenlied gewesen,
Und bei den alten Tönen fühlst du wieder dich genesen,
Jahrhundert du, das schon in seinem Schoße trägt

Die Zukunft einer Welt!, — Sieh, durch des Throns geborstene Fugen
Sickert die ekle Fäulnis schon! — durch Purpurmäntel lugen
Schaust du ein Knie, das bebt; ein Herz, das angstvoll zuckt.
Und unterdessen halbversteckt die wilde Völkerkatze,
Gekauert liegt sie schon bereit, daß sie die Eisentatze
Einschlägt — sieh, wie zum Sprung sie murrend schon sich duckt!

Und deines Lebens denkst du da! — Du denkst an Achtundvierzig.
Das waren Tage — weißt du noch? — so märzenhell und würzig —
Und doch: auch sie umzog der Nebeldunst der Schmach!
Und du gedenkst der Tage, da du deine Feuerbrände
Im Seinefluß sich spiegeln ließt, gedrückt in Schwielenhände —
Doch in die Nacht versank auch dieser Sonnentag!

Und Heute, wo du sterbend schon, da spornst du ins Gefechte
Den vierten Stand, den ärmsten Stand — zum Kampf für seine Rechte —

Du fühlst Gerechtigkeit dein starres Herz bezwingen.
Und eh' du in die Zeitennacht wirst stürzen, schwinden,
sinken
Wird einmal noch dein müder Mund am Blute satt
sich trinken —
Und unser Jubel soll dein Totenbett umklingen! . . .

Siebenter Gesang

... Will nun mit heiterem Mund das Lied von der Freude singen.
Lachen soll es, dies Lied, und gleich Schellengeläut soll es klingen,
Wie um zum jubelnden Tanz jeden noch Säumigen zu laden.
Denn ich liebe die Freude! Ich liebe die atmenden Lippen,
Liebe die kleinen Hände, die unter drohenden Klippen
Sich im Wasser der Freude in sorglosem Übermut baden.

Liebe die lachenden Augen, aus denen das Leben glänzt,
Liebe die strahlenden Stirnen, um welche der Leichtsinn sich kränzt,
Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals beschienen;
Liebe die Stärke der Schwachheit, die ohne heißes Bemühen
Küßt die Lippen und bricht die Rosen, die ihr — vielleicht unverdient — blühen.
— Ach, heißt doch Leben uns heute: sich Freude verdienen.

Heilig sei ihnen ihr Recht: sich im Glanze der Stunde zu freuen,
Selber sich wieder mit jeglichem Tag in der schuldlosen Lust zu erneuen.
Heilig ihr Recht: zu leben! — zu leben!! — in Freude zu leben!!!
Freude — sie ist ein Geschenk, das aus morgenheiteren Hallen
Einstens in sonniger Freude achtlos herniedergefallen —
Keiner kann es erringen; und nur Wenigen ist es gegeben!

— — Dies sei das Lied der Freude. Und mein Lied, es gehöre ihnen,
Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals beschienen.
Es ist ihr Recht. Und ihr Recht — es muß ihnen werden.
Doch nun will auch von jenen, von jenen — doch leiser — ich singen,
Welche — Verfluchte des Lichtes! — ringen, und während sie ringen,
Fast vergessen, daß sie, um zu leben, geboren auf Erden.

Welche die Lippen der Freude freiwillig und gern niemals küssen;
Welche sich jede Lust in Schmerzen erringen erst müssen —
Wohl: ‚Verlorene' nennt ihr sie Alle mit seltsamem Lächeln . . .

Ja! Berührt sie ein Kuß, so schaudern sie angstvoll zusammen.
Statt des ruhigen Lichtes begehren sie lodernde Flammen,
Heischen der Sonne Brände statt der Lüfte erfrischendem Fächeln.

Heimat — und Liebe — und Leben —: sind ihnen nur Worte,
Pochen mit bebender Hand an jede verschlossene Pforte,
Wollen die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit der Freude erst wissen.
Und um die Wahrheit zu finden, müssen ihr Leben sie wandern.
Unglücklich sind sie. Warum? — Weil doppelt unglücklich die Andern.
Ja, sie lieben die Freude und können die Wollust des Schmerzes nicht missen!

Lieber am dunkelnden Strand des ewigen Schmerzes liegen,
Lieber die leblosen Brüste des bleiernen Trübsinns umschmiegen,
Lieber die brodelnde Flut der Wasser des Todes schlürfen,
Als mit zitterndem Herzen in Hoffnung auf Glück noch zu harren,
Ewig zu zweifeln, um glauben zu können, und ewig verspottet als Narren,
Kennen die Freude und sie in Tropfen genießen nur dürfen!

Reich' mir die Hand, meiner Jugend Genosse: gewaltiger
Schmerz!
Weiter vermag ich dies Lied nicht zu singen. Zu voll
ist mein Herz.
Freude beherrscht erst die Welt, wenn Gerechtigkeit
worden uns Allen!
Wann die Tage der Freude, die Tage der Menschheit
uns kommen?
Wenn aus des Herrschenden Hand das Szepter der
Willkür genommen,
Wenn von des Geknechteten Hand die letzte Fessel
gefallen!

Einst vielleicht, wenn die Menschheit, die ganze, im
Lichte sich wiegt,
Wenn die echte Freude des Lebens auf allen Stirnen liegt,
Wenn wir nach tödlichem Kampf uns die Rechte der
Freiheit erworben,
Dann wird die Lust des Lebens auch uns allkräftig
durchdringen,
Dann will das Lied von der Freude zu Ende voll Jubel
ich singen —
Schweige, du törichter Träumer, dann bist du schon lange,
schon lange gestorben!

Achter Gesang

Dir, Volk, gehört des neunzehnten Jahrhunderts letztes
Ende!
Erwache aus dem Schlummer denn, und hebe deine Hände
Und nimm, was immer dein gewesen.
Auch dich durchpulste endlich das Bewußtsein deiner Würde;
Auch du hast in dem Lebensbuch, bevor dich ganz die
Bürde
Erstickt, ein menschlich Wort gelesen.

Und dieses eine Wort, du kannst es nie und nie ver-
gessen ...
Dein eigenes Leben hast du kühn und stark an ihm gemessen,
Und sahst: dein Leben ist dein eigen.
Und du begannst zu hassen sie, die dir es frech entrissen;
Die meisterhaft verstanden es, ihr eigenes Gewissen
Und deine Fragen totzuschweigen.

Nun, wenn am Abend müde du von der Arbeit gehst,
Nun, wenn am Tage rastlos du an der Arbeit stehst,
Tönt dieses Wort in deinen Ohren.
Es hat von Menschlichkeit, von Leben dir gesprochen.
Und an dein Herz fühlst du voll Ungestüm es pochen
Und fühlst: noch bist du nicht verloren!

Und fühlst: du, der geduldiger gewesen als der Sklave,
Fährst aus durchquälten Träumen auf nach tausend-
jährigem Schlafe,
Und wagst es endlich selbst zu denken.
Und Alles klafft dir plötzlich auf: du siehst all ihre
Lügen,
Mit denen sie umsponnen dich, siehst, wie sie dich be-
trügen,
Siehst, wie sie dich voll Falschheit lenken!

Da wallt es in dir grollend auf, und dich durchfrißt ein
Zürnen,
Und Purpurglut des Hasses flammt auf deinen Eisen-
stirnen,
Wie Sonne an der Tage Wende.
Und während sie in Winkeln sich voll Scham und Angst
verstecken,
Wirst du nach dem verlorenen Recht die müden Hände
strecken,
Und dein ist des Jahrhunderts Ende!

Neunter Gesang

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit,
Revolution!
Heißt nicht Gerechtigkeit deine Schwester? Heißt nicht
Recht dein mißachteter Sohn? —
Kehre wieder über die Höhen!
Lange standst du, das Antlitz gewendet:
Sahst nicht, wie deine Menschen geschändet,
Hast deine eigene Schmach nicht gesehen.

Kehre wieder über die Berge! Dein ist die Rache! dein!
nur dein!
Wende dein Antlitz, dein starres, hernieder, welches wie
zuckender Wetterschein
Schon so oft auf die Frevler gefallen!
Reiche uns Allen die rettende Hand,
Laß deine Stimme von Land zu Land
Hoffnung kündend und grollend erschallen!

Kehre wieder über die Berge! — Ehe in Licht das Dunkel
vergeht,
Über den Häuptern der Schuldigen zermalmend dein
gefürchteter Fuß schon steht,
Werden von Antlitz zu Antlitz dich schauen

Wir, die wir Alles und Alles verloren! —
Wir, die Verlorenen — zum Kampfe erkoren —
Rufen dich, Mutter, in heißem Vertrauen!

Härte die Herzen, die schwankend geworden, weil sie zu lange, zu lang' schon gezaudert!
Kläre den Sinn des Knechts, der noch bangt und noch schaudert,
Zeige ihm, was seines Mutes Gewinn!
Stelle mit lockenden, leuchtenden Farben
Vor sein Auge geerntete Garben,
Vor seinen Wunsch die Erfüllung hin!

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, gesegnete du!
Lächle mit einem einzigen Blicke deinen schwankenden Kindern nur zu,
Und sie werden wie Eisen sein!
Zeige die Freiheit, die er verloren,
Und das Recht, zu dem er geboren,
Jedem Einzelnen — und er ist dein!

Ja, du kommst! Und wir grüßen dich tausend-,
Tausendmal, Mutter! — Und dröhnend und brausend
Rollt unser Ruf zu des Erdballs Grenzen!
Aus den Kerkern, wo wir geschmachtet,
Über die Ruchlosen, die uns verachtet,
Sehn wir die Flammen der Freiheit schon glänzen!

Kehre wieder! — Es ruft dich die Menschheit heute am
Abend des qualvollsten Tags!
Da ist kein Herz, das nicht höher schon klopfte heiß-
auflodernden, froheren Schlags
Heute, wo eine Ahnung es streift,
Heute, wo deinem Nahen wir lauschen,
Das wie der Wipfel prophetisches Rauschen
Deiner Berge uns zwingend ergreift!

Heute in Qual wir. Und morgen schon, morgen,
Morgen vielleicht schon in Freiheit geborgen
Unsere Kinder, die über die Leichen
Ihrer im Kampfe gefallenen Väter,
Jeder Einzelne der Menschheit Vertreter,
Schweigend und ernst sich die Hände reichen!

Ja, du vernahmst unserer Sehnsucht Rufen!
Nieder der Zeiten zerfallene Stufen
Steigst du gewaltigen Schrittes schon;
Kehrst du wieder über die Berge,
Bist der Gerechtigkeit rächender Scherge,
Mutter der Freiheit, Revolution!

Zehnter Gesang

„Und wie waren jene Tage, da in Nacht die Menschen
lagen?
Sage, werden jene heller werden, welche jetzt uns tagen?
Werden Hoffnung sie und Wünsche an den Strand der
Zukunft tragen?
Wird der Sieg je unserer Zeit?
Waren jene Tage besser nicht, als unsere Tage sind,
Wo die Liebe ein Gespött nur, und der Vater flucht
dem Kind?
Sage, waren jene Tage nicht von dieser Sünde rein?"

Vor dem Knechte der Begierde beugte der Begierde Meister,
Vor dem Söldling sich der Herrscher — und allmählich
dreist und dreister
Lachten leise erst, dann lauter der Vernichtung Schatten-
geister.
Diese Saat: uns keimt sie auf.
So war jene Zeit des Friedens — eine Zeit der Knecht-
schaft war
Dies Jahrhundert, jeder Würde, jeder freien Würde bar.
Doch sie ist hinabgesunken. Hellerer Tag — er stieg
herauf!

„Gerne möchten wir dir glauben; gerne Zweifelsqual
beschwichtigen —
Aber sind nicht alle Wünsche Töchter nur des Tag's,
des nichtigen?
Trifft uns Schuld? — Nein, wir sind schuldlos. Aber
Euch und dich bezichtigen
Wir der Sünde gegen Recht!
Was ist Recht, wenn nicht geheiligt durch der Zeiten
Atemhauch?
Was uns unsere Väter lehrten, was ehrwürdig-heiliger
Brauch,
Das ist Recht! — Recht, das zu stürzen von dem Thron
Ihr Euch erfrecht!"

‚Recht' ist Euch, auf Brudernacken den geschirmten Fuß
zu setzen!
‚Recht' ist Euch, am Blut der Schwachen Euren gierigen
Mund zu letzen!
‚Recht' ist Euch, für Eure Lüste unser karges Glück zu
schätzen —
Diesem ‚Rechte' dreimal Fluch!
Dieses ‚Recht', in dessen Namen unser Streben Ihr
bekämpft,
Dieses ‚Recht', in dessen Schirm Ihr Eures Herzens
Klopfen dämpft —
Heil der Hand, die in dies ‚Recht' die Fackel ihres
Zornes trug!

„Das sind Worte! — Sind wir schuldig, wenn die Laster
sie zerfressen?

Laß sie ihre Pflicht erfüllen! Wer nicht schafft, soll auch nicht essen!
Und du wagst es, unser Leben ab an ihrem Wunsch zu messen?
Wir sind Träger der Kultur!
Doch was ist dein Volk, das rohe, das sich nie dem Schmutz enthebt,
Das dem Tag und seiner Lust nur stumpf und tierisch weiter lebt?
Komm zu uns! Bei uns erreichst du deines Strebens Ziele nur!"

Lügner! — Nie hat je so schamlos, nie ein Mund so frech gelogen!
Jenes Volk, das dich ernährt, das dich aus deiner Schmach gezogen,
Jenes Volk, das du um Alles: Leben, Glück und Licht betrogen,
Wagst du zu begreifen, Wicht?!
Nieder in den Staub! — Und beuge, beuge dankbar dich vor Jenen,
Deren Hunger, deren Jammer, deren Schande, deren Tränen
Dir es gaben, daß du wandeln darfst in des Jahrhunderts Licht!

Schweige! Nicht ein Wort mehr! Furchtbar-fordernd wird es bald erstehen,
Dieses Volk, das du ‚verachtest', und in deine Augen sehen;

Und du wirst erblinden, zittern, flehen, sterben und vergehen —
Du, der sie mit Füßen trat!
Dann gedenke dieser Worte: Heut' noch blähst du dich in Schuld,
Aber morgen wird sie reißen — die erhabene Geduld
Dieses Volks, dem endlich, endlich auch der Tag des Glückes naht!

Elfter Gesang

Von den Tagen des großen Sterbens singt jetzt mein
Lied . . .
Über uns werden sie kommen, wie der Sturm, der die
Höhe umzieht;
Wie ein Fluch, der sich endlich erfüllt; wie ein Blitz,
der sich tödlich entladen.
Das werden die Tage des Grauens, die Tage der Rache
sein . . .
Und sie, die nie Mitleid gekannt, um Mitleid werden sie
schrein —
Doch die Antwort wird ihnen: „Wo ist Euer Gott
nun, um Euch zu begnaden?

Der Gott, in deß' Namen an unserem Glück Ihr Euch
satt gezehrt?
In deß' Namen Ihr uns getreten und unsere Schwestern
entehrt?
Ihr habt es zerrissen, und nimmer knüpft wieder zwischen
Uns und Euch sich das Band!
Was war Eure Macht? — Nicht Liebe, nicht Recht! —
Eure Macht: Euer Gold,
Nun ist in den Schmutz der Gassen das gleißende hin-
gerollt,

Und es wäscht Euer Blut der Erniedrigten Schweiß
vom entwerteten Tand." —

Die Tage des Zorns! Wer in Freude gelebt, in Jammer
wird er verderben,
Doch wessen Leben ein Sterben nur war, in Hoffnung
und Lust wird er sterben,
Denn über die Gipfel der Nacht klimmt schon der
Morgen des Lichts!
Aufklaffen wird unsere Erde bei dem furchtbar-gewaltigem
Kampf.
Und der Himmel wird sich umdüstern von des Blutes
aufwallendem Dampf —
Denn es sind die Tage gekommen: die Tage des Erd-
gerichts!

Wo heute noch Städte gestanden, wird morgen Einöde
sein;
Wo nie ein Menschenruf schallte, wird gellendes Klagen
schrein —
Ein unendliches Grauen der Angst wird Alle, die
schuldig, ergreifen:
Sie werden die Ihren verlassen und über die Berge
fliehn,
Doch das Schreckensgespenst der Reue wird ihre Pfade
umziehn,
Und schluchzend werden die Erde mit krallenden Fingern
sie greifen . . .

Hier hat ein Sohn seinen Vater im Taumel des Wahn-
sinns erschlagen,

Dort eine Mutter ihr Kind, das sie unterm Herzen getragen,
Damit es nicht schaue die Tage, die schrecklicher sind, als der Tod . . .
Dort blendet ein Armer sein Auge an des rinnenden Goldes Glanz . . .
Dort schlingen sich Weiber der Lust in bacchantischem Jubeltanz,
Indessen die wankende Halle den Blinden Verderben droht . . .

In die Laute der Lust gellen Klagen der Angst — doch sie singen ein Lied,
Das, wie Waldweh'n ob rauchenden Trümmern, die jagenden Herzen umflieht —
Und das Lied — es schmeichelt den Armen, daß die Freiheit gekommen nun sei . . .
Und sie richten die Blicke zur Erde, eine Träne des Glückes rinnt nieder —
Doch da dringt in ihr Ohr ein Kreischen und Knirschen der Todesangst wieder,
Und Alle brechen sie aus in ein gellendes Jubelgeschrei:

Sie sehen zwei Feinde, die ringen: in die Kehle des einen gewürgt
Hat sich der andere, dem endlich die blutige Rache verbürgt;
Und zum Haufen schleppt er die Leiche des elenden Feindes, der einst
Das Blut dem darbenden Knecht aus den kranken Gliedern gesogen,

Der ihn um das Glück seines Lebens bis heute frevelnd
betrogen,
Und er richtet sich auf: „Wer lacht nicht? Du stirbst,
wenn du weinst!“

Doch Keiner weint! — Und sie tanzen Alle und singen laut,
Indessen der Haufe der Toten sich höher und höher staut,
Und sie singen das alte Lied, das Lied: die Marseillaïse!
Doch jählings verstummt ihr Singen — sie fühlen des
Grauens Wehn,
Und sie müssen einem Gedanken ins furchtbare Auge sehn,
Und sie fürchten sich plötzlich, daß diese bluttrunkene
Erde verwese!

Es ist ein Geruch in den Lüften, wie aus Toten-Welten
herauf,
Sie kennen die Stunde nicht mehr, den Sternen- und
Sonnen-Lauf —
Sie sehen nur ringsum gehäuft mit stieren Blicken
die Leichen.
Und sie stehen und warten auf Etwas, das dennoch nicht
kommen will;
Und langsam kriecht über die Erde ein Schweigen, furcht-
bar und still,

Und sie fühlen sich langsam hinab in die Tiefe des
Todes weichen —
Und die Erde liegt schweigend und leer, bis — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Zwölfter Gesang

Bis jede Hand verdorrte, die Anderer Arbeit stahl;
Bis jede Lust verstummte, gezeugt aus Anderer Qual;
  Bis jedes Schwert verrostet; bis jeder Schild zersprang!
Bis jede Stadt gefallen, wo Schmach und Weh gewohnt;
Bis sich entleert die Hallen, wo Schmach und Lust ge-
thront;
  Bis in der Mittaghöhe dasteht der neue Tag!

Bis aus des Menschen Seele die Zeit zwei Worte riß:
‚Beherrschen' heißt das eine — ‚Dienen' das andere; bis
  Wir Alle nebeneinander über die Erde gehn!
Bis alle Schranken fielen; bis jedes Leben versüßt;
Bis Glück zum ersten Male jede Menschenstirn geküßt —
  So lange wird die Erde im Zeichen des Sterbens stehn!

Dreizehnter Gesang

Bist du in dunkler Nacht, wenn Alle du verlassen,
Geschritten schon im Geist durch des Jahrhunderts Gassen?
Sahst du im Geist, was war? Sahst du, was kommen wird?
Noch fallen Geißelhiebe auf ihren wunden Rücken,
Noch müssen scheu sie beben, noch schweigen, noch sich bücken —
Und doch: der Tag, schon naht er, der Freiheit uns gebiert.

Wie von des Blinden Auge Träne auf Träne fällt,
So fallen unsere Tage vom Lid der Zeit: wer hält
Die Tropfen, welche fallen, Tropfen auf glühend Eisen?
Sie zischen auf, erlöschen. Und immer heißer glüht
Die unterwühlte Erde. Tag, wo, an dem erblüht
Gerechtigkeit, um uns den Weg zum Glück zu weisen?

Geh' hin und sieh' die Zeit! Sieh', wie sie jubelnd tanzen
Auf ihrer Brüder Leichen! — Sieh', wie sie sich verschanzen!
Wie Heere aufstehn, um die Frevler zu verteidigen!

Sieh', wie sie sich am Schmerz des Volkes frech ergötzeln!
Wie sie, wenn auf es schreit, es ruchlos niedermetzeln!
Sieh', wie sie Alle sich zum Bund schweigend vereidigen!

Das ist unser Jahrhundert! — Die Zeit, wo zwischen Nacht
Und Morgendämmern leise der Ruf des Tag's erwacht:
Der Eine flucht ihm, und der Andere bewundert's.
Wie langsam Tag auf Tag von seinen Tagen flieht!
Und eine Menschheit wartet und hofft — doch Keiner sieht
Den Tod todbräuend stehn am Ausgang des Jahrhunderts!

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Seite

Das Erstlingswerk „Kinder des Hochlands" erschien zuerst 1885 in Leipzig. Die Einzel-Ausgabe ist aufgehoben. — „Helene" erschien zuerst anonym Zürich 1888. Auch hier erlischt die Einzel-Ausgabe. — „Sturm" erschien in erster Auflage anonym Zürich 1888. Die zweite Auflage, sehr vermehrt und ebenfalls anonym, ebendort 1890. Die dritte und vierte, wiederum vermehrt, Zürich und Leipzig 1898. Hier liegt das fünfte Tausend vor. Zugleich erscheint das sechste und siebente Tausend als fünfte Auflage in definitiver Ausgabe.


U. C. BERKELEY LIBRAR
C057931297



